Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1910

Goethes Geburtshaus
vor 1755.
Nach dem Modell im Frankfurter Goethemuseum.


Dreher

Jahrbuch

des

Freien Deutschen Hochstifts.

1910.





Frankfurt am Main.
Druck von Gebrüder Knauer.



Inhalt.

I.

Aus den Lehrgängen.



Buddha und der alte Buddhismus.

Von Professor Dr. Hermann Oldenberg in Göttingen.

I. Vorgeschichte.

Das Interesse für Buddha und den Buddhismus, die nähere Kenntnis namentlich des älteren Buddhismus ist verhältnismäßig neu. Irre ich nicht, kommt in Goethes Werken der Name „Buddha" überhaupt nicht vor. Natürlich waren mancherlei Nachrichten über den Buddhismus aus dessen ungeheurem Reich längst der westlichen Welt zugeflossen. Aber zielbewußte Bemühung um die wissenschaftliche Herstellung seiner ältesten Gestalt datiert doch erst aus den letzten Jahrzehnten, wo die heiligen Texte des Buddhismus — wir werden weiterhin eingehender von ihnen zu sprechen haben — in ihrer allem Anschein nach ältesten erreichbaren Gestalt den Forschern zugänglich geworden sind. Für die Sprache dieser Texte besitzen wir ein wenigstens vorläufig ausreichendes Wörterbuch und dürfen hoffen, bald ein wirklich ausreichendes zu besitzen. Von allen Seiten ist eifrige und erfolgreiche philologische Bemühung in jene unvergleichlich wichtigen Urkunden eingedrungen; sie hat ihren Inhalt ermittelt und ihn in seine geschichtlichen Zusammenhänge gestellt.

Wie man nun dies Neue — dies uns Neue — mit Altbekanntem, den Gedankenwelten der westlichen Welt, zusammenordnete, traten außerordentlich scharf, neben tiefen Verschiedenheiten, auch die Züge innerer Verwandtschaft hervor. Es konnte kaum anders sein, als daß der Buddhismus mit seinen Gedanken von Erlösung und dem hocherhabenen Erlösungsbringer, von irdischem Kampf und ewiger Herrlichkeit

sich als ein östliches Gegenbild des Christentums darstellte. Ja die Frage wurde aufgeworfen, ob es nicht geboten sei weiter zu gehen als bis zu solcher Gegenüberstellung, ob nicht geradezu auf Zusammenhänge, auf Beeinflussung der christlichen Vorstellungskreise durch die älteren buddhistischen geschlossen werden könne. Doch dies Problem geht vielmehr den Historiker des Christentums an als den, der sich vorsetzt, die Geschichte des Buddhismus zu betrachten. Einwirkungen dieser Art — wenn anders sie wirklich stattgefunden haben — prägen ja doch dem empfangenden Teil, nicht dem gebenden, ihre Eindrücke auf. Daß die indische Astronomie von der griechischen gelernt hat — hier handelt es sich nicht wie dort um problematische, sondern um vollkommen sichere Einwirkungen — ist für die Geschichte der indischen Astronomie ein entscheidendes, ja das entscheidende Faktum; für die Geschichte der griechischen Astronomie ist dieselbe Tatsache durchaus nebensächlich. Wenn mir doch gestattet sein mag, als meinen persönlichen Eindruck über die Lage jener Frage auszusprechen, daß Beeinflussung des Neuen Testaments durch den Buddhismus in der Tat nicht besonders wahrscheinlich ist, so darf das eben nur als die Meinung eines Laien auf dem Forschungsgebiet, auf dem allein die Entscheidung erreicht werden kann, angesehen werden: dies Forschungsgebiet ist eben nicht das indologische, sondern das altchristliche.

Schreiten wir nun dazu, uns in dem Land und unter dem Volk umzusehen, wo Buddha, etwa ein halbes Jahrtausend vor dem Beginn unserer Zeitrechnung, gewirkt hat.

Die arischen Völker Indiens sind, wie bekannt, ihrer Sprache nach ein Glied des großen indoeuropäischen Volksstamms. Bei ihnen hieß „zwei, drei" dvi, tri; „ich gebe", griechisch didōmi, hieß dort dadāmi; „er ist", griechisch esti, hieß asti. So schließen wir auf Verwandtschaft der Inder mit den vornehmsten Völkern Europas, mit Griechen und Italikern, mit Kelten, Germanen, Slaven. Doch dürfen wir, wenn wir von solcher Verwandtschaft sprechen, die notwendigen Einschränkungen nicht vergessen. Es war ja einst für die Wissenschaft eine neue, unendlich überraschende Offenbarung, als die Sprachforschung dort in asiatischer Ferne eine Sprache von so absolut europäischem Klang und Bau

entdeckte. Begreiflich, daß unter dem Eindruck solcher Entdeckung Linguisten, die eben nur als Linguisten die Dinge betrachteten, allzuviel daraus herauslasen, daß solche Hyperbeln entstanden, wie der Satz, in den Adern des bräunlichen Bengalen rolle dasselbe Blut wie in denen seines englischen Beherrschers. Das ist viel zu viel gesagt. Vergessen wir nicht, daß Sprachverwandtschaft und Rassenverwandtschaft zweierlei ist. Die indoeuropäischem Stamm angehörige Sprache, die wir in Indien finden, ist auf weiten Wegen, in langen Wanderungen, offenbar von Europa her, dorthin getragen worden. Die Träger dieser Sprache mußten sich unvermeidlich im Lauf dieser Wanderungen mit Elementen anderer Rasse vermischen. Schon als sie in Indien eindrangen, werden sie von dem alten blonden, germanenartigen Typus weit genug entfernt gewesen sein. Und vollends in Indien selbst traten sie dann in Berührung mit dunkelfarbigen, daneben auch mit mongolischen Elementen. Kein Zweifel, daß der dadurch bedingte Umwandlungsprozeß — mit einem kurzen Schlagwort, die Umwandlung des Indoeuropäers, des Ariers in den Hindu — in der Zeit des alten Buddhismus längst im Fluß begriffen war.

Das älteste religionsgeschichtliche Denkmal, das wir aus Indien besitzen, sind die Hymnen des Rigveda, das Werk von Dichtern der Brahmanenkaste, der Herrscherin auf dem Gebiete des Denkens und der Religion. Wir kennen die Entstehungszeit jener Hymnen nicht genau. Wenn man ungefähr an die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends denken mag, ist dabei nicht zu vergessen, daß ein solcher Ansatz sich nur als ein vollkommen unsicherer, im besten Fall annäherungsweiser betrachten läßt. Uralte Naturmächte, oder aus Naturmächten hervorgegangene, von ihnen im Lauf der Entwicklung abgelöste Götter sind es, die im Mittelpunkt des rigvedischen Glaubens stehen. Man betet zu ihnen, indem man die greifbaren Güter, die man von ihnen zu erhalten wünscht, sehr geradezu nennt: Rosse und Rinder, langes Leben und Gold. Doch an der Stelle jener Götter — von Indra und Agni, von Varuna und den Asvin — hätten offenbar auch andere göttliche Mächte stehen können, ohne daß darum die Philosopheme der indischen Denker, die wir vom alten Glauben

zur Buddhalehre hinüberführen sehen, wesentlich andere Gestalt hätten annehmen müssen.

Denn nachdem jener Glaube durch lange Zeiten ruhig und unbewegt fortgelebt hat, kommt jetzt Bewegung in das Bild; eine Zeit mächtiger Neuerungen des Gedankens bricht an.

Die Denkmäler dieser Zeit führen den Namen „Upanishaden". Als sie den westlichen Ländern bekannt wurden, begegneten sie wahrer Begeisterung. Ein Buch kann gar nicht ein entstellenderes Gewand tragen, als damals die Upanishaden für ihre ersten europäischen Leser, in einer lateinischen Übersetzung, die selbst aus einer persischen Übersetzung geflossen war. Aber welche Eindrücke empfing hier der große Leser der Upanishaden, Arthur Schopenhauer! „Alles atmet hier indische Luft," so schrieb er, „und ursprüngliches naturverwandtes Dasein ... Es ist die belohnendeste und erhebendeste Lektüre, die (den Urtext ausgenommen) auf der Welt möglich ist; sie ist der Trost meines Lebens gewesen und wird der meines Sterbens sein."

Vor den alten, kindlich greifbaren Wünschen und Bedürfnissen der rigvedischen Dichter tritt für die Denker der Upanishaden, von Sorgen und Ängsten beschwert, das Bild des Jenseits hervor. Der Glaube an die Seelenwanderung, der älteren Zeit fremd, gewinnt rasch immer größeres Gewicht — ziellose, qualdrohende Wanderungen durch unermeßliche Jenseitsreiche. Wie soll man den schmalen Weg finden, der über diese Leiden hinausführt? Die alten Götter versagen. Ein neuer Gott beschreitet die Szene — nicht mehr ein Gott: höher, kühner greift der Überschwang indischen Denkens, indischer Phantasie. Er greift nach der Gestalt eines Allwesens, das jedes Sein in sich schließt, das letzte Wort aller Rätsel. Dies Allwesen wird das Brahman genannt, „ungesehen und selbst ein Seher, ungehört und selbst ein Hörer, unerkannt und selbst ein Erkenner", das „Nein, Nein": denn von allem gewohnten Inhalt muß seine Gedanken losmachen, wer zu diesem letzten Grunde alles Seins hindurchdringen will. Jene Seele des All aber, so lehrt man, und unsere eigene Seele sind eins. Für wen der Schleier sich gehoben hat, der erblickt die Gewißheit: Tat tvam asi „Das bist du".

Doch man begreift, daß dies stolze Gefühl der eignen Einheit mit dem Brahma, der Glaube, der sagt „das bist du“ — mit andern Worten „das bin ich“ — seine tragische Kehrseite haben muß. In dieser Welt mit ihrer bunten Bewegtheit kann sich das Ich, das mit dem stillen ewigen Allwesen eins ist, nicht mehr heimisch fühlen. Das Brahman, wird jetzt gesagt, ist fern und unberührt von den Leiden der Welt — Leiden der Welt, ganz wie wenn ein buddhistischer Text spräche —, und diesen Leiden, den Qualen der Seelenwanderung zu entgehen, flüchtet man sich aus dem Weltdasein in den rettenden Hafen des Asketentums, des Einsiedler- oder Bettelmönchlebens, um dort den Weg in die Lichtwelt des Ewigen zu finden.

Brahmanen gehen voran; das bezeugt schon der Name, den man dem Allwesen gibt, „Brahman“. Aber doch ist in dieser Bewegung auch ein Moment enthalten, das der Alleinherrschaft brahmanischer Exklusivität zuwiderläuft. Vor der Überhoheit des Brahman muß der Glaube an die Vorrechte einer solchen Kaste, beruhend auf den jetzt immer mehr in den Hintergrund tretenden Vorstellungen des alten Opferwesens, notwendig verblassen. So beginnen jetzt diese Kastenschranken zu zerbrechen; freiere Luft fängt an zu wehen. Die Zeit naht heran, wo der Nichtbrahmane auftritt, dessen Name in der Geschichte indischer Religionen den allerstolzesten Klang hat, der Mönch vom weltlich adligen Sakyahause, den man den Buddha nannte.

II. Buddha und sein Leben.[1])

Können wir von der Persönlichkeit des Buddha, von seinem Lebenslauf etwas wissen? Dürfen wir den in großer, ja übergroßer Masse vorliegenden Überlieferungen, die uns über ihn berichten, Glauben schenken?

Wir stellen unter diesen Überlieferungen die in indischen Sprachen verfaßten voran; die trüben und abgeleiteten Berichte, die aus andern Ländern, wie Tibet und China, zu uns gelangen, haben dahinter zurückzutreten.

---

[1]) Eingehender habe ich die Gegenstände, von denen in den Abschnitten II, III, IV die Rede ist, in meinem Buch dargestellt, „Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde“. 5. Aufl., Stuttgart 1906.

Innerhalb des indischen Kulturkreises überlieferte buddhistische Texte nun sind uns verhältnismäßig spät bekannt geworden. Seit langen Jahrhunderten ist ja aus dem Indien, dem wir im engeren Sinne diese Benennung beilegen, der Buddhismus verschwunden; buddhistische Manuskripte sind dort untergegangen. So waren von den Sanskritisten Hauptteile der brahmanischen Literatur schon in großem Maßstab durchforscht, ehe die buddhistischen Überlieferungen anfingen, sich ihnen zu erschließen. Da entdeckte in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der vor noch nicht langer Zeit in ehrwürdigstem Alter verstorbene Hodgson, damals britischer Resident in dem Himalayastaat Nepal, daß sich dort erhalten hatte, was in Indien selbst untergegangen war: eine umfangreiche, in indischen Sprachen geschriebene Literatur des Buddhismus. Manuskripte, die er gesammelt hatte, gelangten in die Hände des vorzüglichsten Bearbeiters, den sie finden konnten: Burnoufs in Paris, dessen Namen der Indolog nicht aussprechen kann, ohne zugleich auszusprechen, daß dies einer der ersten, allerersten Namen unserer Wissenschaft ist. Vergleichen wir die Quellen, die Burnouf besaß, mit den heute vorliegenden, so erscheinen jene uns allerdings als gänzlich unzureichend; so ist denn, objektiv angesehen, Burnoufs Werk nicht frei von Mängeln. Aber es wäre das schwerste Unrecht, aus diesen Mängeln einen Vorwurf gegen den großen Forscher herzuleiten, dessen glänzender Scharfblick auch auf dem Gebiet buddhistischer Studien in unendlich Vieles, das vorher dunkel dalag, Klarheit gebracht hat.

Nun aber wollte das glückliche Geschick, das über diesen Studien gewaltet hat, daß am entgegengesetzten Ende des indischen Kulturbereichs sich uns neue Quellen auftaten. Zu der aus dem Norden kommenden Literatur fügte sich eine im äußersten Süden, in Ceylon erhaltene: Handschriften in dem mittelindischen Pālidialekt, von den buddhistischen Mönchen dieser Insel in Massen gelblicher Palmblätter geritzt. Es ist zu verwundern, daß die Indologie bei aller jener staunenswerten Energie, mit der sie sich ihres weiten Gebiets bemächtigte, doch diese Haufen von Palmblättern lange liegen ließ oder nur zögernd an sie herantrat, aus denen der lebendige Odem des alten buddistischen Gemeindelebens dem Leser entgegenwehte. Wir haben

hier in der Tat eine religionsgeschichtliche Quelle ersten Ranges vor uns: die heiligen Texte des Buddhismus selbst in einer Fassung, die ihrer ursprünglichen Gestalt mindestens sehr nah kommt. Da waren die Gemeindeordnungen („Vinaya"), die bis ins Kleinste das Leben in den Klöstern und Klostergärten beschrieben. Da waren, noch wichtiger als jene, die Predigten („Sutta"), wie man sie Buddha in den Mund legte, mit den ganzen altehrwürdigen Gedankenmassen vom Leiden alles Irdischen, von den Quellen, aus denen dies Leiden fließt, von der Erlösung in der stillen Welt des Nirvana. Da waren über das alles die Dichtungen der buddhistischen Mönche, ihre poetischen Sittensprüche, ihre Erzählungen, ihre Selbstbekenntnisse.

Als man nun in die Erforschung dieser Literatur eintrat, zeigten sich alsbald die tiefgreifendsten Unterschiede, ja Gegensätze zwischen ihr und den in Nepal gefundenen Texten. Die südlichen Texte sind durchweg kürzer, schlichter, einfacher, wirklicher. Die nördlichen erdrücken das Wirkliche mit einer Überfülle von Ausschmückungen: Wunder über Wunder geschehen; bei jedem Schritt, den Buddha tut, strömen zahllose Götterscharen aus allen Himmeln herbei und erheben Jubelrufe; was jetzt geschieht, dem Ähnliches ist auch in früheren Existenzen schon geschehen, und so bietet sich der Anlaß, zahllose Erzählungen, Märchen, Fabeln einzuflechten — ein Beiwerk, das auch den südlichen Texten nicht fehlt, aber dort viel sparsamer auftritt, viel abgesonderter, die großen Linien des religiös Wichtigen ganz anders freiläßt.

Das Gegenüberstehen der beiden Literaturen führte begreiflicherweise zu lebhaften Meinungsverschiedenheiten ihrer Erforscher. Auf der einen Seite stand die Partei des südlichen Buddhismus, des asketischen und dogmatischen, auf der andern die des nördlichen, des mythologischen, legendarischen, folkloristischen. Die einen Forscher erkennen die schmucklosere Tradition als die echte — oder wenigstens als die weitaus echtere — an; die andern finden in dieser Einfachheit nur eine sekundäre, unter der Einwirkung gewisser Geschmacksrichtungen vorgenommene Vereinfachung eines ursprünglicheren Bestandes, der in jenem nordbuddhistischen Dickicht von Legenden vorliegen soll. Diese Verschiedenheit in der Wertung

der Quellen setzt sich, wie das nicht anders sein kann, in einer entsprechenden Verschiedenheit der daraus fließenden Darstellungen fort. Die südlichen Texte mußten auf den Versuch führen, einen historischen Buddha zu zeichnen, aus den Erinnerungen der alten Gemeinde die Gestalt des großen Mannes selbst heraufzubeschwören. Die nördlichen Quellen ergaben kaum eine historische Gestalt, sondern ein mythisches Wesen. So stieg aus den scharfsinnigen und geistvollen Untersuchungen eines Gelehrten, der diese Quellen bevorzugte, E. Senarts, ein Buddha auf, der im Grunde Sonnenheros war, dessen Leben und Sterben ein Abbild des täglichen Lebenslaufs und Unterganges des großen lichtbringenden Gestirns war.

Ich glaube, daß der Fortschritt der Entdeckungen und Forschungen immer entschiedener den Glauben an die größere Authentizität der südlichen Tradition gestärkt hat. Nur dürfen wir diese, genau genommen, wie jetzt die Dinge liegen, nicht mehr als die südliche bezeichnen. Denn Entdeckungen der letzten Zeit haben uns auch aus dem Norden der buddhistischen Welt immer reichlichere Spuren und Reste von Texten gebracht, die durchaus dem früher südlich genannten Typus entsprechen. Im chinesischen Turkestan, das sich überhaupt neuerdings als höchst ergiebiger Fundort für Altertümer der verschiedensten asiatischen Kulturgebiete bewährt hat, entdeckte eine vom Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin ausgegangene, von Professor Grünwedel geleitete Expedition alte Blockdrucke in indischer Schrift — die Kunst des Druckens ist dort ja uralt —; diese Drucke ergaben sich unter den Händen des inzwischen tragisch hingegangenen Pischel als einer Sanskritversion des Kanons der Buddhisten angehörig. Die neugefundenen Texte waren zwar nicht in allen Details mit den ceylonesischen Pālitexten identisch, aber sie sprachen doch durchaus in demselben Stil, wiesen dieselbe Gestalt der Überlieferung auf: kurz in dem alten Dilemma zwischem dem, was früher als allein südlich erschien, und dem, was wir nördlich nannten, stellt sich, was wir bis jetzt von diesen im fernsten Norden gefundenen Texten wissen, durchaus auf die Seite der südlichen Literatur.

Diese Literatur nun — sie stammt der Hauptmasse nach wohl aus dem ersten Jahrhundert nach Buddhas Tod —

enthält nicht ganz spärliche Nachrichten über die Person und das Leben des Meisters. Da sind, leider in geringer Anzahl, kurze erzählende Lieder, wie sie unter den Buddhajüngern von Mund zu Munde fortgepflanzt wurden: die Geschichte von dem weisen Brahmanen, der das eben geborene Buddhakind als den zum Heil der Welt erscheinenden Lichtbringer preist, die Geschichte von der Versuchung durch Mara den Bösen und Ähnliches. Sind das auch Legenden, so geben sie den Erzählern doch Anlaß, manche Züge von unzweifelhaft geschichtlichem Charakter — so die Heimat Buddhas, das Geschlecht, aus dem er stammte — zu erwähnen. Zu diesen Liedern kommt dann eine Menge zerstreuter Angaben, die in den heiligen Texten bei Gelegenheit der Reden des Buddha und der von ihm erlassenen Gebote für das Gemeindeleben mitgeteilt werden. Da sind kleine Geschichten, die den Anlaß zu den einzelnen Reden angeben, die Situation, in die sie hineingehören, beschreiben. Oder in solchen Reden erwähnt Buddha Ereignisse aus seinem Leben; er spricht von den Kasteiungen, die er durchgemacht hat oder davon, wie ihm die Erleuchtung und Buddhaschaft zuteil geworden ist. Derartige Nachrichten müssen wir sammeln und sichten; damit kommen wir weiter, als wenn wir uns an die großen Buddhabiographien der späteren Jahrhunderte, an Werke wie etwa den vielberühmten Lalita Vistara halten. Überall glauben wir aus jenen fragmentarischen Angaben, wenn auch mit Dichtung untermischt, doch die Wahrheit des wirklichen Geschehens hervorblicken zu sehen. Gewiß ist sozusagen die Luftperspektive, in der dies Leben vor uns steht, eine sehr andere, als wenn es sich um Begebenheiten der Neuzeit handelte: aber wer würde auch erwarten, daß wir das Leben Buddhas erkennen können wie das Leben Goethes? —

Buddha — oder vielmehr, wie man ihn mit seinem weltlichen, vor Erlangung der Buddhawürde allein gültigen Namen nennen muß, Siddhattha, auch Gotama — ist in dem von den adligen Sakyas beherrschten Lande, nahe bei dessen Hauptstadt Kapilavatthu geboren worden. Der Zeitpunkt, an dem das geschah, ist der älteste, den wir in dem Dunkel, das über der Chronologie des alten Indien liegt, wenigstens mit annähernder Sicherheit bestimmen können: wir werden

an die Zeit gegen die Mitte des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts zu denken haben. Bekanntlich ist die Stätte von Buddhas Geburt vor einer Reihe von Jahren wiedergefunden. Geleitet von chinesischen Angaben — chinesische Pilger haben ja die heiligen Stätten des buddhistischen Glaubens viel besucht — fand Dr. Führer auf nepalesischem Boden, am Fuß des Gebirges, zwischen Sümpfen, inmitten eintöniger Flächen von Reisfeldern, den Pfeiler, den drei Jahrhunderte nach Buddhas Geburt der mächtige Asoka, der Beherrscher nahezu von ganz Indien, dort zum Gedächtnis seiner Wallfahrt an die denkwürdige Stätte hat errichten lassen, mit einer Inschrift in den der heutigen Wissenschaft wohlbekannten Charakteren der über Indien verbreiteten Asokainschriften —: „hier ist Buddha, der Weise aus dem Sakyageschlecht geboren . . . „Er (der König) hat eine Steinsäule errichtet, welche verkündet: hier ist der Erhabene geboren."

Siddhattha war nicht, wie die spätere Tradition es darstellt, ein Königssohn, sondern der Sohn eines Adligen. Wie in Indien herkömmlich, vermählte er sich jung. Aber das Weltleben befriedigte ihn nicht; die Sorgen und Fragen, auf die später die von ihm sein Leben lang verkündete Lehre ihm selbst und der Welt Antwort gab, trieben ihn — es wird berichtet, im Alter von neunundzwanzig Jahren — von der Heimat. Ein alter, von den Ausschmückungen der späteren Überlieferung noch unberührter Bericht darüber zeigt, wie von diesem Vorgang gesprochen wurde: „Der Asket Gotama ist jung, in jungen Jahren, in blühender Jugendkraft, in der ersten Frische des Lebens von der Heimat in die Heimatlosigkeit gegangen. Der Asket Gotama hat, ob seine Eltern es gleich nicht wollten, ob sie gleich Tränen vergossen und weinten, sich Haare und Bart scheren lassen, gelbe Gewänder angetan, und ist von der Heimat in die Heimatlosigkeit gegangen." Wir haben keine Ursache, den Angaben der Überlieferung über die Jahre des Suchens und Ringens, die nun folgten, zu mißtrauen. Zuerst als Schüler zweier asketischer Lehrer, dann auf eignen Wegen strebte er dem ersehnten geistlichen Ziel nach, bald in planmäßig erstrebten Zuständen der Versenkung, zu denen im damaligen wie im heutigen Indien die Theorie und Praxis der Yogalehre die Wege

wies, bald in hartem Fasten, in jenen Ausschweifungen der Kasteiungen, von denen ein altbuddhistischer Vers sagt:

„Wenn alles Fleisch hinwegschwindet,
Immer heller die Seele wird,
Immer fester des Geists Wachsein
Und Weisheit und Versenkung steht".

Nach sieben Jahren der Mühen und Leiden soll ihm die Gewißheit des errungenen Sieges in einer plötzlichen Katastrophe visionärer Erleuchtung zuteil geworden sein. In heiliger Nacht, am Fuß des Baumes sitzend, der dann als Baum der Erkenntnis ein Wahrzeichen des buddhistischen Glaubens geworden ist, ähnlich wie für das Christentum das Kreuz, überschaute er in weltumfassender Vision die Wege der Seelenwanderung durch alle Fernen von Raum und Zeit, und wurde er der Erkenntnis teilhaft, die ihn zum Buddha machte — der Erkenntnis, sagt die Überlieferung, der vier „heiligen Wahrheiten", jener Sätze, die als der kürzeste und echteste Ausdruck der buddhistischen Lehre uns eingehend zu beschäftigen haben werden. Dürfen wir dem Bericht von diesen Vorgängen Glauben schenken? Ohne sich an jede Einzelheit heften zu wollen, wird man im ganzen, scheint mir, an eine seelische Katastrophe dieser Art wohl glauben dürfen. Wir besitzen von einem hervorragenden religionspsychologischen Forscher, William James von der Harvard-Universität, eine mit amerikanischer klarer Sachlichkeit aufgestellte Sammlung von Beobachtungen über die Art, wie sich erfahrungsmäßig solche Vorgänge der Erleuchtung oder Bekehrung — oder wie immer man sie nennen mag — nach den glaubwürdigen Berichten moderner Zeugen, die das eben selbst erlebt haben, vollziehen, mit allen typisch dabei wiederkehrenden Begleiterscheinungen.[1]) Liest der Kenner buddhistischer Überlieferungen die Ausführungen von James, wird er erstaunt sein, wie ganz das, was von Buddha berichtet wird, bis in Detailzüge hinein zu dem stimmt, was jene in so anderen Regionen vorgenommenen Ermittelungen zu Tage gefördert haben.

[1]) James, The Varieties of Religious Experience. Mir liegt die 10. Auflage, London und New York 1904, vor.

An diesen entscheidenden Vorgang schließen sich nun die langen, in ihrer äußeren Erscheinung offenbar sich sehr gleichbleibenden Jahre von Buddhas Lehrtätigkeit. Bald ist er von einem Kreise von Jüngern umgeben. Wie er selbst, so ziehen auch diese von Ort zu Ort, in Asketentracht, mit der mönchischen Tonsur, ihre Nahrung in den Häusern erbettelnd: „im gelben Kleid der heimatlose Wandrer", so beschreibt ihn eine alte Dichtung. Wir lernen eine Reihe von Persönlichkeiten unter den Jüngern kennen, die uns immer wieder in den alten Erzählungen begegnen. So die beiden, die als die ersten dieses Kreises gelten, Sariputta und Moggallana, beide von brahmanischer Herkunft, zu den Bekehrten aus den ersten Zeiten von Buddhas Lehrtätigkeit gehörend. Weiter sein naher Verwandter Ananda, gleich ihm ein Adliger aus dem Haus der Sakyas; er nimmt häufig die Stelle ein, die einem Jünger überwiesen zu sein pflegte, als Besorger der äußeren Bedürfnisse von Buddhas Leben, sozusagen als sein persönlicher Diener, soweit bei diesen Lebensverhältnissen von etwas wie Bedienung die Rede sein kann. Frauen finden sich in dieser engeren Umgebung des Buddha nicht. Neben Mönchen gibt es bald auch Nonnen, aber anders als etwa Sta. Chiara dem Franz von Assisi gegenüber stehen sie dem Leben dieses Mönchskreises ferner.

Und nun denken wir uns das von allen Seiten heranströmende Publikum von Freund und Feind, die Mitunterredner in Buddhas Gesprächen, die Hörer seiner Predigten — auch Verächter wie jenen Brahmanen, der ihn, wie er sich seinem Hause nähert, anfährt: „Bleib stehn, Kahlkopf, bleib stehn, gemeiner Mönch . . ."

Wir dürfen, um vom täglichen Leben des Buddha eine Vorstellung zu gewinnen, hier auch nicht den Zug in die Einsamkeit, zu einsamer Kontemplation übergehen, der den damaligen geistlichen Kreisen Indiens eigen war und der auch ihm nicht gefehlt hat. Wie die vorbuddhistische Brahma-Spekulation Versenken in das Geheimnis des All-Einen erstrebt, von dem es heißt: „Nur wer es nicht denkt, hat's gedacht", so gehört auch dem Buddhismus und offenbar der persönlichen Lebensführung Buddhas dies notwendig an: das Sicheintauchen in jene Zustände der Kontemplation, in denen alles Einzelne,

Bestimmte dem Geist entschwindet und nur eine oft der Bewußtlosigkeit sich annähernde oder sie direkt erreichende Hingenommenheit bleibt, die von denen, die sie genossen haben, als Quelle reinster, höchster Seligkeit empfunden wurde. —

Buddha soll das Alter von achtzig Jahren erreicht haben. Von Leiden in dem Sinn des Worts, den wir damit zu verbinden gewohnt sind, ist sein Leben und offenbar auch sein Sterben verschont geblieben. Man hat mit Recht bemerkt, daß etwas, das der Passionsgeschichte des Neuen Testaments ähnlich sähe, in das Bild dieses Lebens schlechterdings nicht hineinpassen würde. Das Leiden und die Überwindung des Leidens, in der das Thema dieses Lebens liegt, ist das allgemeine Weltleiden der Vergänglichkeit. Der Blick würde davon abgelenkt, etwas Zufälliges hineingetragen werden, würde hier persönliches, durch Umstände und Schicksale herbeigeführtes Leiden hineinspielen.

Über Buddhas letzte Wanderung nach Kusinara, dem Ort seines Todes, und seine letzten Reden besitzen wir einen Bericht voll weihevoller Stimmung des Abschieds: eines Abschieds betrachtet zwar mit den Augen derer, für die, wenn sie auf dem Gipfel der Vollendung angelangt sind, alles irdische Geschehen, alles Scheiden und Sterben etwas Äußerliches, Gleichgültiges geworden ist, und doch ein Abschied umschwebt auch von dem Empfinden der noch nicht Vollendeten, bei denen sich mit der unvergleichlichen Verehrung und Dankbarkeit gegen den Hingehenden menschlich natürlicher Schmerz mischt. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: „Wohlan, ihr Jünger, ich rede zu euch. Vergänglich ist jede Gestaltung. Ringet ohne Unterlaß."

Die bildende Kunst hat sich früh der Szene von Buddhas Tod bemächtigt. Reliefs der sogenannten Gandharakunst, in der wir die nach Indien gedrungenen Anregungen griechisch-römischer Kunst erkennen dürfen, zeigen uns öfter jene Szene.[1]) Der Hingegangene ruht auf erhöhtem Lager wie ein Schlafender, die Rechte zu dem auf einem Kissen liegenden Haupt erhoben. Geistliche und Laien, auch Frauen, umstehen das

[1]) Ich verweise auf die vorzügliche Behandlung dieser Reliefs (mit Abbildungen) von A. Foucher: L'art gréco-bouddhique da Gandhâra, Bd. I (Paris 1905), S. 555 ff.

Sterbelager. Manche sind im Übermaß des Schmerzes zu Boden gesunken. Die ihre Leidenschaften bezwungen haben, verharren in ruhiger Andacht. In ihrer weihevollen Innigkeit mögen diese buddhistischen Reliefs wohl dem Fresko Giottos in Sta. Croce, das den Tod des heiligen Franziskus darstellt, verglichen werden.

III. Die altbuddhistische Lehre.

Das Bild des Lebens, das ich zu zeichnen versuchte, bleibt doch so lange nur ein äußerliches, bis wir die Betrachtung dessen, was den vornehmsten Inhalt dieses Lebens ausmachte, hinzugefügt haben: der Lehre, die Buddha predigte, und der Begründung seiner Gemeinde. Soll von der Lehre die Rede sein, kann es sich natürlich nicht um eine Verzeichnung aller jener endlosen Einzelheiten handeln, die in dem ungeheuren Umfang der buddhistischen Texte in Bezug auf Psychologie, Kosmologie und was sonst noch vorgetragen werden. Wir haben vielmehr allein auf das große religiöse Problem hinzusehen, das in der Mitte von allem steht. Dieses wird formuliert und seine Lösung gegeben in jenen vier Sätzen, deren Erkenntnis in heiliger Nacht den Buddha zum Buddha gemacht haben soll: Sätzen, die von alter Zeit an durch fernste Weiten der Länder und der Jahrtausende von unzähligen Lippen wiederholt, von unzähligen Seelen mit Ehrfurcht durchdacht sind. Wollte man die Worte sammeln, die im Laufe der Weltgeschichte die stärkste und tiefste Wirkung auf menschliche Geister geübt haben, so würde den vier Sätzen sicher eine der ersten Stellen gebühren. Ihr Wortlaut darf auch hier nicht fehlen:

„Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden, nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden, kurz die fünferlei Objekte des Ergreifens[1]) sind Leiden.

---

[1]) Es handelt sich um das Ergreifen der fünf Elemente, die das leiblich-geistige Dasein des Menschen ausmachen: Körperlichkeit, Empfindungen, Vorstellungen, Dispositionen und Erkennen.

„Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von der Entstehung des Leidens: es ist der Durst, der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt, samt Freude und Begier, der hier und dort seine Freude findet: der Lüstedurst, der Werdedurst, der Vergänglichkeitsdurst.

„Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: die Aufhebung dieses Durstes durch gänzliche Vernichtung des Begehrens, ihn fahren lassen, sich seiner entäußern, sich von ihm lösen, ihm keine Stätte gewähren.

„Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit vom Wege zur Aufhebung des Leidens: es ist dieser heilige achtteilige Pfad, der da heißt: rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken."

Leiden — Erlösung vom Leiden: das ist das Thema der buddhistischen Verkündigung, das mit tiefstem Nachdruck intensivsten Fühlens in diesen Sätzen ausgesprochen wird.

Die Vorgeschichte des Buddhismus läßt erkennen, wie schon die alte vedische Mystik der Brahmanspekulation diese Welt, gegenüber der Herrlichkeit des Brahman, als in Finsternis und Leiden gehüllt betrachtet hat. Aber zu ganz andrer Schärfe, zu alles beherrschender Bedeutung hat sich diese Wertung der Welt im Buddhismus gesteigert. Das oben (S. 13) erwähnte religionspsychologische Werk von James stellt eine Skala der pessimistischen Weltanschauungen auf, die in der Entwicklung religiösen Wesens eine Rolle spielen. Auf niederer Stufe erscheint die Neigung, die Übel, die dem Weltlauf innewohnen, die wirklichen und die vermeintlichen, mit abnorm gesteigerter Intensität zu empfinden. Dann schließen sich diese Übel zu einer kompakten Masse zusammen; sie sind nichts Zufälliges mehr, sondern tief im Wesen der Dinge gewurzelt. Und schließlich erscheint auch Glück und Erfolg als ein verhülltes, kaum verhülltes Übel. Alle Güter sind dem Untergang verfallen; Jugend, Gesundheit, Freude verschwindet; hinter allem steht der gespenstische Anblick des Todes, allbedeckende Finsternis. Der buddhistische Pessimismus steht auf dieser höchsten Stufe. „Die ganze Welt wird von Flammen verzehrt, die ganze Welt ist von Rauch umwölkt, die ganze Welt steht in Brand, die ganze Welt erbebt."

„Im Luftreich nicht, nicht in des Meeres Mitte,
Nicht wenn du flüchtest in Gebirgesklüfte,
Magst du auf Erden eine Freistatt finden,
Wo dich des Todes Macht nicht wird bezwingen."

„Blumen sammelt der Mensch. Sorglos wendet sein Herz der Lust sich zu.
Wie schlafend Dorf nächtliche Flut reißt ihn jählings der Tod hinweg."

Als die Ursache dieses Leidens, als die Macht, welche die Wesen an dieses Verhängnis kettet, nennt der zweite jener vier Sätze den Durst nach Dasein und Lust, der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt. Wir sind, weil wir nach Sein dürsten; wir leiden, weil wir nach Freude dürsten. Eine alte Formel spricht es aus, im einzelnen nicht ganz klar, aber was gemeint ist, läßt sich doch erkennen: „Aus dem Durst entsteht Ergreifen (der Existenz); aus dem Ergreifen entsteht Werden; aus dem Werden entsteht Geburt; aus der Geburt entsteht Alter und Tod, Schmerz und Klagen, Leid, Kümmernis und Verzweiflung."

Aber dieser Welt des Leidens steht gegenüber das Reich der Erlösung. Ein altbuddhistischer Dichter sagt:

„Die tief Versenkten, Standhaften, die mächtig ringen immerdar,
Das Nirvana erfassen sie, das unvergleichlich höchste Heil."

„Nirvana" — hier hören wir das Wort, das dem Buddhisten die Rettung, das letzte, höchste Ziel benennt. Eins jener Worte der indischen Sprache, die in Sprache und Gedankenwelt des Westens Bürgerrecht gewonnen haben und davon zeugen, daß hier das religiöse Denken des fernen Landes eine Idee gestaltet hat, das religiöse Fühlen Saiten berührt hat, die auch im Denken und Fühlen unsrer Welt wiederklingen, und deren Klang wir in keinen andern Lauten so wahr und voll glauben wiedergeben zu können, wie in den Lauten jenes Wortes, mit dem vor Jahrtausenden indische Mönche in den Klostergärten und Waldeinsiedeleien am Ganges das Höchste, was sie denken konnten, benannt haben. Was heißt Nirvana? Es heißt „Verlöschen", genauer „Verwehen" —

„Gleichwie das Licht, von Sturmeswehn getroffen,
Erlischt und seine Spur nicht mehr gesehn wird,
Also der Weise, Nam' und Leib ablegend,
Erlischt, und seine Spur wird nicht gesehen mehr."

Man hat dies Erlöschen als ein Erlöschen im Nichts gedeutet. Daß es so zu verstehen sei, spricht der Buddhismus nicht aus, und er meint es wohl auch nicht. Leiseste Andeutungen, nicht häufig in den Texten begegnend, scheinen vielmehr darauf hinzuweisen, daß ein über Sein und Nichtsein, über alle Ausdrückbarkeit mit den Mitteln irdischer Sprache und irdischen Denkens unsagbar erhabenes Jenseitiges dem Ahnen dieser Erlösungsdurstigen vorgeschwebt hat — ein Etwas, das man nicht einmal ein Etwas nennen kann, das seiner Natur nach sich nicht ergründen läßt, aber auch nicht ergründet zu werden braucht, denn dem aus Welt und Weltleiden hinaus Fliehenden soll und kann die Gewißheit genügen, daß in das Nirvana jenes Leiden nicht hineinreicht. Wie weit ist dies buddhistische Ideal etwa von dem der Tugend oder von dem der Liebe entfernt — von dem stoischen Ideal, das, zum Handeln auffordernd, in römischen Staatsmännern lebte, oder dem Ideal jener Sekte, die diese Staatsmänner mit verwundertem Unbehagen im Osten entstehen sahen! Was müssen indische Geister erlebt, gedacht, gelitten haben, was für Umwertungen aller Werte müssen sich für sie vollzogen haben, damit an die Stelle der jugendlichen Freude, von der die Vedahymnen voll sind, der Freude an Herden und langem Leben, der Schadenfreude an der Not der Feinde, in die Seelen jenes mehr schweigende als redende Verlangen einziehen konnte nach dem Nirvana,

„Wo's kein Etwas, kein Festhalten gibt, der Insel,
der einzigen" ...

Keine Gottesgnade führt dorthin, sondern die eigne Weisheit und Kraft des Strebenden, der die Gesetze des Geschehens durchschaut und sie zu benutzen, den Mechanismus der seelischen Vorgänge sich zum Heil zu handhaben versteht. Das Urbild und Vorbild derer, die das vermocht haben, ist Buddha, „der Erwachende, Erkennende", wie dieser Name sagt. Wir kommen

hier noch einmal auf den Buddha zurück, mit dessen Leben wir uns früher beschäftigt haben: hier müssen wir, die damals besprochenen Fragen nach geschichtlicher Wirklichkeit durchaus beiseite setzend, fragen: welche Stellung nimmt die Gestalt des Buddha, des Vorangängers auf dem Wege zum Nirvana, im Glauben der Seinigen ein?

Buddha erscheint diesen, solange die Lehre ihre alte Reinheit bewahrt hat, durchaus als der höchste Lehrer von der Erlösung, nicht als Erlöser, denn erlösen kann einen jeden nur die eigne Kraft. Und doch sieht der buddhistische Glaube in Buddha nicht eine zufällige Individualität, die auch eine andere hätte sein können, sondern die Verwirklichung eines universellen Weltgesetzes, das sich nur in dieser Form und in keiner andern verwirklichen kann. Immer wieder erstehen im ungeheuren Lauf der Weltperioden Wesen, welche die von Ewigkeit geordnete Laufbahn eines Buddha erfüllen. Die Grundzüge ihres äußeren Lebens sind die gleichen; sie predigen dieselbe Lehre, da die Wahrheit nur eine sein kann. Natürlich ist das dogmatische Bild dieser feststehenden irdischen Laufbahn eines Buddha nichts anderes als eine Wiederholung der wirklichen oder der legendarischen Erlebnisse des geschichtlichen Buddha. Die Buddhas der Vorzeit, deren Namen oft genannt werden, sind nicht etwa Weise und Lehrer der Vergangenheit, an deren Lehre Gotama Buddha angeknüpft hätte, sondern sie sind Phantasmen der Dogmatik. Man sieht, wie ganz sich für das buddhistische Empfinden die Schätzung der Persönlichkeit in nichts aufgelöst hat. Nicht einmal Buddha selbst kann den Seinen als eine mit ihrem eignen Stempel geprägte Persönlichkeit gelten. Wenn er unter der Mitwelt nicht seines Gleichen hat und haben darf, so ist er doch, am Maßstab der Ewigkeit gemessen, nur ein Exemplar eines durch unabsehbare Weiten der Vergangenheit und Zukunft immer gleich wiederkehrenden Typus höchsten Menschentums. In dieser unpersönlichen Gestalt zeigen ihn die vollendetsten Schöpfungen der buddhistischen Kunst. Aus den Zügen seines Antlitzes ist alles Zufällige, Persönliche verschwunden. Übrig geblieben ist nur der Frieden des Nirvana, in dem sein Geist die Heimat gefunden hat.

IV. Die altbuddhistische Gemeinde und Literatur.

Wenn es dem Betrachter des Buddhismus nahe liegt, sich an den Verhältnissen des alten Christentums zu orientieren, seinen Blick durch die Betrachtung von Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten der beiden großen Glaubensformen zu schärfen, so stößt er hier auf eine eigenartige Vermischung von Ähnlichkeit und Unähnlichkeit. Die alte Buddhistengemeinde ist durchaus eine Gemeinde von Mönchen und Nonnen, während die altchristliche Gemeinde eine Gemeinde von Laien ist. Das ist die natürliche Konsequenz der beiderseitigen Stellung zum Weltleben: für die Buddhisten war die Welt das absolut Verderbliche, zu Meidende, sodaß ihr Ideal nur die Gestalt mönchischer Weltflucht haben konnte — wesentlich anders, als man darüber in den Kreisen der ältesten Christengemeinde dachte. Aber dann weiter: verfolgen wir die Geschichte der christlichen Kirche, so treffen wir im Fortschritt der Jahrhunderte auch hier auf Gebilde von Mönchs- und Nonnenorden, deren Gleichartigkeit mit dem buddhistischen Orden sich auf das entschiedenste aufdrängt.

Als um 300 vor Chr. der griechische Gesandte Megasthenes Indien bereiste, fand er dort, wie er es nannte, zwei Klassen von Philosophen vor, neben den Brahmanen die „Sarmanai". Man hat diese auf die Buddhisten gedeutet; das ist nicht falsch, aber auch nicht ganz richtig. Die Sarmanai, Sanskr. Śramaṇa, stellten die ganze Klasse jener bettelmönchsartigen geistlichen Männer und Frauen dar — geistlich nicht wie die Brahmanen durch ihre Geburt, sondern durch eignen Entschluß —, von denen die Buddhisten eine Gruppe ausmachten. Wir wissen Genaueres noch von einer zweiten dieser Gruppen. Es ist eine kaum allgemeine bekannte, aber vollständig sichere Tatsache, daß eine Sekte, die noch heute in Indien zahlreiche Anhänger besitzt, die der Dschaina, auf einen Zeitgenossen des Buddha zurückgeht, von dem sie entweder begründet oder nach älteren Anfängen neu gestaltet worden ist. Jener ihr Stifter oder Erneuerer war wie Buddha ein Adliger. Er hieß Nātaputta und wird in den buddhistischen Texten häufig als ein Gegner Buddhas und natürlich als gefährlicher Irrlehrer erwähnt. Ein hervortretender Unterschied des bud-

dhistischen und des dschainistischen Mönchslebens besteht darin, daß die Dschainas starkes Gewicht auf Kasteiungen legten, die von den Buddhisten als „unwürdig und nichtig“ verworfen wurden.

Buddhajünger im vollen Sinn des Worts waren, wie schon berührt worden ist, allein Mönche und Nonnen. Ihre Lebensordnungen standen denen, die uns als wesentlich für alles Mönchtum erscheinen, sehr nah. Pflegen wir diese Ordnungen etwa in den Schlagworten „Armut, Keuschheit, Gehorsam“ zusammenzufassen, so gibt uns darüber, wie es mit der Armut bei den Buddhisten bestellt war, schon der Name Auskunft, mit dem sich diese Mönche nannten und nennen durften, Bhikkhu, d. h. Bettler. Sehr ernst wurde das Gebot der Keuschheit genommen. Die Pflicht des Gehorsams zwar finden wir in den Texten weniger nachdrücklich eingeschärft, wenigstens sofern es sich um den Gehorsam gegen Obere handelte; die Organisation des Ordens war eben von der ans Militärische streifenden Vollkommenheit weit entfernt, die im christlichen Ordenswesen so oft erreicht worden ist. Doch die unpersönlichen Befehle, welche die Gemeindeordnung für das Tun und Lassen der einzelnen Glieder aufstellte, verlangten um so peinlicheren Gehorsam, und die ganze Gemeinde der in derselben Diözese vereinigten Brüder wachte darüber, ob dieser Gehorsam geleistet wurde, und griff als Disziplinarhof ein, wo er verletzt war.

Die umfänglichen Texte der alten Gemeindeordnungen geben von allen diesen Verhältnissen ein inhaltreiches Bild. Man sieht, wenn man diese Texte liest, den Jüngling vor sich, den der innere Drang erfaßt hat, in die Gemeinde einzutreten. Zuerst ist er Novize. Bis in die kleinsten Detailzüge lernen wir seinen Verkehr mit seinen Lehrern kennen, die ihn mit der Glaubenslehre und dem ordnungsmäßigen Benehmen bekannt machen. Endlich hat er das Ziel erreicht, die Ordination als vollberechtigter Mönch empfangen. Wir begleiten dann diese heimatlosen Mönche auf ihren Wanderungen weit durch die Königreiche Indiens; wir sehen, wie man alljährlich in der feuchten Zeit rastete, wie man sich Hütten im Wald baute — leicht und rasch hergestellte Hütten — oder wie man in den Klosterhäusern, die fromme Spender

gestiftet hatten, vor den Toren der Städte lebte. Darauf wird überall mit höchstem Ernst und Nachdruck gedrungen, daß alle Kraft, alle Achtsamkeit, jeder Augenblick dem Streben nach dem einen Ziel gehöre. Für Arbeit im alltäglich-weltlichen Sinn des Worts ist hier — abgesehen natürlich von den selbstverständlichen Verrichtungen, die das Mönchsleben erfordert — kein Raum. Zweimal im Monat, um die Zeit von Neumond und Vollmond, an den alten, von ferner Vorzeit her geltenden Festtagen, versammelt man sich. Fackeln sind angezündet. Auf niedrigen Sitzen nehmen die Mönche Platz, und einer der Brüder trägt dann das Verzeichnis der zu beichtenden Sünden und Vergehen vor. Es ist einer der ältesten Texte der buddhistischen Literatur, dieser merkwürdige, ernste, ängstliche, ungeschickte Versuch, alles Schlimme, was nur begangen werden kann, vorzusehen und zu definieren — wo dann Punkt für Punkt die anwesenden Brüder gefragt werden: seid ihr von diesen Vergehen rein?

Von Anfang an erhält der Orden ein engeres Verhältnis zu den weltlichen Kreisen aufrecht, die sich zur Verehrung der buddhistischen Trinität — des Buddha, der Lehre, der Gemeinde — bekennen. Man ist gewohnt, auf die Fürsorge dieser Laien für die äußeren Bedürfnisse der Gemeinde zu rechnen. Man befördert die sittliche Haltung ihres Lebens, übt an ihnen eine gewisse, dem geistigen und geistlichen Niveau des Laienstandes sich anpassende Seelsorge. Ein Kultus, wie er der Gemeinde selbst fremd ist, bürgert sich bei ihnen ein; Reliquienmonumente für körperliche Reste oder Erinnerungsgegenstände, die von Buddha oder anderen Heiligen herrühren, werden gebaut und Feste zu deren Ehren gefeiert. Aber die solchen Kultus üben, bleiben doch immer Draußenstehende. Vielleicht darf man in dieser oft ans Schroffe streifenden Zurückdrängung der Laien vom geistlichen Leben der wahren Buddhajünger ein Moment erkennen, das schließlich bei dem Unterliegen des Buddhismus in seinem großen Kampf mit dem Hinduismus wesentlich mit im Spiel gewesen ist: ein Glaube, der die Massen, auch die ganzen Scharen Ernstgesinnter unter dem Volke, zu bloßen Zuschauern des Heilsstrebens der Erwählten machte, ist es nicht begreiflich, daß er leicht entwurzelt werden konnte? —

Hier ist noch der großen, in Wahrheit monumentalen Schöpfung der alten Gemeinde zu gedenken, des Kanons ihrer heiligen Literatur. Schon in der ältest erreichbaren, kürzesten Gestalt, in der im Pālidialekt verfaßten Redaktion (s. oben S. 8), ist sie von außerordentlich großem Umfang. In der Ausgabe, die neuerdings auf Befehl des Königs von Siam gedruckt worden ist, nimmt sie 39 Bände ein; man denke sich die Unmöglichkeit eines Neuen Testaments in 39 Bänden! Wie sich bei der Beschaffenheit unsrer Quellen von selbst versteht, sind für die Entstehungszeit dieser Literatur nur annähernde Ansätze möglich, aber so viel läßt sich doch, wie bereits berührt wurde, als höchst wahrscheinlich aussprechen, daß Hauptteile dieser Textmassen dem ersten Jahrhundert nach Buddhas Hingang angehören.

In der Mitte von allem stehen Reden über die Erlösungslehre, gewiß nur in seltenen, glücklichen Ausnahmefällen Reden, die Buddha wirklich gehalten hat, aber doch offenbar ein nicht ungetreues, in der Form freilich offenbar stark stilisiertes Abbild von Reden, wie er sie zu halten pflegte. In wortreicher Ausführlichkeit, ohne alle Perspektive und Scheidung von Vordergrund und Hintergrund bewegen sich diese Reden in altertümlicher Steifheit vorwärts, das Leiden des Daseins beschreibend, die unablässige Arbeit, in der der Erlösungsdurstige sein Inneres läutert, und die leuchtende Seligkeit des Überwinders, der das Ziel des Ringens erreicht hat. Neben der Prosa dieser Reden und der Gemeindeordnungen steht dann Poesie mannigfacher Art. Da sind — leider in der alten Zeit nur in sehr geringer Zahl — jene schon früher (S. 11) erwähnten poetischen Erzählungen von einzelnen Ereignissen aus Buddhas Leben, wie von der Versuchung durch Mara den Bösen. Weiter dichterische Sentenzen voll seelenvoller Schönheit; dann jene Selbstbekenntnisse — sind unter ihnen authentische, oder sind sie alle nachträglich ihren angeblichen Verfassern in den Mund gelegt? — in denen einzelne unter den geistlichen Brüdern und Schwestern von ihren Erlebnissen, von bestandenen Seelenkämpfen und dem errungenen Sieg erzählen. Eine besondere, sehr eigentümliche Stellung endlich nimmt in dieser Literatur eine Textgruppe ein, der wir uns wohl wundern mögen hier zu begegnen, die sog. Dschatakas,

„Geburtsgeschichten“, d. h. Erzählungen aus früheren Existenzen des Buddha oder vielmehr des Wesens, das zur dereinstigen Erreichung der Buddhaschaft prädestiniert ist. Wir sehen hier diese weltentsagenden Mönche die entschiedenste Lust am Fabulieren entwickeln, die eine recht unbuddhistische Frohnatur vermuten lassen könnte; doch wie natürlich ist es, daß es an solchen Inkonsequenzen nicht ganz fehlt! Der Zusammenhang dieser Geschichten mit Buddha und seinen Seelenwanderungswegen pflegt ein mehr als lockerer und äußerlicher zu sein; es sind in Wahrheit Fabeln, Märchen, Erzählungen aller Art, darunter Tierfabeln, die unter den äsopischen wiederkehren, und andres der westlichen Welt Wohlbekanntes, z. B. eine Geschichte, die auf dem Motiv des salomonischen Urteils beruht. Kein geringes Verdienst hat sich die Gruppe englischer Gelehrten erworben, die unter der Leitung des ehrwürdigen, über dieser Arbeit hingegangenen Cowell in einer vor kurzem vollendeten Übersetzung diese älteste große Geschichtensammlung, die in der Weltliteratur vorliegt, auch weiteren Leserkreisen zugänglich gemacht hat.[1])

V. Aus der älteren Geschichte des Buddhismus.

Einen Historiker, der die Geschichte des Buddhismus in ihrem ganzen Umfang mit voller wissenschaftlicher Kompetenz darzustellen imstande wäre, gibt es nicht, kann es nicht geben. Mir sei gestattet, mich im wesentlichen auf die Anfänge dieser großen religiösen Bewegung zu beschränken, und wenn doch der Versuch hier gemacht werden darf, ein Stück ihrer weiteren Entwicklung mit wenigen Strichen zu zeichnen, so wird der Indolog recht tun, sich dabei innerhalb der Grenzen zu halten, die seiner wissenschaftlichen Kompetenz gezogen sind, sich also auf die älteren Phasen dieser Entwicklung, deren Schauplatz Indien ist, zu beschränken.

Freilich mag in dem Schlagwort „Entwicklung“, das eben gebraucht wurde, ein allzu sanguinisches Urteil über das

[1]) The Jātaka, or Stories of the Buddha's former births, translated from the Pāli by various hands under the editorship of Prof. Cowell. Cambridge 1895 — 1907 (6 Bände). — Eine ausführlichere Schilderung dieser Geschichtensammlung, wie überhaupt der altbuddhistischen Literatur, habe ich in meiner „Literatur des alten Indien“ (Stuttgart 1903) gegeben.

hier Erreichbare liegen. Verlangen wir danach, eine Verkettung von Ursachen und Wirkungen zu durchschauen, die schrittweise in einer unserem Begreifen erfaßbaren Folge sich aneinander schließen, so bleibt, was wir über die Schicksale des alten Buddhismus wissen, hinter einem solchen Ideal weit zurück. Wir haben hier nicht Geschichte im vollen Sinne des Wortes vor uns, sondern einzelne, von einander oft allzusehr losgelöste Bilder aus der uns unerkennbaren Geschichte.

Es scheint, daß die ersten Jahrhunderte des Buddhismus, was die innere Entwicklung des Denkens und geistlichen Lebens anlangt, an Fortschritten nicht reich gewesen sind. Die Verhältnisse lagen hier anders als die des ältesten Christentums. Hier waltete keine solche Konstellation wie dort, wo die Berührung mit der hellenischen Geisteswelt eine so reiche Saat tiefer Gedanken hat aufgehen lassen. Der buddhistischen Lehre wurde solche Befruchtung nicht zuteil. Die äußere Ausbreitung des Glaubens aber, sein Vordringen oder Zurückweichen gegenüber dem Brahmanentum und den anderen Asketensekten war selbstverständlich auf das tiefste beeinflußt von den geschichtlichen Schicksalen, die über den Boden Indiens hingingen.

Die Heere Alexanders betraten das Land; unmittelbar nachher, unter der Einwirkung dieses gewaltigen Ereignisses, erhob sich der erste indische Großstaat, von dem die Geschichte weiß. Sein Beherrscher war Tschandragupta „der Schützling des Mondes": ein Fürst, von dem brahmanische wie buddhistische Quellen wissen, und der unter dem Namen Sandrokottos auch den Griechen bekannt ist — zum erstenmal die Nennung derselben Persönlichkeit in griechischen und in indischen Texten, und damit die Möglichkeit, das schwankende Chaos der indischen geschichtlichen Erinnerungen mit einem festen Punkt, den sicheren Jahreszahlen der griechischen Überlieferung zu verknüpfen.

Tschandraguptas Enkel ist der große König Asoka oder Piyadassi, der um 250 v. Chr. regiert. Man hat ihn, nicht mit vollem Recht, aber doch auch nicht ganz ohne Recht, den Konstantin des Buddhismus genannt. Sprechen wir von Asoka, so sind wir glücklicherweise nicht allein auf die mehr volltönenden als zuverlässigen Angaben der buddhistischen

Quasihistoriker angewiesen. Wir haben einen sichereren Gewährsmann: Asoka selbst. Dieser war ein ungemein schreiblustiger Fürst. Seine Inschriften auf Säulen und Felswänden finden sich durch ganz Indien; eine kleine Inschrift Asokas ist es ja auch (s. oben S. 12), welche die Lage von Buddhas Geburtsort mit urkundlicher Bestimmtheit fixiert. Der größte Teil nun von Asokas Inschriften, an die Gesamtheit seines Volkes gerichtet, trägt nicht eigentlich buddhistische Färbung. Vielmehr wird die Sprache der aufgeklärten Humanität, der Moral, der Toleranz geführt; vor allem wird mit großem Nachdruck darauf gedrungen, daß der Krieg aller gegen alle unter den zahlreichen Konfessionen und Sekten, die das Land erfüllen, zur Ruhe komme. In sehr anderem Ton aber redet der König, wo er sich nicht an das ganze Volk, sondern speziell an die Gemeinde der Buddhisten wendet. Hier heißt es: „Piyadassi, der König von Magadha, neigt sich vor der Gemeinde ... Ihr wißt, ihr Ehrwürdigen, wie groß unsere Ehrfurcht und unsere Liebe zu Buddha, der Lehre und der Gemeinde ist." Kein Zweifel, daß Asokas mächtiger Einfluß eine Rolle — vielleicht die Hauptrolle — dabei gespielt hat, wenn aus dem Gewirr der mit einander rivalisierenden Sekten und Orden der Buddhismus sich als Großmacht hervorgehoben hat. Davon freilich, was oft behauptet worden ist, kann keine Rede sein, daß der Buddhismus durch Asoka zur Staatsreligion erhoben worden sei; der Gedanke einer Staatsreligion ist diesem Milieu durchaus fremd; die Religion ist hier nicht Staatssache.

Von Asokas Hof gingen Sendungen aus, die über die Grenzen seines Reichs hinaus seine humanitären Grundsätze auszubreiten suchten; möglich, daß, wie die buddhistischen Quellen es darstellen, diese Sendungen direkt buddhistischen Charakter getragen haben. Damals soll der Grund zur Herrschaft des Buddhismus auf Ceylon gelegt worden sein. Die Buddhisten erzählen sogar volltönend, daß es einer jener Missionen gelungen sei, die Welt der Yonaka, d. h. der Griechen (Jonier) zu bekehren: eine Angabe, für die es an Bestätigung von griechischer Seite allerdings fehlt. Die Blüte, zu der unter Asoka und wohl zum nicht geringen Teil durch Asoka der Buddhismus gelangt ist, gibt sich anschaulich auch

in der Fülle bedeutender Baudenkmäler zu erkennen, die von dieser Zeit an durch die nächsten Jahrhunderte sich an den verschiedensten Zentren des geistlichen Lebens in Indien erhoben. Doch darf hier nicht versucht werden zu zeigen, wie sich hier, vom Geist des Buddhismus durchweht, ein merkwürdiges Stück altindischer Kunstgeschichte auftut. Unsere Betrachtung muß eilen, die Schicksale des buddhistischen Glaubens, der buddhistischen Gemeinde weiter zu verfolgen.

Die äußere Geschichte Indiens in den drei Jahrhunderten, die auf Asokas Zeit folgen, liegt der Hauptsache nach im Dunkel. Wo sich dies Dunkel ein wenig lichtet, finden wir weite Gebiete der Halbinsel in den Händen fremder Herrscher. Innerasiatische Eroberer haben ihre Hand auf das Land gelegt. Der große König Kanishka, wohl gegen 100 n. Chr., setzt auf seine Münzen — ein sprechendes Zeugnis für das wirre Gemisch der Kulturen, die hier aneinander und durcheinander geraten sind — neben den Bildern indischer und zarathustrischer Gottheiten das Bild des griechischen Helios und eine thronende Gestalt mit dem Heiligenschein: man liest die Buchstaben BOΥΔΟ; es ist niemand anders als Buddha, mit dessen Bild dieser unindische Inderfürst da prägt. Die Buddhisten zählen Kanishka zu den großen Schutzpatronen ihres Glaubens; sein Name hat für sie einen ähnlichen Klang wie der Name Asokas. Entdeckungen der allerletzten Zeit haben uns nahe der nordwestlichen Grenze Indiens das Reliquienmonument kennen gelehrt, das Kanishka zu Ehren Buddhas errichtet hat. Da hat sich das Metallgefäß wiedergefunden, das vor mehr als 1800 Jahren der mächtige Monarch in der Reliquienkammer jenes Baues hat hinstellen lassen, mit dem Bilde Kanishkas, wie wir es von seinen Münzen kennen, und mit einem Reliquienbehälter aus Bergkristall, der vier Knochenfragmente enthält.

Bald nach den Tagen Kanishkas erstand eine neue Schule des Buddhismus; man kann sagen es erhob sich in dessen Schooß eine neue Konfession, die bald alles in sich sammelte, was von Lebensfähigkeit in diesem Glauben noch vorhanden war. Die neue Sekte führte den Namen Mahayana „die große Überfahrt"; mit mächtigerem Schwung, als er der alten Gemeinde eigen war, sollte fortan die Überfahrt über

das Meer des Weltlebens zum jenseitigen Ufer von statten gehen. In seltsamster Mischung vereint sich hier ein metaphysischer Nihilismus, der in pomphafter Weitschichtigkeit seinen Glauben an die Leerheit alles Seins vorträgt, mit dem Herrschendwerden wärmerer, weicherer Seelenstimmungen, einer Betonung der Güte, der Nächstenliebe, die in der kühlen Atmosphäre des alten Buddhismus nur in verkümmerten Bildungen ihr Dasein hatte führen können.

Das Mahayana und vollends was dann folgte, die Entartetheit des wilden und wüsten Zauber- und Orgienunfugs des „Tantra"wesens konnte das Sichabwenden des indischen Volksgeistes von der Buddhalehre nicht aufhalten. Neue Glaubensformen hatten sich erhoben, der Glaube an persönliche Götter von höchster Lebensfülle. Vishnu, Shiva: so hießen die Mächte, denen es beschieden war, festesten Instinkten der indischen Seele entgegenkommend dem Buddhismus die Herrschaft zu entreißen und sie bis auf den heutigen Tag zu behalten. Die Lehre, die durch die ungeheuren Gebiete des mittleren und östlichen Asien Triumphe über Triumphe feierte, ging in ihrer indischen Heimat unter — die Lehre des Mönchs aus der kleinen Stadt am Himalaya, auf dessen von jenseitigem Frieden verklärte Gestalt man mit einem Gefühl hinblicken wird, dem wohl ein Zug von Ehrfurcht innewohnen mag.

Die nachklassische Kunst auf dem Balkan.

Von K. K. Hofrat Professor Dr. Josef Strzygowski in Wien.

Alle Welt hat eine Vorstellung von den Schicksalen der bildenden Kunst im Westen nach dem Untergange des weströmischen Reiches. Auf den Barbarensturm folgt dort die Restauration unter Karl dem Großen und die allmähliche Entwicklung jener Baustile, die wir romanisch und gotisch nennen. Wer aber weiß etwas davon, was im Mittelalter aus dem Lande geworden ist, das uns die wunderbarste Kunstblüte gegeben hat, die je dagewesen ist? Ist Hellas vom Erdboden verschwunden, oder was geschah sonst damit? Ist der Geist des Iktinos, eines Phidias und Praxiteles, der Ruhm des Apelles völlig ausgestorben, hat das makedonische Land, das einen Alexander hervorbrachte, alle Bedeutung verloren und wie steht der Balkan zu den Großmächten der Kunst des Mittelalters, zuerst zu Byzanz, dann zum Westen, endlich zum Islam?

Das sind die Fragen, die dem Vorstande des Freien Deutschen Hochstiftes vorgeschwebt haben mögen, als er aus einer Reihe von Themen, die ich auf seine Einladung vorlegte, gerade einen Lehrgang über die nachklassische Kunst auf dem Balkan auswählte. Ich habe ihn in der Zeit vom 2.—10. Dezember 1909 abgehalten, kann aber leider an dieser Stelle kein entsprechendes Referat über diese fünf Vorträge geben, weil ich den Nachdruck auf ein reiches Abbildungsmaterial legte, das in jeder Stunde durch ca. 30 Lichtbilder vorgeführt wurde. Im Nachfolgenden sei daher lediglich eine Skizze des Gedankenganges entworfen.

I.

Urteile ich nach den im Gefolge der Kreuzzüge und im XIX. Jahrhundert gemachten Versuchen, Hellas und den Balkan für das Abendland zu gewinnen, so stellt sich die

Erkenntnis ein, daß der Westen diese Gebiete nicht dauernd mit seiner Kultur zu durchsetzen vermochte. Selbst die Römer waren dazu nicht imstande, die hellenische Kultur stirbt aus als der Westen emporkommt, und Hellas wird wieder das, was es ursprünglich war, ein Teil des Orients. In frühchristlicher Zeit lassen sich noch Spuren einer schwächlichen, rein griechischen Ornamentik nachweisen, seit dem V. Jahrhundert aber schlagen die Wogen des Ostens über dem alten Insellande wie über dem gebirgigen Innern zusammen. Wir werden diese Schicksale nachfolgend zn schildern haben. Hellas und der Balkan erfüllen nun nicht mehr wie bei ihrem Auftauchen aus dem Nebel der ältesten asiatisch-ägyptischen Kulturen die Rolle einer künstlerisch eigenartigen und nach allen Seiten befruchtenden Macht. Was Land und Volk aufbringen konnten, war in mykenisch-kretischer Zeit und durch die große Blüte der eigentlich griechischen Kunst völlig aufgesogen; im Gegensatz zu dem jugendfrisch in die Kultur eintretenden Westen hat der Balkan am Beginn des Mittelalters ausgelebt und geht wieder, wie einst vor Jahrtausenden, im Schlepptau des Orients. Es vollzieht sich damit das Schicksal der gesamten hellenischen Kultur; sie wird erstickt in der Umarmung des Orients.

Um ein drastisches Beispiel orientierend an die Spitze zu stellen, sei verwiesen auf die Entwicklung der Art, wie die Christen Jesus darzustellen pflegten. Im Gebiete des Mittelmeeres wurde er ursprünglich im griechischen Geiste als schöner Jüngling, sei es als als Orpheus, Guter Hirt oder Rhetor dargestellt, in Kleinasien mit lang auf die Schultern herabfallenden Locken, in Syrien und Ägypten mit kurzem, krausem, unten rund geschnittenem Haar. Diesem Idealtypus der Hellenen steht der bärtige Kopf gegenüber, der uns selbst so geläufig geworden ist, daß wir uns Christus garnicht mehr anders vorstellen können. Wie war diese einschneidende Wandlung möglich, wann und wo ist sie zustande gekommen? Der bärtige Christuskopf mit gescheiteltem, schlichtem Haar ist entgegen dem griechischen der persische Idealtypus, d. h. ebenfalls kein Portrait. Er hat sich seit Konstantin über Jerusalem und zwar von Edessa aus ganz allgemein durchgesetzt. So stark wurde die Macht des Orients, daß darüber die ursprüngliche

Darstellungsart Christi als eines schönen Jünglings ganz in Vergessenheit geriet.

Wir werden nun die allmähliche Umbildung des hellenistischen Balkan in den orientalischen zu verfolgen haben. Diese vollzieht sich etappenweise. Zuerst setzt sich das Hinterland der hellenistischen Küstengegenden um Karthago, Alexandria, Antiochia und Kleinasien durch, dann tritt Persien allmächtig auf den Plan, endlich das zentrale Asien. Von diesen Dingen hat leider niemand recht eine Ahnung. Ich muß daher um doppelte Aufmerksamkeit bitten; die geordnete Vorführung der Denkmäler und des orientalischen Vergleichsmaterials dürfte hinlänglich überzeugend wirken.

Von den Grundlagen, auf denen die Kultur des Mittelalters ruht, bekommt man schon am Ausgang der Römerzeit gut eine Vorstellung. Während Rom angeblich die Führung hat, kämpft der Kaiser bald gegen die Deutschen am Rhein oder in Oberitalien, bald in Dacien und Moesien gegen die Gothen, dann wieder muß er sich gegen die Perser am Euphrat und Tigris schlagen. Wir gewinnen an dieser Tatsache den Eindruck jenes großen internationalen Hintergrundes, der für die Kultur des Mittelalters in einem Ausmaße vorauszusetzen ist, wie wir ihn heute noch lange nicht wieder erreicht haben. Das Reich Karls des Großen, dasjenige von Byzanz und der von Indien bis an die Antlantis gehende islamische Kulturkreis geben zusammengenommen die Weite des Horizonts, den der Geschichtsforscher des Mittelalters vor Augen haben muß.

Im III. Jahrhundert werden die Illyrier Herren des Reiches, der Balkan tritt in den Mittelpunkt des politischen Geschehens. Mit der Schlacht von Margum an der Morawa tritt Diokletian, der unweit dem Gestade des adriatischen Meeres, in Salona, geboren war, an die Spitze des Reiches. Mit ihm halten persische Sitten und Gebräuche am römischen Hofe ihren Einzug. War dort seit Hadrian der orientalische Geist in stetigem Zunehmen begriffen, so lenkte man jetzt ganz direkt in die Nachahmung der sassanidischen Tracht und des Zeremoniells ein. Die Kunst allerdings brauchte auf dem Balkan noch einige Zeit, bevor sie die gleiche Richtung nahm. Ein Architrav mit den bekannten Profilornamenten der

griechischen Kunst im Museum zu Sophia zeigt auf der Unterseite typisch persisch-islamische Arabeskenornamente. Es fällt in den Kreis unseres Lehrganges, zu zeigen, wie dieser Umschwung sich vollzogen hat. Antike Grabsteine vom Balkan tragen die allgemein üblichen Ornamente, vielleicht könnte die starke Bevorzugung des Weinlaubes auffallen. Auch die altchristliche Kunst, wie sie durch einen Jonassarkophag im Museum zu Belgrad vertreten ist, zeigt sich durchaus in der in Kleinasien wie in Rom gewohnten hellenistischen Art. Daß sich daneben schon charakteristische Züge des orientalischen Hinterlandes durchsetzen, beweisen zwei andere Balkan-Denkmäler, der Triumphbogen von Salonik und der Diokletianspalast in Spalato. Von ersterem sei nur bemerkt, daß er auf all die übliche architektonische Gliederung verzichtet und in echt orientalischer Art Figurenstreifen horizontal übereinander geordnet zeigt. Ausführlicher mußte der Diokletianspalast besprochen werden, weil er gut in einem großartigen Beispiele zeigt, wie sich schon in dieser Zeit mitten in einem hellenistischen Gebilde syrische Züge verwendet zeigen, so in der Nischenfolge des goldenen Tores und in dem Aufsitzen des Bogens unmittelbar über der Säule an den sieben Arkaden des Peristyls. Darauf kann in diesem Referat nicht näher eingegangen werden.

II.

Mit Konstantin rückt der Balkan auch äußerlich in's Zentrum des Reiches. Wir erleben wieder einmal eine der großen hellenistischen Städtegründungen. Wie Alexander einst die Stadt seines Namens erbaut hatte, so erhält das alte, von Konstantin zur Residenz erhobene Byzanz jetzt den Namen Konstantinopel. Es ist merkwürdig, wie lange der Kaiser in der Wahl des Ortes schwankt. Er geht zuerst nach dem alten Troja, dann nach Chalcedon, Byzanz gegenüber, bis er sich in letzterem niederläßt. Der Grund scheint u. a. ein für den Kunsthistoriker bedeutungsvoller gewesen zu sein: die Nähe der altberühmten Steinbrüche von Kyzikos. Die Bauleidenschaft des großen Kaisers, die ihn — wie wir von seinem Auftreten z. B. in Jerusalem wissen — bis ins Einzelne auf kostbares Baumaterial besorgt sein ließ, versammelte

dort in den Brüchen der Marmorinsel Steinmetze aus allen Teilen des Reiches: Ägypter, Syrer, Mesopotamier und Armenier, Kappadokier und Griechen aus Kleinasien strömten zur Erbauung der neuen Metropole zusammen und vereinigten dort, was sie an künstlerischem Eigenbesitz aus der Heimat mitgebracht hatten. Die sog. byzantinische Kunst ist wie die römische keine selbständige; es laufen vielmehr in Konstantinopel die Strömungen aus dem ganzen Oriente, hellenistische und rein orientalische zusammen. Letztere überwiegen allmählich weitaus; die Großmacht Persien gibt den Ausschlag. Konstantinopel selbst leitet die Erzeugnisse seiner zumeist eingewanderten Künstler weiter, vor allem, soweit von der Marmara-Insel aus der „prokonnesische" Marmor im Gebiete des Mittel- und Schwarzen Meeres verschifft werden konnte. Ähnlich gingen von Jerusalem aus die Mönchserzeugnisse der Kleinkunst als Pilgerzeichen in alle Welt. Für Luxuswaren blieb zunächst noch Persien herrschend, bis allmählich Konstantinopel und der Hof Fabrikation und Handel an sich riß und die persischen Waren nachahmte.

Die Begründung Konstantinopels schließt an das alte Byzanz an. Neben die alte Akropolis, heute vom Serail eingenommen, wurde das höfische Zentrum, der Kaiserpalast mit der Kathedrale der hl. Sophia und dem Hippodrom verlegt. Davon lief eine Mittelstraße über das ovale Forum, mit einem Arme nach der Apostelkirche im Norden und mit dem andern nach dem Haupttore im Süden. Die Landmauer ging vom Marmarameer zum goldenen Horn und wurde schon hundert Jahre nach der Gründung um ein beträchtliches Stück hinausgeschoben. In dem Vortrage wurde an der Hand von Abbildungen die malerische, heute leider in ihrem Bestande bedrohte Land- und Seemauer, dann einzelne Tore gezeigt, so Jedikule. Es folgte die Vorführung der Versuche, den Kaiserpalast nach den literarischen Quellen zu rekonstruieren, dann das Hippodrom, die Triumphalsäulen, endlich die Einrichtungen zur Wasserversorgung. Alles das kann hier ohne Abbildungen nicht wiedergegeben werden.

Den zweiten Teil des Vortrages füllte die Besprechung der Sophienkirche in Konstantinopel. Die Erörterungen schlossen stets unmittelbar an die Diapositive an, es kann da-

her hier nur das Prinzipielle in Schlagworten zusammengefaßt werden. Die verschiedenen Bautypen der Zeit zwischen Konstantin und Justinian zeigen, wie großartig die Architekten Anthemios von Tralles und Isidoros von Milet die kleinasiatische Bauform der Kuppelbasilika auf dem Boden der Reichshauptstadt zur Geltung brachten. In der Sophia ist die Pendentifkuppel über dem Quadrat eingeschoben zwischen die Hälften eines Oktogons von der Art der Sergios- und Bakchoskirche in Konstantinopel, die man die kleine Sophia nennt. Die große Sophia ist von einer so großstiligen Raumwirkung, daß sich kaum ein anderer Bau, besonders keiner in Italien damit vergleichen läßt. Dem Eintretenden schließt sich gleich an der Schwelle das aus der Zentralkuppel mit angelehnten Halbkuppeln und Exedern bestehende Kuppelschiff bis zum Zenith auf. Es wurde dann auf Grund von Modellen näher eingegangen auf die mathematische Lösung der Überleitung eines Quadrates in den Kuppelkreis durch das Pendentif, wie es die Byzantiner seither ständig verwendet haben. Die Ecken füllt in diesem Falle ein Ausschnitt aus der über dem umschriebenen Kreise errichteten Kugelschale.

Nicht minder eindrucksvoll als die Raumkomposition ist die Innenausstattung der Kathedrale, die nach orientalischer Art in Ziegeln aufgebaut, aber völlig mit edlem Material inkrustiert ist. Da es notwendig erscheint, zwischen der schon in späthellenistischer Zeit üblichen Art dieser dekorativen Verkleidung und der späteren, in der die Motive persischer Herkunft stetig zunehmen, zu scheiden, so wurden die Einzelformen dieser reichen Innenausstattung genauer an der Hand der Abbildungen durchgesprochen. Vom Paviment wurde durch Analogien eine Vorstellung gegeben. Die Säulen und Kapitelle, die bis an das Kranzgesims reichende Marmorinkrustation mit ihren Arabesken in Relief und Marmorintarsien wurden eingehend betrachtet, endlich auch von den Glaswürfel-Mosaiken an den Decken eine Vorstellung gegeben. Überall drängte sich die Neigung zur Verwendung der neuen farbig gedachten Kunstformen der Perser auf. Der Vortrag schloß mit der Vorführung des im Zeuxippos, der kaiserlichen Werkstätte von Konstantinopel hergestellten Elephantenstoffes

aus dem Grabe Karls des Großen in Aachen, den jeder für in Persien oder Indien gewebt ansehen würde.

III.

Lange bevor mit dem Islam die persische Kunst international wurde und Persien das Mittelalter in Ost und West mehr oder weniger durchsetzte, lassen sich die Spuren der persischen Vorwärtsbewegung nachweisen. Am merkwürdigsten und sehr in die Augen fallend ist ihr Eingreifen in die Entwicklung des Kapitells. Neben die hergebrachten Ordnungen des Dorischen, Jonischen, Korinthischen und Compositen treten ganz neue Werkformen; überdies verschwinden die Kymatien, die Voluten und der Akanthus, um neuen, rein dekorativen Ornamenten, unter denen die persischen am stärksten auffallen, Platz zu machen. Der Umschwung beginnt mit der Einführung des Bogens statt des geraden Architravs. Sind die Bogen aus Ziegeln gebildet, dann verlangen sie wegen ihrer größeren Mauerdicke ein rechteckiges, nicht wie in Stein ein quadratisches Auflager. Da das antike Kapitell lediglich zwischen Säulenrund und Quadrat vermittelt, wird noch ein zweites Glied, der Kämpfer, über das Kapitell gelegt, der aus dem Quadrat in das Rechteck überleitet. Beide Glieder werden monolith zusammengezogen, wenn unter den Kämpfer ein jonisches Kapitell geschoben erscheint; es entsteht dann das jonische Kämpferkapitell. Kommen schon diese Neuerungen vom Osten, so gilt das in noch höherem Grade von dem neuen Schnitt, den der Akanthus annimmt. Jn Kleinasien läßt sich schon in vorkonstantinischer Zeit eine Gruppe von Sarkophagen nachweisen, die praxitelische Statuen in Nischen von ganz neuer, ausgeprägt dekorativer Art stellen. Die Ornamente sind mit dem Bohrer auf eine farbige Wirkung in Weiß auf dem schwarzen Tiefendunkel berechnet. Der Akanthus verliert die reiche Profilierung, die Rippen werden lediglich geritzt oder ebenso wie die Lappen gebohrt. Dieser Blatttypus geht auch auf das komposite Kapitell über und es entsteht das sog. theodosianische Kapitell, das sich durch besondere Zierlichkeit auszeichnet. Neu ist daran außer dem Akanthusschnitt die Ersetzung des Eierstabes durch aufrechte Blätter und ein Wulst

am unteren Rande. Aus diesem Kapitell wird im Wege der Ersetzung des Akanthuskorbes durch Ranken oder persisches Flechtwerk das Korbkapitell, bei dem an Stelle der Voluten und Bossen Tiere und Vögel auf dem Korbe unter der Deckplatte sitzen. Neben alle diese von den Steinbrüchen der Marmarainsel in alle Küstengebiete des mittelländischen und schwarzen Meeres exportierten Kapitelle von halbantiker Bildung tritt um 500 eine ganz neue Form, das Kämpferkapitell. Der Körper erscheint einfach aus dem Kreis in das Quadrat gezogen, unten läuft meist ein Wulst herum, die Deckplatte oben ist rein quadratisch ohne Einziehung. Über diese starre Werkform werden dann die seltsamsten Gitter- und Flechtornamente gelegt. Das zwei- oder dreistreifige Flechtband und die Palmetten-Arabeske herrschen vor. Schon aus diesem Grunde möchte man auf persischen Ursprung schließen. Bestätigt wird diese Annahme durch sassanidische Kapitelle von der gleichen Form.

Im Vortrage wurden nun einige Balkankirchen besprochen, die aus dem beschriebenen Säulenmaterial von der Marmara-Insel erbaut sind. So die Demetriuskathedrale und die Sophienkirche im alten Thessalonike, das Baptisterium in Salona, der Dom zu Parenzo, S. Giusto in Triest, die Kirchen von Grado und Kapitelle im Museum zu Sophia. Darauf kann hier nicht näher eingegangen werden.

Um die Möglichkeit des persischen Zustromes zu erweisen, braucht nur nochmals verwiesen zu werden auf den wachsenden Einfluß, den das Sassanidenreich seit Diokletian auf das byzantinische Hofleben und die Tracht gewonnen hatte. Denkmäler wie die Palastfassade von Mschatta, die als Geschenk des Sultans in das Kaiser Friedrich-Museum in Berlin kam, geben eine Vorstellung von der Pracht persischer Dekoration. Sicher ist, daß ein Zweig dieses mächtigen Kunststromes direkt in Konstantinopel mündete, der Seidenhandel. Von China ausgehend, kam die Seide über Persien nach Mesopotamien und Syrien, wo sie verwebt wurde. Die in Kirchenschätzen erhaltenen und im trockenen Sande Ägyptens gefundenen Seidenstoffe belehren über den sassanidischen Typus der Muster. Verschlungene Kreise, gefüllt mit Reiterdarstellungen und dem Lebensbaum, umzogen von Palmetten-

bändern aller Art bilden den Grundbestand. In der Zeit Justinians wurde die Fabrikation in Konstantinopel monopolisiert. Die Deckenmosaiken der Sophienkirche zeigen Muster, die durchaus in der Art persischer Seidenstoffe gehalten sind.

IV.

Wir treten nun in die dunklen Jahrhunderte des Balkan. Vom Norden her brechen die Hunnen ein, die Goten ziehen über den Balkan nach Italien und dem Westen. Sie sind nur die Vorläufer der Völker, die sich am Balkan dauernd festsetzen sollten. Mit den Avaren zugleich treten die Slaven auf, sie dringen bis Konstantinopel vor und machen sich in Makedonien wie in Hellas selbst ansässig. Über den Peloponnes heraus dringen sie auf Kähnen bis nach Kreta vor. Aber zu einer Macht werden die Slavengaue des Nordens erst, als ein ural-altaisches Volk, die Bulgaren, Besitz nimmt von dem Lande zwischen Donau und Hämos. Sie werden allmählich zu Slaven und bilden den Kern der Völker, die den Balkan durch Jahrhunderte ähnlich überfluteten, wie die Germanen Italien, Gallien und Spanien. Es frägt sich nun, ob die Slaven nach dem Balkan ähnliche Kunstformen brachten, wie die Germanen in die alten Kulturgebiete des Westens.

Für die Völkerwanderungskunst sind auf ihrer ersten Stufe dreierlei Dekorationselemente bezeichnend. Erstens Schmucksachen in Gold, die verziert sind mit in Zellen gefaßten Almandinen. Dieser Stein weist an sich auf den Osten, unzweideutig aber belegen den persischen Import Pehlewi-Inschriften. Sie sind wie auf einem Stück in Wiesbaden in dieser Gruppe nicht selten. Auf dem Balkan haben sich solche Stücke bisher nur ganz im Norden, im Schatz von Petreossa, jetzt in Bukarest, gefunden. Das zweite Hauptornament ist bei allen germanischen Völkern das Bandgeflecht. Goten und Longobarden haben es mit nach Italien gebracht, ihre Schmucksachen in Bronze sind bedeckt damit, ebenso die Steinarbeiten, die von den Longobarden in primitivster Art für die Kirchen hergestellt wurden, wie Altarciborien, Baptisterien, Chorschranken u. dgl. m. Ganz Mittel- und Norditalien ist mit Bruchstücken solcher dreistreifiger Bandornamente übersät. Auch in Istrien und Dalmatien begegnet man ihnen auf

Schritt und Tritt, das Museum von S. Donato in Zara zeigt die besten Beispiele vereinigt, darunter zwei Figurenfriese, die Jugend Christi darstellend, die in den Typen gut orientalisch, im Stil jedoch derart roh ausgeführt sind, daß man gern zu den zweistreifigen Bandornamenten flüchtet, die den oberen Rand schmücken. Darin scheinen auch die Slaven Meister gewesen zu sein. Im Durchschnitt sind sogar ihre Ornamente besser wirksam, als die der Longobarden. Was man aus den dunklen Jahrhunderten in Athen findet, reicht nicht herab zu der Roheit gleichzeitiger Schöpfungen auf römischem Boden. Als ein Museum von Ornamentplatten aus den dunklen Jahrhunderten kann die kleine Metropolis in Athen angesehen werden, eine Kirche, die vollständig aus antikem und frühmittelalterlichem Material gebaut ist. Dort dominiert das dreistreifige Bandornament bei weitem und zwar in denselben geometrischen Flächenfüllungen und Streifenmustern, die man auch in Italien findet. Die besten Beispiele dieser Art haben sich im Hosios Lukas-Kloster zwischen Parnaß und Helikon gefunden. Die Bilderwände der beiden Kirchen sind dort derart reich mit sauber in zweistreifigen Bändern ausgeführten, aus Raute, Kreis und Quadrat bestehenden Ornamenten geschmückt, daß man kaum ihresgleichen findet. Sie scheinen direkt persisch, mehr als die Ornamente gleicher Art, die man sonst in Hellas, besonders im Peloponnes findet. Ähnlich gut gearbeitet sind nur noch Ornamenttafeln aus der altbulgarischen Hauptstadt Preslav. Sie befinden sich heute im Museum zu Sophia. Man muß den aus dem IX. Jahrhundert und aus Bagdad stammenden Holzminbar in Kairuan mit seinen unerhört sauber durchbrochen gearbeiteten Ornamenten von zweistreifiger geometrischer Art ansehen, um über den Ursprung dieser Schmuckart nicht im Unklaren zu bleiben.

Das dritte, den germanischen wie den slavischen Völkern gemeinsame Schmuckmotiv ist die Tierdarstellung. Bei dieser Parallele muß freilich abgesehen werden von den spezifisch germanischen „Wurmbildern", d. h. Tier-Bandgeflechten, die bei den Germanen auf der vorgeschrittenen Stufe wie in Irland typisch wurden. Goten und Longobarden kannten sie noch nicht. Ebensowenig die Slaven. Bei diesen Völkern war vielmehr üblich, das Tier deutlich erkennbar in ganzer

Gestalt oder den Kopf allein als Endigung anzuwenden. Dabei fällt auf, daß die Wahl der Tiere (Löwe, Greif, Adler — Rind, Hirsch, Hase einzeln oder die letzten drei von den ersten überfallen) sowie ihre Gruppierung im Gegensinn zuseiten des Lebensbaumes stark an die sassanidisch-islamische Art erinnert. Es gibt nun zwingende Beweise dafür, daß diese Schmuckart tatsächlich direkt vom Osten mit Umgehung von Byzanz nach dem Balkan und im Besonderen bis Athen und Hellas vorgedrungen ist.

Auf der Akropolis von Athen gibt es Steinplatten mit Tierdarstellungen, die am Rande kufische Schriftornamente zeigen. Das Hauptstück dieser Art findet sich heute im Nationalmuseum zu Athen. Jeder würde glauben, die Platte müßte aus Mesopotamien stammen. Doch kehren die kufischen Schriftornamente auch an den hellenischen Kirchenbauten dieser Zeit wieder; sie sind dort aus Ziegelformsteinen in Mörtel zwischen die Quadern gebettet. Ebenso kommen sie vor an den Steinfriesen der beiden bedeutendsten Klosterkirchen von Hellas, in Daphni bei Athen und Hosios Lukas zwischen Parnaß und Helikon. Diese Bauten bieten auch in anderer Hinsicht den Schlüssel zur Aufhellung der künstlerischen Zusammenhänge zwischen dem Osten und dem Balkan in den dunklen Jahrhunderten.

Daphni sowohl, wie Hosios Lukas fallen nämlich in ihrem Bauschema heraus aus der gewöhnlichen byzantinischen Art. Die Kuppel ruht nicht auf vier inmitten der Umfassungsmauern stehenden Stützen, sondern auf acht solchen, die um ein Quadrat gruppiert sind. Und was die Hauptsache ist, die Überleitung aus dem von diesen acht Stützen gebildeten Grundrißquadrat in das die Basis der Kuppel bildende Oktogon geschieht nicht durch Pendentifs, sondern durch sog. Ecktrompen, ein persisches Konstruktionsmotiv, das schon in sassanidischen Bauten üblich ist, dann aber in der christlichen und islamischen Architektur für alles was mit Persien zusammenhängt, typisch bleibt. Konstantinopel kennt diese Bauart ebensowenig wie das kufische Schriftornament.

Der Balkan entwickelt sich also — ähnlich wie Oberitalien und Gallien unabhängig von Rom ins Mittelalter eintreten — ohne die Führung der griechischen Hauptstadt

Konstantinopel in direktem Zusammenhange mit dem Oriente. Wie das zugegangen sein mag, läßt sich heute noch nicht sagen. Es zeigt sich nur, daß die zentrale Kunstmacht des frühen Mittelalters (nicht nur auf dem Gebiete des Ornamentes!) Persien gewesen sein muß. Ein Weg direkter Überleitung persischer Formen aus Zentralasien bezw. Transkaspien nach dem Balkan ist gegeben durch die Wanderung der Bulgaren.

Die Bulgaren sind eines der zentralasiatischen Reitervölker. Es ist nicht unmöglich, daß ein großes Felsrelief bei Madara, das man gewöhnlich für den „Thrakischen Reiter" ansieht, einen Bulgarenfürsten nach Art der Felsreliefs sassanidischer Könige in Persien darstellt. Der Reiter ist auf der Jagd gegeben, er durchbohrt mit der Lanze einen Löwen, dem Pferde folgt der Hund, und auf dem Haupte des Reiters sieht man Andeutungen eines dem sassanidischen ähnlichen Kopfschmuckes. Das russische archäologische Institut hat in Pliska-Aboba Ausgrabungen gemacht, die wertvolle Reste aus altbulgarischer Zeit zutage brachten. Aus Quadern monumental gebaut, fand man da innerhalb der Mauerwälle die Fundamente von Palästen und einer großen Kirche. Sie hat basilikalen Grundriß und zeigt Stützenwechsel. Die Säulen mit ihren wertvollen Inschriften sind im Lande zerstreut worden. Die Titel, die in ihren Texten genannt werden, sind die gleichen wie auf dem Goldschatze von Nagy-Szent-Miklos im Wiener Hofmuseum. Dieser Schatz ist also teilweise einstiger bulgarischer Besitz; ein gut Teil davon ist in Persien gearbeitet. Freilich fehlen darauf Inschriften, Pehlewi oder Kufisch. Die Formen allein genügen aber vollständig für den Nachweis des persischen Ursprunges.

Die Bulgaren also können persische und islamische Motive nach dem Balkan gebracht haben; andere Wege ergeben sich aus dem nachbarlichen Verkehr der Moslim und Christen. Ist doch die ganze Bewegung des Bildersturmes zum guten Teil aus dieser Berührung zu erklären.

V.

Die Kultur des frühen Mittelalters war eine internationale, sie umfaßte die ganze damalige Kulturwelt. Was

Alexander angebahnt hatte, die Idee eines Weltreiches, das hat sich auf dem Gebiete der Kunst wirklich durchgesetzt. Das beste Beispiel dieses Asien und Europa umfassenden Stromes gibt der islamische Kulturkreis, dessen Leben von Indien bis Spanien flutet. Etwas von diesem den Süden zusammenhaltenden Geiste muß auch im Norden angenommen werden. Die Welt war zu der Zeit, als Germanen und Slaven Reiche in Europa gründeten, größer, als man sich das heute vorstellen kann, die Tore zwischen Ost und West standen weit offen. Die Kreuzzüge waren nur das letzte Symptom dieser für die Entwicklungsgeschichte wertvollen Tatsache. Es hing an einem Haare und die ganze hellenistisch gerichtete Kultur, in die wir mit dem kleinasiatisch umgegebildeten Christentum und der auf die Antike gerichteten Renaissance geraten sind, hätte vollständig den Keimboden verloren. Es war nicht die Abwehr des Islam durch die Franken und der von Zentralasien vordringenden Reiter allein, was Germanen und Slaven den gierig ausgestreckten Fängen des reinen Orientalismus entriß; auch die Überwindung einer intern byzantinischen Revolution, des Bildersturmes, gehört in diese Reihe. Als die Kirchen von Konstantinopel wieder wie einst die syrischen Kirchen des IV.—VI. Jahrhunderts mit Landschaften von Jagd und Fischfang statt mit heiligen Bildern geschmückt wurden, da stand der Untergang der immer noch anthropomorph denkenden byzantinischen Kultur auf dem Programm. Der Sturm wurde abgeschlagen, die Bilder zogen wieder ein, Persien und der Islam blieben wie früher vor der Tür.

Die Kunst, bisher international, wurde nach dem Bildersturm kirchlich, der Balkan orthodox. Die Klöster sind jetzt die eigentlichen Träger der Kunst, wie im Abendlande. Eine genaue Kenntnis des Treibens der Klöster, ihrer Beziehungen untereinander und mit den Mutterklöstern im Orient ist daher Voraussetzung für das tiefergehende Verständnis dieser Kulturperiode. Wir kennen bis jetzt halbwegs nur den Berg Athos mit seinen zwanzig Haupt-, den vielen Nebenklöstern und Einsiedeleien. In dem Vortrage wurde versucht, von der Bauart dieser Athosklöster und ihrer Kirchen, sowie von der stereotypen Verteilung der Wand- und Deckenbilder und den

von ihnen verwendeten Bildtypen eine Vorstellung zu geben. Die südslavischen Völker haben ihre Kunst in ähnlicher Weise im orthodoxen Geiste weitergeführt.

An den Schluß des Lehrganges wurde die seit 1453 in Konstantinopel zur Blüte gelangte türkische Kunst gestellt. Die Byzantiner selbst ließen die Sophienkirche ohne Nachfolge; die Türken aber griffen deren wunderbaren Raumorganismus auf. Ein Grieche Christodulos vermittelt; Sinan schafft Moscheen, wahre Kuppelberge, die in Anlehnung an die Sophia das Großartigste an monumentaler Raumwirkung leisten und alles Mühen von Renaissance und Barock in den Schatten stellen. Die dekorative Ausstattung dieser Moscheen wird dagegen durchweg aus den Mitteln des Islam, d. h. einer seit dem Emporkommen Bagdads auf persischem Boden erwachsenen Kunstrichtung bestritten.

Australien und Neuseeland als sozialpolitische Versuchsländer.[1])

Von Professor Dr. Alfred Manes in Berlin.

Die neuseeländischen Inseln und der australische Kontinent, welche mit dem gemeinsamen Namen Australasien bezeichnet werden, sind nach Ansicht der Geologen zu den ältesten Teilen der Erdoberfläche zu rechnen. Diese Tatsache hat aber nicht gehindert, daß die fernen Antipodenländer der europäischen Kultur als der letzte Erdteil erschlossen worden sind. Umso überraschender mutet es an, daß Neuseeland und Australien hinsichtlich zahlreicher Gesetze und Einrichtungen sozialpolitischer Art allen anderen Kulturnationen voranstehen.

Das war aber keineswegs immer der Fall; im Gegenteil, aus der Art und Weise, wie die Kolonisation Australiens 1788 begann, konnte man auf eine solche Gestaltung der Verhältnisse dortselbst kaum rechnen. Denn Australien wurde von den Engländern, welche übrigens nur durch einen eigentümlichen Zufall der Weltgeschichte jene weiten Länderstrecken annektieren konnten, zunächst als Verbrecherkolonie benutzt.

Ebenso wie die Mutterkolonie Neusüdwales als Sträflingskolonie 1788 ins Dasein trat, hat auch die 1823 als selbständige Kolonie von Neusüdwales abgetrennte Insel Tasmania begonnen. Die Kolonisation von Queensland wurde 1826 gleichfalls mit Anlage einer Strafkolonie eröffnet, wie auch Westaustralien im gleichen Jahre Sträflinge

[1]) Die Vorträge gelangen in erweiterter Form in dem, September 1910 bei der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin erscheinenden, illustrierten Reisewerk des Verfassers zum Abdruck, welches den Titel führt: „Ins Land der sozialen Wunder. Eine Studienfahrt durch Japan und die Südsee nach Neuseeland und Australien.“ Siehe ferner die in den Volkswirtschaftlichen Zeitfragen der Berliner Volkswirtschaftlichen Gesellschaft erschienene Broschüre des Verfassers „Politisches und Wirtschaftliches aus Australasien“ (Berlin, Simion, 1910).

überwiesen bekam. Viktoria entstand durch Abtrennung von der Mutterkolonie Neusüdwales 1851. Im Gegensatz zu dieser ist der Beginn der Kolonisation in Südaustralien wie in Neuseeland auf die planmäßig organisierte, zielbewußte Massenauswanderung, namentlich von Engländern, aber auch u. a. von vielen Deutschen zurückzuführen. Neuseeland suchte durch eine 1825 gegründete Gesellschaft die Ansiedlung fremder Kolonisten zu betreiben; in Südaustralien traf das erste Auswandererschiff 1836 in der Gegend der heutigen Hauptstadt Adelaide ein. Und noch leben einige wenige der Passagiere dieses ersten Auswandererschiffes, die als kleine Kinder an Bord gewesen waren.

Der Sträflingsexport nach Neusüdwales hörte 1848, nach Tasmanien 1853, nach Westaustralien nicht vor 1868 auf. 140000 Menschen waren nach Neusüdwales, Tasmanien und Westaustralien deportiert worden und in der australischen Bevölkerung aufgegangen. Es hat daher nicht immer dieselbe Bedeutung, ob man in Preußen oder in Australien damit prahlt, man stamme aus einer alten, längst eingesessenen Familie.

Eine neue Epoche der Entwicklung der Südostecke des Erdteils hatte mit dem Jahre 1818 begonnen, mit dem von den Gouverneuren längst ersehnten Beginn der Einwanderung freier Ansiedler, welche nicht Sträflinge gewesen waren. Nach Beendigung der napoleonischen Kriege war allgemein ein Aufschwung des Unternehmungsgeistes eingetreten; auch für den Kolonialbesitz erwachte das Interesse in Europa. So stark war die Zuwanderung fremder Ansiedler, daß ihre Unterbringung in Neusüdwales Schwierigkeiten bereitete. Schon damals (also vor nunmehr 90 Jahren) entwickelte sich übrigens der noch heute vorhandene Interessengegensatz zwischen den Viehzüchtern, welche möglichst umfangreiche Weidegründe haben wollten, und den kleinen ackerbautreibenden Ansiedlern.

Die sechs Kolonien des australischen Festlandes, welche einen sehr ungleichen Flächeninhalt und eine sehr ungleiche Bevölkerungszahl aufweisen, waren ursprünglich sogenannte Kronkolonien, d. h. Kolonien, welche direkt von Großbritannien aus, lediglich durch Vermittlung eines allmächtigen Gouverneurs regiert wurden. Aber mit der Zunahme der Ent-

wicklung und mit dem wirtschaftlichen Aufschwung dieser Länder, namentlich auch, als dem immer wieder geltend gemachten Widerspruche gegen weitere Ansiedlung von Sträflingen Folge gegeben war, wuchs die politische Selbständigkeit der Kolonialgebiete immer mehr.

Es ist hier nicht der Ort, die erste Kolonisationszeit genauer zu behandeln, das Schicksal der Sträflinge im einzelnen darzustellen, zu erzählen, wie es zum Bruch zwischen Zivil- und Militärbehörden kam, ja, geradezu zu einem Kriege zwischen beiden, und wie das militärische System, nachdem es zwei Jahrzehnte in der Kolonie bestanden hatte, abgeschafft wurde. Auch auf die Verdienste, welche manche der ersten Gouverneure der Kolonie, wie namentlich Macquarie, sich erworben haben, kann hier nicht näher eingegangen werden.

Gewitzigt durch den Abfall der Unionstaaten suchte man in London die Kolonien vorsichtiger zu behandeln, als in früheren Zeiten, und ihnen eine möglichst große Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu gewähren, sobald sie für eine solche reif befunden werden konnten. Man bildete das englische parlamentarische System in den einzelnen australischen Kolonien und auch in Neuseeland aus und gab nach vorbereitenden, bis 1823 zurückgehenden Gesetzen, zuerst Neusüdwales 1855, zuletzt Westaustralien 1890 eine dem englischen System verwandte Verfassung und Verwaltung.

Aber die einzelnen Kolonien standen sich vollständig fremd gegenüber, etwa wie vor der Errichtung des Deutschen Reiches die einzelnen deutschen Staaten sich als Ausland ansahen. Ja, die australischen Kolonien nebst Neuseeland waren sich noch fremder; denn es bestand zwischen ihnen noch nicht einmal eine Zollvereinigung. Viktoria huldigte dem Schutzzoll, während das benachbarte Neusüdwales Hochburg des Freihandels war. Eifersüchtig wachten die Parlamente jedes einzelnen Staates darüber, daß man ja seine Selbständigkeit gegenüber den Nachbarkolonien aufrecht erhielt. Es hat außerordentlich viel Mühe gekostet, ehe es hervorragenden australischen Staatsmännern gelungen ist, die sich nur allzu häufig durch wirtschaftspolitische und andere Maßregeln bekämpfenden Schwesterkolonien zu einem engen Bundesstaate, zum australischen Gemeinwohl — zum Commonwealth of

Australia — zu vereinigen, der mit dem 1. Januar 1901 endlich ins Leben trat. Mit der Gründung dieses neuen Bundesstaates war erreicht, was der australische Staatsmann Edmund Barton in die Worte gekleidet hat: „Zum ersten Male in der Weltgeschichte gibt es eine Nation für einen Kontinent und einen Kontinent für eine Nation.“ Aber außerhalb dieses Bundesstaates steht Neuseeland. Alle Versuche, es für den neuen Bundesstaat zu gewinnen, schlugen fehl. Mit Recht fürchtete Neuseeland, wenn es in dem Commonwealth of Australia aufginge, seine ganze Individualität zu verlieren, während es doch gerade bisher die führende Rolle auf dem Gebiet der ganzen Sozialpolitik gespielt hatte.

Mit der Geburt des australischen Bundesstaates beginnt auch entsprechend der Verfassung eine einheitliche Zollgesetzgebung; die Zollschranken zwischen den einzelnen Gliedern des Bundes fallen, eine umso höhere Schranke wird aber von dem gesamten Bunde gegen das ganze Ausland errichtet.

Die neue Verfassung hat der Bundesgewalt auch wichtige Befugnisse auf sozialpolitischem Gebiete eingeräumt und es so ermöglicht, daß neben der von den einzelnen Staaten gepflegten Sozialpolitik eine solche des Bundes treten konnte und mußte. Auf dem Gebiet der Alters- und Invalidenversorgung, der Einrichtung von industriellen Zwangsschiedsgerichten, der Bekämpfung der Monopole usw. war und ist nun eine Bundesgesetzgebung möglich. Es ist aber nie außer Acht zu lassen, daß Neuseeland unabhängig von dieser Bundesgesetzgebung ist und völlig selbständig auch seine sozialpolitische Gesetzgebung leitet.

Wie wir im Deutschen Reich neben den Parlamenten der einzelnen Bundesstaaten ein Reichsparlament haben, so ist auch ein solches im australischen Commonwealth vorhanden. Es besteht aus zwei Kammern, dem Senat, in welchen jeder Staat sechs aus allgemeiner Wahl hervorgehende Mitglieder entsendet, und aus dem Abgeordnetenhaus, welches aus der Gesamtheit der Bevölkerung ebenfalls in allgemeiner Wahl auf Grund einer Wahlkreiseinteilung zustande kommt. Den recht lockeren Zusammenhang mit dem englischen Mutterlande stellt der Generalgouverneur, eine rein repräsentative Persönlichkeit, her.

* * *

In Bezug auf Bodenbeschaffenheit unterscheiden sich Neuseeland und Australien, die übrigens trotz ihrer Nachbarschaft immerhin so weit von einander entfernt liegen, daß selbst die schnellsten Dampfer 3 bis 4 Tage brauchen, um die stürmische tasmanische See zu durchkreuzen, außerordentlich. Während Neuseeland überaus reich ist an landschaftlichen Schönheiten und die verschiedenartigsten Naturwunder, feuerspeiende Berge und schneebedeckte Alpen, zischende Geiser und stille, tiefe Fjords aufweist, eigentliche Einöden in größerem Umfange aber kaum besitzt, sich auch durchweg eines mäßigen Klimas erfreut, liegt ein großer Teil des australischen Kontinents, der ganze Norden, in den Tropen, während ungeheure Landstrecken im Innern unbebaute, unbewohnte Sandwüsten sind.

Durch die Verschiedenheit der natürlichen Beschaffenheit erklärt sich auch, daß Neuseelands Besiedlungsweise eine ganz andere ist als die Australiens. Hier herrscht starke Zentralisation, dort weitgehende Dezentralisation. Ein Viertel der insgesamt rund vier Millionen betragenden Bevölkerung Australiens lebt je zur Hälfte in den beiden größten Städten Australasiens, Sydney und Melbourne, von welchen jede über eine halbe Million Einwohner hat. Da nun Australien etwa 4/5 der Größe Europas umfaßt, so kann man sich leicht vorstellen, wie dünn bevölkert Australien außerhalb der erwähnten Großstädte ist, neben denen ferner Adelaide mit 180000, Brisbane mit 135000 Einwohnern als größere Zentren in Betracht kommen. Ganz anders Neuseeland! Hier sind vier Städte vorhanden, welche mit ihren Vorstädten zwischen 62000 und 94000 Einwohner zählen, nämlich von Norden nach Süden aufgezählt Auckland, die Hauptstadt Wellington, Christchurch und Dunedin. Die Bevölkerung ist viel gleichmäßiger über das neuseeländische Inselreich verteilt, als über den australischen Kontinent. Dieser ist nur am Rande, und zwar vornehmlich im südöstlichen Teile besiedelt, ein Umstand, welcher zweifelsohne von großem Nachteil für die ganze Wirtschaft des Landes ist; denn, selbst die australischen Wüstenstrecken abgerechnet, könnten sicher viele Millionen Menschen mehr in Australien leben, wie übrigens auch Neuseeland, welches an Größe Italien gleichkommt, zu seiner einen Million Ein-

wohner noch viele Millionen aufnehmen könnte. Der Zunahme der Bevölkerung feindlich gegenüber steht aber der in zahlreichen Erscheinungen zutage tretende Wille der Bewohner, weder durch natürliche noch durch künstliche Vermehrung das Land mit Menschen zu füllen, weil die in der ganzen Politik ausschlaggebenden Kreise, die Arbeiter, nicht minder aber auch die meisten übrigen Bevölkerungsschichten der Antipodenländer, in kurzsichtiger Weise zu intensiv an das Wohlbefinden der lebenden Generation denken, und jedem Glied derselben ein möglichst großes Stück des Kuchens zuteilen wollen, welches die australasischen Länder bieten. Sie sind der irrtümlichen Auffassung, das Stück Kuchen eines jeden werde kleiner mit der zunehmenden Zahl der Bevölkerung.

Viel trägt zu der bevölkerungsfeindlichen Stimmung der Australasier die satte Behaglichkeit bei, in welcher sie auf Grund der ziemlich mühelos errungenen günstigen Arbeitsverhältnisse leben, und ferner der Umstand, daß bis in die jüngste Zeit jede Furcht vor einem äußeren Feinde fehlte.

Aller Voraussicht nach hat man mit einem weiteren Rückgang der Geburtenziffern zu rechnen, zumal die Tatsache feststeht, daß die in Australien geborene Frau weniger Geburten aufweist, als die in Europa geborene Australierin. Die Einwanderung von Frauen aus Europa nimmt aber ständig ab. In einem offiziellen Bericht wird die Befürchtung ausgesprochen, daß bald die Schulkinder nicht mehr zahlreich genug sein werden, um die vorhandenen Schulen auszufüllen.

Das sind trostlose Ausblicke für jene Antipodenländer, die in so zahlreichen anderen Punkten uns voran sind, so u. a. in den allgemeinen Gesundheitsverhältnissen der Bevölkerung. (Die Mortalitätsziffer beträgt 1907 nur 10,9 ‰ in Australien und Neuseeland gegenüber 20 ‰ bei uns, in der Säuglingssterblichkeit 1907 81 ‰, in Neuseeland 1906 sogar nur 62 ‰, gegenüber 205 ‰ bei uns.)

* * *

Allein trotz der geringen Bevölkerungsziffer weist Australasien außerordentlich hohe Produktions- und Konsumtionsziffern auf. Seine Handelsbewegung übertrifft heute bei weitem diejenige aller anderen politischen Kolonien; sie wird

nur überragt von Indien, das aber auch 300 Millionen Einwohner hat. Australien importierte 1907 für 1,04 Milliarden Mark und exportierte für 1,44 Milliarden Mark; Neuseeland importierte für 340 Millionen und exportierte für 400 Millionen Mark. Deutschland war im Jahre 1907 an dem Import nach Australien mit 61,1 (1908 nur noch mit 57,9) Millionen Mark, an dem Export aus Australien mit 228 (1908 nur noch mit 185,9) Millionen Mark beteiligt. Ganz gering ist die Beteiligung Deutschlands an dem neuseeländischen Handel. Am Import dorthin nahm es nur mit 5,3 Millionen Mark (1908 5,9) teil, am Export von Neuseeland nur mit 1,9 Millionen Mark (1908 1,6). Der Umstand, daß der australische wie der neuseeländische Schutzzolltarif englischen Waren gegenüber Waren anderer Ursprungsländer einen nicht unbedeutenden Vorzugszoll gewährt, hat die deutsche Konkurrenz sehr erschwert.

Viehzucht, Bergbau und Ackerbau sind die hauptsächlichsten Produktionszweige Australasiens; weit hinter ihnen erst folgt Handel und Gewerbe.

Die Viehzucht bildet den wichtigsten Zweig australischen Wirtschaftslebens. Nicht nur hat sie bisher Australasien höhere Ergebnisse geliefert als Landwirtschaft und Bergbau zusammen, sondern auch in Zukunft wird das Schwergewicht australischen Wirtschaftslebens zweifelsohne in der Viehzucht liegen.

Nicht in allen Teilen Australiens ist die Viehzucht gleich stark; am wichtigsten für sie ist Neusüdwales; hier gedeihen über die Hälfte der australischen Schafe, während die Zahl des Viehs am geringsten in Tasmanien und in Westaustralien ist. Australien produziert die größten Mengen feinster Schafswollsorten: es sind namentlich die Merinoschafe, welche diese gute Qualität liefern. Aber nicht nur die Wolle, sondern auch das Fleisch des Schafes ist ein großer Exportartikel. Für die Aufzucht schwerer Fleischtiere, welche grobe, wenig wertvolle Wolle besitzen, sind die grasreichen, feuchten Triften Neuseelands besonders geeignet.

Nur einmal im Jahre kommt etwas Leben in die Stations genannten Schafsfarmen; das ist zur Schurzeit. Ein Heer von Scherern zieht dann durch das Land. Abgehärtete

Buschleute, von denen manch einer eine nicht immer nur romantische Vergangenheit hinter sich hat, und die ein Leben zwischen angestrengter, reichlich bezahlter Arbeit, wüstem Verprassen und entbehrungsreichem Wandern führen. Auf den größeren Stationen wird das Scheren mit Hilfe von Dampf- oder elektrischen Kraftmaschinen vorgenommen, hydraulische Pressen dienen dem Packen.

Einen enormen unerwarteten Aufschwung hat der Fleischexport genommen, namentlich nachdem es der Technik gelungen ist, anstatt Büchsenfleisch das Fleisch in gefrorenem Zustande nach Europa zu transportieren.

Die Sehnsucht der Australier und der Neuseeländer, das gefrorene Fleisch auch auf den europäischen Kontinent, nach Deutschland, zu bringen, hat sich sehr zu ihrem Bedauern noch nicht erfüllt. In England verzehrt man das gefrorene Fleisch sehr gern und in großen Mengen. Es unterscheidet sich im Geschmack nur ganz unwesentlich vom frischen Fleisch.

Sehr wichtig für den Export sind auch die Nebenprodukte der Viehzucht: Häute und Felle, Knochen und Talg, Fleischextrakt und Leim. Dazu kommt vor allem in immer mehr zunehmendem Maße Butter und Käse, welche im ganzen Lande in vorzüglicher Qualität hergestellt und ebenfalls exportiert werden.

Weit zurück hinter der Viehzucht steht der Ackerbau. Der Umfang der unter Kultur stehenden Fläche ist sehr gering. Er beträgt in Prozenten des Staatsgebiets für Neuseeland 2,73, für Viktoria 5,73, für Neusüdwales 1,29, für Westaustralien 0,07 usw., für ganz Australasien nur 0,56. Man baut in den südlichen Kolonien vorwiegend Weizen, in den nördlichen Zuckerrohr und Mais. Ferner gedeihen überall Hafer, Gerste und Kartoffeln. Ackerbauländer sind namentlich Viktoria, Südaustralien und Neuseeland.

Während Australien an einheimischen Früchten sowohl in Quantität wie in Qualität wenig liefert, erzielt man erfreuliche Erfolge mit eingeführten Obstsorten.

Der Bergbau Australasiens war für die Entwicklung des ganzen Landes wiederholt von größter Bedeutung, namentlich gilt dies für die großen Goldfunde, die Mitte des vorigen Jahrhunderts gemacht wurden. In dieser Zeit der Gold-

entdeckung stieg die Bevölkerung, welche 80 Jahre nach der Entdeckung Australiens noch keine halbe Million betragen hatte, in einem Jahrzehnt auf das Dreifache.

Aber auch die Silber- wie die Kupferminen des fünften Erdteils sind von größter Bedeutung. Zinn, Erz und Mineralien aller Arten sind in der australischen Erde in unbegrenztem Reichtum vorhanden; sie stellen jedoch größtenteils noch ungehobene Schätze dar, weil das auswärtige Kapital sich nicht genügend in das Land wagt und das im Lande befindliche Kapital nicht ausreicht. Aus den Opalfeldern in Queensland und aus den Diamantfeldern in Neusüdwales hofft man ebenfalls reiche Ausbeute zu ziehen.

Ein Zehntel der ganzen australischen Bevölkerung findet in dem Bergbau eine wirtschaftliche Existenz.

Verhältnismäßig unbedeutend sind Gewerbe und Industrie. Ein großer Teil der australasischen Rohprodukte kann im Inland nicht weiter verarbeitet werden. Die Wolle von Millionen von Schafen wird in europäischen, namentlich auch deutschen Wäschereien, Kämmereien und Fabriken weiter verarbeitet, und ebenso verhält es sich mit den Häuten des Viehs.

Die Kapitalsanlage in Gewerbebetrieben ist durchaus nicht imponierend. Im Vergleich zu europäischen Staaten, welche dieselbe Bevölkerungsziffer wie Australasien haben, steht die industrielle Entwicklung äußerst weit hinter jenen zurück, obwohl die Rohmaterialien in Australasien selbst erzeugt werden.

* * *

Eigenartig sind die australischen Gesellschaftsverhältnisse. Sie unterscheiden sich ebenso von den europäischen, wie von den amerikanischen. Auf gemeinsamen Grundlagen, unter einer gemeinsamen, der britischen Flagge geeint, mit gemeinsamer Sprache und Entwicklung ausgestattet, wäre es erstaunlich, wenn die 5 Millionen, welche Australasien bewohnen, sich nicht zu einem besonderen neuen Volkstum entwickelt hätten oder entwickeln würden, zumal trotz aller Beziehungen zwischen Australasien und dem englischen Mutterlande ein sehr hoher Prozentsatz der heutigen Bevölkerung Australasiens bereits dort geboren ist, und ein Nachschub aus dem britischen Mutterlande nur in sehr engem Maßstabe stattfindet. 4/5

aller Bewohner sind in Australasien zur Welt gekommen und von dem übrig bleibenden 1/5 sind 9/10 englischer Herkunft.

Man würde nun aber durchaus fehlgehen, wollte man glauben, daß der Australier und der Neuseeländer identisch wären. Trotz der kurzen Zeit der Entwicklung beider Kolonialgebiete lassen sich doch schon in mancher Beziehung verschiedene Charaktereigenschaften für die Bewohner Australiens und die Neuseelands feststellen.

Aber man darf nicht glauben, daß der australische Kontinent, der gegenüber anderen Erdteilen so viele vereinheitlichende Momente aufweist, in jeder Beziehung eine Einheit darstellt; das ist noch weniger der Fall, als etwa innerhalb des Deutschen Reichs alles eine Einheit bildet. Hier wie dort kennt man einen engherzigen Partikularismus, und hier wie dort läßt sich dieser in vielen Fällen begreifen und verteidigen. Die Gegensätze beispielsweise zwischen dem hochtropischen Queensland auf der einen Seite und dem ganz anders von der Natur bedachten kleinen Tasmanien auf der andern Seite müssen bald in dieser, bald in jener Form zum Ausdruck kommen. Auch der Umstand z. B., daß, wie erwähnt, Viktoria schutzzöllnerisch, Neusüdwales freihändlerisch gewesen ist, ehe der australische Bundesstaat 1901 ins Leben trat und ganz Australien mit einer hohen Zollmauer umgab, innerhalb des Bundesstaates aber alle Zollmauern niederriß, muß naturgemäß noch nachwirken; und schließlich kann der Umstand nicht ganz einflußlos bleiben, daß Südaustralien und Neuseeland niemals eine Sträflingskolonie gewesen sind, im Gegensatz zu anderen australischen Staaten, die als Sträflingskolonie gegründet wurden.

Die von Verbrechern abstammende Bevölkerung ist zweifelsohne ein nicht zu unterschätzendes Element der Gesamtbevölkerung, aber doch nur eines von mehreren; und man ist häufig nur allzu leicht geneigt, über diesen Bestandteil der Bevölkerung den Stab zu brechen. Weit größeren Einfluß auf den Volkscharakter muß man dem Bevölkerungsteil zurechnen, welcher von den Einwanderern abstammt, die durch die Goldentdeckung aus Europa angelockt wurden. Kühne, waghalsige, durchweg jüngere Leute waren es, welche in den vierziger und fünfziger Jahren vom Golde

gelockt nach Australien gingen und hier zum großen Teil seßhaft wurden. Die Schnelligkeit, mit der sich viele Einwanderer hier ein kleines Vermögen machten, der Umstand, daß viele Tausende in den Niederlassungen der Goldgräber ein ungebundenes Leben führten, in welchem wilde Spekulation und tollstes Spiel naturgemäß an der Tagesordnung waren, hat der australischen Bevölkerung vielleicht noch deutlicher einen Stempel aufgedrückt, als die Kolonisation durch Sträflinge. Denn Spekulation und Spiel und Wette ist bis auf den heutigen Tag das Charakteristikum eines großen Prozentsatzes der Australier. Aber das wichtigste und für das Verstehen der sozialpolitischen Pionierarbeit Australasiens bedeutendste Element der Bevölkerung sind weder die Sträflinge noch die Goldsucher, das sind vielmehr diejenigen durchweg sehr religiös-human veranlagten Ansiedler, welche Europa verließen, um hauptsächlich in Neuseeland, dann aber auch in den australischen Kolonien als Ackerbauer und Viehzüchter in harter Arbeit und in einem recht freudlosen, einsamen Leben ihr Brot zu verdienen und eine Familie zu gründen. Außerordentlich energische Naturen müssen unter denen gewesen sein, welche aus den verschiedensten Teilen Großbritanniens seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Neuseeland herüberkamen; und es ist überraschend und interessant zu sehen, wie die veränderten Lebensverhältnisse sofort aus diesen britischen, sehr häufig schottischen Einwanderern, ganz anders denkende Menschen gemacht haben, wie die Söhne der alten Manchester-Leute in Neuseeland überraschend schnell begeisterte Anhänger des Evangeliums des Staatssozialismus geworden sind, und das help yourself, das in ihrer britischen Heimat bis auf die neueste Zeit als oberstes Axiom gegolten hat, über den Haufen warfen.

* * *

Das weibliche Element der Bevölkerung ist in seinem Charakter durch das ihm zuerst in Neuseeland, dann auch in den australischen Staaten, zuletzt 1909 in Viktoria, verliehene aktive Wahlrecht (zum südaustralischen und dem Reichsparlament sind die Frauen auch passiv wahlberechtigt) so gut wie garnicht beeinflußt worden. Die Erklärung hierfür

ist sehr einfach: die Frauen des fünften Erdteils haben die Rechte, um welche die Frauen, namentlich auf dem alten Kontinent, schwer kämpfen, fast mühelos, größtenteils als ein Geschenk human denkender, fortschrittlich gesinnter, radikal-liberaler Politiker, erhalten. Ich weiß nicht, ob es für oder gegen die Stimmrechtsverleihung an die Frauen spricht, wenn ich meinen Eindruck dahin zusammenfasse, daß die Neuseeländerin, die seit einem halben Menschenalter das Wahlrecht genießt, sich weder äußerlich noch innerlich nennenswert verändert hat. Sie gleicht, obwohl stimmberechtigt, in jeder Beziehung, leider namentlich auch in bezug auf ihren geistigen Horizont, den Bewohnerinnen englischer Provinzstädte; nur insofern steht sie vielleicht über jenen, als sie durchweg in der Haushaltung äußerst tüchtig ist und der großen Dienstbotennot gehorchend jedenfalls mehr Arbeit und schwerere Verrichtungen in ihrem Hause vornimmt, als selbst die deutsche Hausfrau ihrer Klasse.

Aus dieser Erscheinung in Neuseeland ziehe man aber keine Konsequenzen für andere Länder, denn jene glückliche Antipodeninsel hat so gut wie keines unserer politischen Probleme zu lösen, leidet nicht, wie wir, unter kulturfeindlicher Parteizerklüftelung.

* * *

So gelangen wir von der Betrachtung der gesellschaftlichen Zustände auf dem Umwege über das Frauenstimmrecht zu den politischen Verhältnissen im fünften Erdteil. Da man hier das englische Parlamentssystem nachgeahmt hat, so läßt sich leicht begreifen, daß im wesentlichen das Zweiparteiensystem vorhanden ist. Am klarsten herrscht dieses in Neuseeland. Hier stehen sich seit 1891, dem Beginn der neuen sozial-liberalen Aera, auf der einen Seite die Konservativen, auf der anderen Seite die vereinigten Liberalen und Arbeiter gegenüber. In Australien sind Liberale und Arbeiter getrennt, dagegen gelegentlich, wie insbesondere seit Mitte 1909, Liberale und Konservative geeinigt gegenüber der alleinstehenden Arbeiterpartei. Bei diesen Bezeichnungen ist aber zu beachten, daß das Programm der ganzen australischen Parteien keineswegs dem der gleichnamigen deutschen Parteien

entspricht. Was hier konservativ und liberal genannt wird, unterscheidet sich vielleicht noch weniger von einander als im deutschen Reichstag sich Freisinnige Vereinigung und Freisinnige Volkspartei von einander unterschieden.

Die australische Arbeiterpartei weicht wesentlich von der deutschen Arbeiterpartei, den Sozialdemokraten ab.

Ein Blick in die Programme der verschiedenen Arbeiterparteien zeigt, daß diese nicht in allen Punkten identisch sind. Im wesentlichen will man aber dasselbe: Sicherung des Ergebnisses ihrer Arbeit allen Produzenten, das gleiche, direkte, allgemeine und geheime, an keinen Zensus geknüpfte Wahlrecht für alle Parlamente und auch für die städtischen Vertretungskörper, Unentgeltlichkeit des Unterrichts und Schulzwang, Aufrechterhaltung eines weißen Australasiens, allgemeinen Achtstundenarbeitstag, progressive Besteuerung und Wertzuwachssteuer, Ausbau der industriellen Schiedsgerichtsgesetze und des Industrieschutzes, Nationalisierung der privaten Monopole, Einführung einer Dienstpflicht, Errichtung einer von England unabhängigen Flotte, Einschränkung der Schuldenpolitik, eine Staatsbank und staatliche Versicherung für Australien, Abschaffung der Oberhäuser, Einführung des Referendums, Beseitigung der Gouverneure, völlige rechtliche Gleichheit von Mann und Frau.

Bedeutungsvoller noch für das Verständnis der australischen Arbeiterparteien ist es, zu beachten, was sie nicht fordern: sie sind nicht ausgesprochen antimonarchisch, sie nehmen keinerlei Stellung zur Religion, ausgenommen, daß sie den Religionsunterricht nicht in den Schulen haben wollen; sie wollen in keiner Weise in das Familienleben eingreifen, opponieren sogar scharf gegen Beseitigung der Ehe und Etablierung der freien Liebe, sie sind nicht international, befürworten vielmehr ein festgeeintes, streng nationales Australien bezw. Neuseeland, das sich aus eigner Kraft verteidigen soll; sie fordern keine allgemeine Verstaatlichung, wenn sie auch deren Ausdehnung befürworten. Mag man auch gelegentlich mit dem Kollektivismus kokettieren, so erkennt man doch unbedingt Lohn und Unternehmergewinn wie die kapitalistische Unternehmungsform als zurzeit unvermeidlich an, und selbst die Extremsten überlassen es ihren Kindern und Enkeln, die

letzten Folgen aus dem Programm der Arbeiterpartei in der Richtung einer Sozialisierung der Gesellschaft zu ziehen. Schritt für Schritt auf verfassungsmäßigem Wege erhofft man mit Bestimmtheit für jeden Arbeiter einen Living Wage erreichen zu können: das ist das Hauptziel. Daran ändern auch nichts gelegentliche Ausbrüche der Volksleidenschaft bei großen Ausständen, wie 1909 in Brokenhill und Newcastle.

Soviel Anhängern der Arbeiterparteien Australasiens ich die Frage stellte, warum sie nicht die Forderungen der Sozialdemokratie adoptieren wollen, so oft bekam ich die stereotype Antwort: Wir wissen, daß wir nicht reif für das Millenium sind, wir wollen praktische Erfolge sehen und in konstitutioneller Weise diese erlangen. „Sozialismus ohne Doktrin" hat ein französischer Autor nicht ohne Berechtigung diese Politik der Labour Parties genannt, und gemeint, die australischen Arbeiter seien damit zufrieden, unter der Herrschaft des kapitalistischen Wirtschaftssystems ihre sozialistischen Wünsche erfüllt zu sehen. Daraus erklärt es sich auch, wie es kommt, daß man in unserer sozialdemokratischen Literatur nur so überaus selten Neuseeland und Australien als Vorbilder für soziale Gesetzgebung angeführt findet. Denn die Geschichte der Arbeiterbewegung bei unseren Antipoden spricht gegen die Politik der Sozialdemokraten. Darum schweigen diese die australasischen Versuche zur Aussöhnung zwischen Kapital und Arbeit auch möglichst tot.

Nach allem was wir vorgebracht haben, sind die weit überwiegende Mehrzahl der australasischen Arbeiter als radikale, nationale Sozialreformer zu bezeichnen. Auch die Liberalen, namentlich Neuseelands, sind von anderem Schlage als unsere Liberalen; sie sind sehr kräftig mit sozialem und demokratischem Öle gesalbt. Etwas anders liegen die Parteiverhältnisse in Australien. Aber antisozial ist auch der liberal-konservative Block dort keineswegs. Er ist höchstens langsamer, bedächtiger in der Sozialreform und verabreicht diese in verdünnter Lösung. Der Block weiß, daß ihm in dem demokratischen Lande die Herrschaft nur gewiß ist, wenn er der Arbeiterpartei den Wind aus den Segeln nimmt, und dieses Verfahren ist schon lange beliebt. Aber dessen ungeachtet ist aus den im April dieses Jahres (1910) stattgehabten Wahlen zum Bundesparlament

die Arbeiterpartei zum dritten Male seit 1901 als Sieger hervorgegangen. Und in Neuseeland scheint sich nach dem australischen Muster eine selbständige Arbeiterpartei zu entwickeln.

* * *

Die Probleme der Bodenpolitik in Australasien eingehender ins Auge zu fassen, ist deswegen von allgemeinem Interesse, weil die verschiedenartigsten Versuche unternommen worden sind, die Auswüchse der Bodenspekulation zu beseitigen und eine Landpolitik zu treiben, welche für die Allgemeinheit von Vorteil ist. Aber keiner dieser Versuche hat sich als ein Radikalmittel bewährt, und zwar einfach aus dem Grunde, weil sich die Natur, die ganze Charakteranlage, die Wünsche und Bestrebungen der Menschen in dem Augenblick ändern, in dem aus dem Nichtbesitzenden ein Besitzender wird.

Vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis Ende der dreißiger Jahre herrschte in Neuseeland eine wüste Bodenspekulation. Um 1840 war bereits etwa $^{1}/_{3}$ des Bodens von Neuseeland von Europäern erworben, d. h. den Maoris mehr oder minder abgeschwindelt worden. Die humanen Absichten Wakefields, des Organisators einer rationellen, planmäßigen Besiedlung, änderten daran fast nichts. Als die Engländer die Kolonie systematisch zu regieren begannen, gaben sie das den Maoris in unrechtmäßiger Weise abgenommene Land an diese nicht zurück, sondern erklärten die Grundstücke als Kronland. Nach dem Vertrag von Waitangi im Jahre 1840 zwischen der englischen Regierung und den Maoris blieben diese farbigen Bewohner der Kolonie Eigentümer der übrigen zwei Drittel des Bodens, während England die Souveränität darüber bekam.

22 Jahre lang behielt nur die englische Regierung das Privileg des Landankaufs von den Eingebornen, gab es aber 1862 auf, sodaß dann auch Privatleute von den Eingebornen Land kaufen konnten. Mit dem Jahre 1862 beginnt daher eine neue wüste Bodenspekulation: es bildet sich ein umfassender Großgrundbesitz. 1868 war das Land bereits in den Händen von kaum 5% der Bevölkerung.

Meilenlange Strecken lagen unbebaut als Jagdrevier oder aus Spekulationsgründen da, oder die Latifundienbesitzer

trieben lediglich Schafzucht auf weiten fruchtbaren Strecken, statt diese zum Anbau zu verwerten. Die Erkenntnis der Verderblichkeit dieses Systems war eine der Hauptursachen des Sturzes der konservativen Partei bei den Wahlen des Jahres 1890. Auf dem Parteiprogramm des neuen liberal-sozialen Ministeriums Ballance stand als erster Punkt die Lösung der Bodenfrage. „Es kümmert mich nicht", meinte der Minister, „ob ein Dutzend der größten Grundbesitzer das Land verlassen; denn die Entwicklung Neuseelands und seiner Bevölkerung ist nicht vom Verbleiben dieser Großgrundbesitzer abhängig; das sind vielmehr nur schädliche Auswüchse unserer Gesellschaft."

Als 1892 mit dem Ende des konservativen, dem Großgrundbesitz wohlgeneigten Regimes eine Reform der Bodengesetzgebung durch die liberale Partei ins Auge gefaßt wurde, als man gegen den Großgrundbesitz, der sich vor 1840 und zwischen 1862 und 1892 gebildet hatte, zu Felde zog, schienen theoretisch drei Möglichkeiten offen zu stehen: Konfiskation, progressive Besteuerung oder schließlich Aufkauf des Privateigentums durch den Staat zur Verteilung an kleine Eigentümer. Die erste Möglichkeit steht in einer britischen Kolonie ganz außer Frage; die zweite ist trotz enormer Progression ohne großen Erfolg versucht worden, weil ihre schärfsten Bestimmungen leicht zu umgehen sind; und so bleibt nur die dritte übrig, welche nicht nur in Neuseeland, sondern auch in Australien zur Durchführung gebracht wird. Entweder erfolgt dieser Rückkauf privaten Besitzes durch den Staat in friedlicher Vereinbarung zwischen Regierung und Eigentümer, oder in Form der Enteignung.

Grund und Boden des neuseeländischen Dominiums, welches 67 Millionen Äcker umfaßt, zerfällt in drei Kategorien. Von den 67 Millionen Äckern sind 37½ Millionen in irgendeiner Weise wirtschaftlich verwertet. Das Eingebornenreservat, 5 Millionen Äcker umfassend, ist um die Eingebornen vor Verarmung zu schützen in weitgehendem Umfange unveräußerlich. Den schärfsten Gegensatz hierzu bildet die zweite Kategorie, das freie Privateigentum, welche 18½ Millionen Äcker umfaßt und in den Händen von 128 000 Besitzern sich befindet; davon leben 45 000 in ländlichen Bezirken. Sofern

das Eigentum eine gewisse Größe überschreitet, kann es enteignet werden. Die dritte und wichtigste Kategorie, das Kronland, 35 Millionen Äcker umfassend, ist Staatseigentum. Es wird von der Regierung nach Wahl der Interessenten abgegeben in Form des gewöhnlichen Verkaufs, oder in Form der Pacht mit dem Recht späteren Ankaufs, oder in Form der Pacht ohne Kaufrecht, nur mit dem Recht erneuter Verlängerung der Pachtzeit. Von 1892 bis 1907 hatte man das System der Ewigpacht, d. h. auf 999 Jahre, welches eine außerordentliche Benachteiligung der Regierung bedeutete, weil der Pachtzins ein volles Jahrtausend unverändert derselbe ist. Seit 1908 kennt man nur noch eine Pacht auf 66 Jahre für unkultiviertes und auf 33 Jahre für bereits kultiviertes Land. Nach Ablauf dieser Pachtzeit wird das Land von neuem abgeschätzt, sodaß der Wertzuwachs dem Staat zugute kommt. Sehr wichtig ist die gesetzlich fixierte Besitzgrenze für Boden in ländlichen Bezirken. Kein Grundbesitz darf hier mehr als 640 Äcker erstklassigen, 2000 zweitklassigen oder 5000 drittklassigen Bodens umfassen. Dagegen ist keine Besitzgrenze für städtischen Besitz vorgesehen. Enteignet kann privater Grundbesitz werden, wenn die Regierung der Auffassung ist, daß eine solche Enteignung für die Gesellschaft zuträglich ist. Es stehen ihr für den Ankauf zurzeit jährlich 200 Millionen Mark zur Verfügung.

Auf den Premierminister Ballance, den Vorgänger Seddons, ist es zurückzuführen, wenn 1893 eine sorgfältig ausgearbeitete progressive Grundsteuer eingeführt wurde, welche eine solche Skala aufwies, daß die Steuer leicht für den kleinen, aber schwer für den großen Eigentümer wurde. Diese Steuer ist seitdem weiter ausgebaut worden und sieht heute folgendermaßen aus.

Bei Grundeigentum, dessen Wert nach Abrechnung der Hypotheken 30000 Mark nicht überschreitet, ist ein Abzug von 10000 Mark gestattet. Eine gleitende Skala von Abzügen wird den Grundbesitzern eingeräumt, die zwischen 30000 und 50000 Mark ihr Eigen nennen. Zu Grunde gelegt wird bei der Besteuerung der Kapitalwert unter Abzug aller Aufwendungen für Verbesserungen, der sogenannte unimproved value. Der Steuersatz betrug hier 1908/09 etwa $^{3}/_{5}$ %. Zu dieser

gewöhnlichen Landtax hinzu kommen nun Zuschläge, die sich von etwa $^1/_{40}$ bis $^1/_3$% schrittweise erhöhen, je nachdem der Wert des Grundbesitzes sich zwischen 100000 und 800000 Mark bewegt. Alsdann beginnt eine schärfere Steigerung, die ihren Höhepunkt bei einem Wert von 4 Millionen Mark erreicht; da ist die Zuschlags-Abgabe 2%. Grundstücke im Werte von über 800000 Mark, die nicht geschäftlichen Zwecken dienen, zahlen noch 25% weiteren Zuschlag. Absentismus wird stets mit einer Steuererhöhung von 50% belegt. Und nun der Beweis für die Wirkung der Steuern: von der einen Million Bewohner haben nur 10420 Personen oder Gesellschaften eine Einkommensteuer, nur 28991 Grundsteuer bezahlt. Das Reineinkommen der 10420 Steuerzahler betrug zusammen etwas über 200 Millionen Mark. Aber nur 4827 Industrielle, Ladenbesitzer, Händler, Fabrikanten und dergl. m. haben mehr als 6000 Mark Reineinnahme erzielt, nur 884 von 1583 industriellen Gesellschaften überhaupt mit Gewinn abgeschlossen. Von 290272 Angestellten jeder Art, hoch wie niedrig, haben nur 1835 über 6000 Mark jährlich. Und nur 643 Beamte des Dominiums sind in gleicher Lage.

In der gleichen Richtung, nämlich der eines Ausgleichs zwischen Reich und Arm, sollen die progressiven Einkommen-Steuern wirken, welche eine nach unseren Begriffen sehr weitgehende Steuerfreiheit für die Minderbemittelten gewähren. Eine staatliche Einkommensteuer, Incometax, nach englischem Muster läßt alle Einkommen unter 6000 Mark steuerfrei und gestattet den Abzug von Lebensversicherungsprämien bis zu 1000 Mark. Der Steuersatz bei höheren Einkommen bis zu 26000 Mark beträgt $2^1/_2$%, soweit das Einkommen 26000 Mark überschreitet 5%.

In geradezu raffinierter Weise hat man die progressive Grundsteuer in Verbindung mit den Landankäufen durch die Regierung gebracht: der Grundeigentümer, der sich zu hoch besteuert fühlt, kann den Ankauf seines Bodens zu dem von ihm selbst eingeschätzten Wert verlangen. Aus dieser Bestimmung zieht die Regierung in doppelter Weise Vorteil: entweder der Grundbesitzer wünscht den Verkauf, dann kommt er damit der Politik der Regierung entgegen; oder er wünscht

den Verkauf nicht, dann kann die Regierung sehr hohe Steuern von ihm nehmen. Denn den Wert zu niedrig anzugeben, wagt man nicht im Hinblick auf einen vielleicht später nötigen Verkauf.

Das Vorgehen Neuseelands ist selbstverständlich nicht ohne Nachfolge geblieben. Alle australischen Staaten sind in dieser oder jener Richtung dem neuseeländischen Beispiel gefolgt und haben ebenso wie dieses sogenannte Closer Settlements Acts zur Förderung des kleinen Besitzes eingeführt. Aber nur Viktoria und Neusüdwales haben das Recht zwangsweiser Enteignung, und zwar beide seit 1904, ohne daß sie jedoch von diesem Recht bisher Gebrauch gemacht hätten; sie benutzen es nur als Schreckgespenst, um die Großgrundbesitzer gefügig zu machen.

Allein trotzdem ist die Landfrage in Australien noch viel mehr als in Neuseeland weit entfernt von einer auch nur einigermaßen befriedigenden Lösung. Der beste Beweis dafür ist die Erscheinung der Landflucht, unter der der fünfte Erdteil geradeso, ja noch mehr zu leiden hat, als der alte Kontinent. Daß dieses Problem der Landflucht aber kein politisches, kein soziales, sondern ein rein psychologisches ist, das können wir ebenfalls, wenn wir es noch nicht wissen sollten, aus der australischen Landpolitik lernen. Man hat übrigens in Australien auch wiederholt den Versuch unternommen, auf genossenschaftlicher Grundlage Niederlassungen zu errichten, namentlich um Arbeitslose unterzubringen, nirgendwo aber sah man einen befriedigenden Erfolg.

Die Geschichte der neuseeländischen wie der australischen Bodenpolitik, namentlich in ihrem neuesten Stadium, liefert den besten Beweis, wie man sich stets in einem Kreise herumdreht, von Pacht zu Eigentum, von Eigentum zu Pacht seine Zuflucht nimmt, niemals aber eine dauernde Gesundung der Bodenverhältnisse herbeizuführen vermag, weil der Wunsch der Menschen, auf eigener Scholle zu sitzen, und diese den Kindern zu vererben, nun einmal unausrottbar auch in den sozialpolitisch extremsten und uns fernsten Ländern vorhanden ist.

Nur in Kürze sei noch darauf hingewiesen, daß mehrere australische Staaten und Neuseeland eine mehr oder minder sozial wertvolle Gesetzgebung eingeführt haben, um den An-

siedlern billiges Geld zu verschaffen. Aber gerade auf dem Gebiet des Hypothekenwesens liegen trotzdem die Dinge in Australasien ziemlich im Argen.

Einiges geschieht auch auf den Gebieten landwirtschaftlichen Unterrichts, landwirtschaftlicher Musteranlagen und dergl. mehr. Auch zur Bekämpfung der Kaninchenplage geschieht sehr viel aus öffentlichen Mitteln.

Eine gewisse Verwandtschaft mit der Bodenpolitik zeigt ein ganz eigenartiges und fast gar nicht bekanntes Experiment, das auch für den Handels- wie für den Sozialpolitiker äußerst lehrreich ist: die staatliche Förderung des Exports landwirtschaftlicher Produkte in Südaustralien und auch in Neuseeland.

* * *

Die Geschichte der Bodenpolitik früherer Jahrzehnte hängt aufs engste mit der Eingebornenpolitik zusammen. In Neuseeland zeigt sich nun die denkwürdige Tatsache, daß in der kurzen Spanne von zwei Menschenleben die eingeborenen Maoris vom Kannibalentum zum Parlamentarismus erzogen worden sind. Neuseeland hat das wohl einzig dastehende Experiment unternommen, seine der polynesischen Völkerfamilie angehörigen Eingebornen, in möglichst jeder Beziehung der eingewanderten europäischen Bevölkerung gleichzustellen. Freilich darf man dabei nicht unbeachtet lassen, daß der Maori ein völlig anderes Exemplar der Gattung Mensch darstellt, als der eingeborene Australier. Der Maori ist in gewisser Beziehung dem Fidschianer, dem Tonganer, dem Samoaner verwandt oder ähnlich.

Und wie uns die Samoaner ans Herz gewachsen sind, wie wir diese ritterlichen schönen Menschen mit ihren paradiesischen Lebensgewohnheiten, ihrer Intelligenz und ihrer hervorragenden Redegabe liebgewinnen, sobald wir mit ihnen in Berührung kommen, so hat sich auch schon zeitig eine gewisse Sympathie zwischen den eingewanderten Engländern und den Maoris herausgebildet, die allmählich bis zur völligen sozialen Gleichachtung der braunen Bevölkerung im Kreise der Weißen gediehen ist.

Daß die Maoris trotz ihres Kannibalentums als eine Art geistiger Elite unter den polynesischen Völkerschaften

betrachtet werden müssen, zeigt ihre namentlich an und in ihren Häusern sichtbare Kunst. Diese steht weit über der Kunst aller anderen Südseeinselbewohner, die ich zu besuchen Gelegenheit hatte. Verblüffend schnell haben die Eingebornen, wenigstens einige Tausend von ihnen, vom Europäer nicht nur gelernt, wie er sich räuspert und wie er spuckt, sondern auch seine ganze moderne Bildung. Deutlicher als lange Ausführungen spricht die Tatsache, daß der stellvertretende Ministerpräsident Caroll ein Halbblutmaori, der Minister für Eingebornenangelegenheiten Ngatha ein Vollblutmaori ist. Sie sind die Typen der völlig europäisierten Maoris, Vertreter der Jung-Maori-Partei. Sie zeigen, daß eine vollständige Assimilierung der Maoris mit den Angelsachsen wenigstens in gewissen Fällen möglich ist.

Der Maori ist, nachdem er von den Weißen, ohne danach jemals stürmisch verlangt zu haben, in die Halle der Gesetzgebung zugelassen worden ist, selbstverständlich auch in jeder anderen Beziehung, nicht nur nach den Buchstaben des Gesetzes, sondern tatsächlich, den Weißen gleichgestellt worden. Das ist umso auffallender, als es nicht in der neuesten, 1891 begonnenen sozialliberalen Periode des Landes geschehen ist, sondern noch unter dem konservativen Regime, das durchaus nicht so radikal mit den Anschauungen und Traditionen der englischen Heimat brach, wie die modernen Politiker der Kolonie Ballance und Seddon, Reeves und Tregear u. a. es getan haben. Es kommt hinzu, daß man von Neuseeland alle anderen farbigen Rassen völlig ausschließt, wie man sich sogar zu der Einwanderung Weißer nicht immer freundlich verhält.

Ganz anders liegen die Verhältnisse hinsichtlich der eingebornen Bevölkerung Australiens. Diese, die Australneger, auch Australschwarze genannt, kommen nur dem vor Augen, der in das innerste Australien oder in den tropischen Norden des Erdteils gelangt. Sie haben ein höchst unsympathisches, negerartiges Aussehen: unter einer platten Nase sitzt ein breiter Mund mit dicken, wulstigen, aufgeworfenen Lippen, das Haupthaar ist pechschwarz wie der Vollbart der Männer, die Hautfarbe mit zahlreichen Abstufungen schokoladenbraun. Diese Australneger sind zum größten Teil noch Nomaden, die geringe Menge der Nahrung und des Wassers

im Innern des Landes nötigt sie zu fortgesetztem Herumziehen in kleinen Scharen. Unter dieser Notwendigkeit unsteten Nomadenlebens sind die Eingebornen außerordentlich geschickt in bezug auf Jagen, Wasser- und Pfadfinden. Es wird ihnen ein geradezu übermenschliches Orientierungsvermögen, eine geradezu fabelhafte Geschicklichkeit im Auffinden der Spuren von Menschen und Tieren nachgerühmt, ebenso eine große Gewandtheit im Klettern und Schwimmen. Aber trotzdem stehen sie auf der tiefsten Kulturstufe; alle Versuche sie seßhaft zu machen, sie auf eine höhere Kulturstufe zu bringen, sind gescheitert. Die bewundernswerte Geduld, welche zahlreiche Missionare entfaltet haben, um die Australneger kulturell zu heben, war alle vergebens. So bilden die Australneger wohl für den Anthropologen ein interessantes Studienobjekt, scheiden aber für den Sozialpolitiker nahezu ganz aus. Sie bieten auch zufolge ihres Nomadenlebens in der australischen Sandwüste keine Probleme, wie u. a. der umfangreiche Landbesitz der Maoris in Neuseeland sie zu Tage fördert.

Daß das Eindringen der Europäer nach Australien der Urbevölkerung verhängnisvoll gewesen ist, kann weiter nicht erstaunen. Aber England hat insbesondere auf Tasmanien furchtbar gegen die Eingebornen gewütet; das Maß der Greueltaten dieser Nation gegen die dortigen Urbewohner übersteigt alle Beispiele aus der an Grausamkeiten so reichen Kolonialgeschichte der Völker. Hat man doch die tasmanischen Urbewohner wie wilde Tiere abgeschossen und es so erreicht, daß heute kein einziges Exemplar eines tasmanischen Urbewohners noch lebend vorhanden ist.

* * *

Auf den ersten Blick scheint nun kein Erdteil, kein Land es leichter zu haben, als Australien, Rasseneinheit und Rassenreinheit sich zu verschaffen. Eine Reise durch den fünften Erdteil bringt einem ebenso wie das Studium der Landkarte und der Bevölkerungsstatistik Australiens zunächst die Auffassung bei, nichts sei einfacher als das Ideal zu verwirklichen, auf diesem einen Kontinent nur eine Rasse, nur ein Volk, nur eine Sprache, nur eine Flagge zu haben. Und man

versteht nur zu leicht, wie selbst sehr kluge Politiker dem verlockenden Wahngebilde unterliegen, den fünften Erdteil zu einem auch ökonomisch einheitlichen, unabhängigen Staat zu machen. Aber der erste Eindruck täuscht. Australien hat vielleicht mehr als irgend ein anderes Staatswesen die gelbe Gefahr zu fürchten. In dem Augenblick, in welchem es aus irgend einem Grunde nicht mehr auf die englische Flotte rechnen kann, ist es der ersten besten Seemacht rettungslos preisgegeben, die auch nur mit wenigen Schiffen irgendwo an der fast völlig unverteidigten, enorm ausgedehnten Küstenlinie anlegt. Denn der ganze Erdteil beherbergt, wie erwähnt, nur vier Millionen Menschen, deren natürlicher Zuwachs ebenso wie der durch Zuwanderung ein verhältnismäßig sehr geringer und in relativ starker Abnahme begriffen ist.

Da nun aber keinerlei Aussicht besteht, daß in Australasien ein beschleunigteres Tempo in der Volkszunahme einsetzt, vor allem weil die kurzsichtigen und egoistischen herrschenden Arbeiterparteien mit allen nur denkbaren Mitteln gegen jede Einwanderung Front machen, um die Nachfrage nach Arbeitern stärker zu machen, als das Angebot, um so die Löhne und die anderen Arbeitsbedingungen möglichst günstig für die Arbeiter zu gestalten, so ist schon nach physikalischen Gesetzen das menschenleere Australasien der Gefahr ausgesetzt, mit dem Überschuß der besonders stark anwachsenden Völker gefüllt zu werden. Und unter diesen sind die Chinesen und Japaner die nächsten.

Das weiß man auch in Australasien seit langem. Nicht nur die theoretische Richtigkeit der hier geschilderten Gefahr hat man längst erkannt, sondern auch praktisch allerhand Erfahrungen gesammelt. Schon frühe nahm man daher die Gesetzgebung gegen die Chinesenzufuhr zu Hilfe. Das erste Gesetz dieser Art ist ein viktorianisches von 1855. Es hat viele Nachfolger gefunden, bis schließlich der 1901 ins Leben getretene Bund die Chineseneinwanderung einheitlich für die sechs australischen Staaten regelte, zuletzt durch einen Akt von 1905; daneben bestehen natürlich besondere Gesetze für Neuseeland aus den Jahren 1881, 1889 und 1907.

Das die Einwanderung erschwerende Gesetz ist nicht ohne Geschick ersonnen, und man ist in Australasien stolz

darauf, die Chinesenfrage so einfach und bequem „gelöst" zu haben. Ist man aber wirklich so naiv zu glauben, durch ein Staatsgesetz die Gesetze der Natur vom Erfüllen eines volksleeren Gebiets durch den Strom der Einwanderer aus volksreichen Ländern abändern zu können? Hofft man tatsächlich durch einen papiernen Akt Australasien vor dem erwachenden China zu retten? Das Gesetz bleibt keinen Tag länger in Kraft, als die Chinesen oder Japaner es wollen. Das weiße Australien zu einem gelben zu machen, wird aber zweifelsohne in absehbarer Zeit der Wunsch der Ostasiaten sein.

Allein nicht nur eine gelbe Gefahr hat das weiße Australasien. Auch eine schwarze und braune hat das Land. Aber nicht die Ureinwohner sind es, welche den Vorkämpfern für die „Weißheit" des fünften Erdteils heute noch schwere Rätsel aufgeben, sondern die Kanaker, die Bewohner der benachbarten Südseeinseln, des polynesischen Gebiets. Diese Kanaker befanden sich fast ausschließlich im nördlichsten Queensland. Hier waren sie auf den in hochtropischem Klima gedeihenden Zuckerplantagen zusammen mit indischen Arbeitern beschäftigt und gaben kaum zu Klagen Anlaß. Aber eine der Hauptforderungen der australischen Arbeiterparteien lautet: Konstituierung eines weißen Australiens, und diesem Prinzip zuliebe mußten die farbigen Arbeiter aus dem Lande heraus.

Mit der seit Bestehen des Commonwealth strikt durchgeführten, übrigens ziemlich kostspieligen Expatriierung aller farbigen Arbeiter aus den Queensländer Zuckerplantagen hat Australien die Lösung eines Problems begonnen, das für alle tropische Kolonien besitzende Staaten von der größten Wichtigkeit ist, nämlich das Problem, ausschließlich weiße Arbeiter in tropischer Gegend zu beschäftigen.

* * *

Von den Idealen der Arbeiterschaft aller Völker ist eines seit langem, wenn auch nicht etwa in allen Betrieben des fünften Erdteils verwirklicht, der Achtstundenarbeitstag, und zwar ist es auch hier wieder Neuseeland, welches den Weg gebahnt hat und der Pionier des Maximalarbeitstags von acht Stunden gewesen ist.

Diese Erscheinung hängt zusammen mit der planmäßigen Besiedlung Neuseelands durch Wakefield, durch die Einwan-

derung von sehr kirchlich gesinnten Schotten und ist auch nicht ohne Konnex mit der englischen Chartistenbewegung.

Die gläubigen Schotten, die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Vorkämpfer für europäische Kultur an den Gestaden Neuseelands landeten, brachten, ebenso wie die strenge Sonntagsruhe, sofort einen Achstunden-Arbeitstag zur Einführung. In gewissem Umfange mögen auch die klimatischen Verhältnisse darauf eingewirkt haben, daß die Ideale der Schotten unter dem südlichen Kreuz so schnell verwirklicht wurden.

Aber nicht so einfach war die Befolgung des neuseeländischen Beispiels in Australien. Hier war nicht der christliche Sozialismus, wie in Neuseeland, die Ursache, sondern in diesem Falle bildete der Chartismus die treibende Kraft.

Um von dem allgemeinen Arbeiterschutz, wie er in den verschiedenen Kolonien Australasiens in verschiedener Ausdehnung zu finden ist, ein Bild zu bekommen, genügt es, wieder Neuseeland ins Auge zu fassen; denn fast ausnahmslos war Neuseeland auch hier abermals die erste Kolonie, welche am besten und umfassendsten die Schutzgesetzgebung zugunsten der Arbeiter durchgeführt hat.

Es waren vor allem die Ministerien Ballance und Seddon, welche in anderthalb Jahrzehnten eine überraschende Fülle von Schutzmaßregeln in die Gesetze der neuseeländischen Kolonien hineingebracht haben. Nicht weniger als 615 engbedruckte Seiten umfaßt die neueste Ausgabe der Labour Laws of New Zealand, welche von dem Chef des Arbeitsamtes Edward Tregear herausgegeben ist. Schon die Aufzählung der in dieser Sammlung enthaltenen verschiedenartigen Gesetze würde zeigen, wie umfassend man bei unseren Antipoden Leben und Gesundheit, Vermögensverhältnisse und Familie der Arbeiter zu schützen unternommen hat.

Es ist vor allen Dingen bemerkenswert, daß die Fabrikinspektion den denkbar weitesten Umfang hat, indem nämlich als Fabrik und Werkstatt u. a. bezeichnet wird: „jedes Kontor, Gebäude oder irgend welcher Platz, innerhalb dessen zwei oder mehr Personen mittelbar oder unmittelbar beschäftigt sind“. So gibt es eigentlich überhaupt keinen Ort, an welchem gearbeitet wird, der nicht von den Inspektoren kon-

trolliert werden könnte. Die weite Ausdehnung des Fabrikgesetzes hat das sogenannte Sweating-System so gut wie ausgerottet.

Die Kinderarbeit ist in der Industrie, nicht jedoch in der Landwirtschaft, außerordentlich stark eingeschränkt. Frauen und Kinder dürfen nur in beschränktem Umfang in Ueberstunden beschäftigt und für diese muß ein um ein Viertel höherer Lohn bezahlt werden. Auch Vorschriften über die Gewährung von Mindestlöhnen an alle beschäftigten Personen finden sich. Ferner ist hinzuweisen auf die gesetzliche Anordnung eines frühzeitigen Ladenschlusses.

Eine gewisse Verwandtschaft mit diesen Gesetzen haben die namentlich in Südaustralien sehr beachtenswert ausgebildeten Jugendfürsorgegesetze.

Das Kapitel der australasischen Sozialpolitik, von dem der europäische Nationalökonom wohl am meisten gehört hat, ist der seit noch nicht ganz zwei Jahrzehnten in verschiedener Weise unternommene Versuch, eine Versöhnung von Kapital und Arbeit, von Unternehmern und Arbeitern durch Zwangsschiedsgerichte für industrielle Streitigkeiten und durch staatliche Lohnämter herbeizuführen.

Daß gewerbliche Streitigkeiten auf dem Wege der Vermittlung beseitigt werden sollen, ist durchaus keine Idee, welche in Australien und Neuseeland zuerst aufgetaucht ist. Das Originelle, das Australasien geliefert hat, ist die Einführung von Zwangsschiedsgerichten anstelle der schon lange vorher auch in nichtaustralischen Staaten bekannten freiwilligen Schiedsgerichte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß jeder Versuch, die gewerblichen Streitigkeiten zu beseitigen, unser höchstes Interesse finden muß. Aber man darf nicht erwarten, daß es ein gesetzgeberisches Radikalmittel zur Beseitigung der Streiks und Aussperrungen gibt. Es ist durchaus unrichtig und ungerecht, dem Gesetzgeber Vorwürfe zu machen, daß trotz seiner Maßnahmen die Streiks nicht aus der Welt geschafft worden sind. So wenig man daran denkt, das Völkerrecht zu beseitigen, weil es die Kriege nicht zu verhindern vermag, so wenig dürfte man die Beseitigung der Antistreikgesetze fordern, weil sie es nicht vermögen, die Entstehung aller Streiks hintanzuhalten. Das Völkerrecht hat seinen hohen

kulturellen Wert schon dadurch, daß es die Kriege seltener macht und humaner gestaltet, daß es bei untergeordneten Zwistigkeiten, welche früher vielleicht Anlaß zu einem Kriege gegeben hätten, eine Einigung herbeiführt. Ebenso haben unter allen Umständen die australischen und neuseeländischen Schiedsgerichts- und Lohnausschußgesetze die Zahl der Streiks und Aussperrungen verringert; und das allein ist bereits ein Ruhmesblatt in der Geschichte der industriellen Gesetzgebung des fünften Erdteils.

Zwei verschiedene Einrichtungen sind es, die ursprünglich grundsätzlich wie in Einzelheiten sehr scharf von einander abwichen, die sich aber immer mehr genähert und gegenseitig einzelne Vorzüge von einander angenommen haben, so daß sie sich heute sehr nahe verwandt sind. Verfolgen sie doch an sich schon denselben Zweck mit ähnlichen Mitteln. Heute kommt auch nicht mehr der verschiedene Ausgangspunkt der beiden Einrichtungen so scharf zum Ausdruck. Während die Lohnausschüsse im Zusammenhang mit der Bekämpfung der sogenannten Schwitzindustrien entstanden sind und dem Interesse aller Arbeiter dienen — seien sie organisiert oder unorganisiert — sind die Schiedsgerichte eine nur im Interesse der Gewerkschaften geschaffene, einzig die organisierten Arbeiter fördernde Einrichtung.

Auf die Verfassung der Lohnausschüsse wie der Schiedsgerichte im einzelnen kann in dieser gedrängten Darstellung leider nicht eingegangen werden. Ich muß in dieser Beziehung auf mein oben angeführtes Werk verweisen, sowie auf die höchst beachtenswerten Schilderungen, welche sich in den bekannten Werken über Australien und Neuseeland finden.[1])

---

[1]) Reeves, State Experiments in Australasia and New Zealand 1902. — Clark, The Labor movement in Australasia, London 1906. — Aves, Report on the Wages Boards etc. in Australia and New Zealand, London 1908. — Siegfried, Neuseeland, deutsch von Warnack, Berlin 1909. — Schachner, Australien, Jena 1909. Derselbe Autor, zweifelsohne derjenige deutsche Nationalökonom, der den jüngsten Erdteil am genauesten studiert hat und am besten kennt, hat auch sehr beachtenswerte Aufsätze in Conrads Jahrbüchern und im Archiv für Sozialwissenschaft veröffentlicht. Den z. T. sehr optimistischen Auffassungen Schachners hinsichtlich der Möglichkeit, australische Einrichtungen auf uns zu übertragen, muß ich aber teilweise eine pessimistische Auffassung entgegenstellen.

Von Nachteilen des Schiedsgerichtswesens, der Lohnämter wie der Gerichte liegt vor allem der eine klar zutage, daß der Export durch sie jedenfalls nicht gefördert wird. Nur soweit und solange die australasischen Staaten ihren heimischen Markt zu versorgen sich begnügen, ist die geschilderte Arbeiterpolitik möglich. So hängt auch diese soziale Gesetzgebung aufs engste mit dem Schutzzollsystem zusammen. Eine freihändlerische australische Kolonie könnte schwerlich ähnliche soziale Maßregeln treffen.

Ein großer Nachteil ist ferner der Umstand, daß die Entscheidungen im Schiedsgerichtsverfahren gegen die Arbeiter, namentlich wenn diese in größerer Masse Widerstand leisten, kaum vollstreckt werden können, während die Unternehmer in dieser Beziehung viel übler daran sind, weil man von ihnen die Durchführung der Entscheidungen wohl ausnahmslos erzwingen kann.

Zu großen Mißständen führen kann auch die weitgehende Begünstigung der Organisationen der Arbeiter. Da ist es nicht überraschend, wenn der neuseeländische Gesetzgeber von den Unternehmern fordert, dem organisierten Arbeiter einen Vorzug einzuräumen. Der Unternehmer ist gezwungen, einen nichtorganisierten Arbeiter, mit dem er zufrieden ist, eventuell zu entlassen und einen organisierten anzustellen. Diese preference of unionists erregt außerordentlich scharfe Opposition.

Das herrschende Gesetz Neuseelands aber regelt schlechtweg jede Beziehung zwischen Unternehmer und Arbeiter, sobald es nur angerufen wird, davon ausgehend, daß es, ebenso wie die erste Instanz, der Versöhnungsrat, zur Verhütung von Streiks und Aussperrungen eingesetzt worden ist. Das wichtigste ist naturgemäß die Regelung von Arbeitslohn und Arbeitszeit und in dieser Beziehung ist in Neuseeland überraschend viel geschehen. Der Minimallohn selbst für ungelernte männliche Arbeiter beträgt rund acht Schillinge bei acht Stunden Arbeit. Es ist also in Neuseeland, wenigstens für die in Gewerkvereinen organisierten und dadurch zur Anrufung von Versöhnungsrat und Schiedsgericht berechtigten Arbeiter die Forderung des $4 \times 8 = 24$, wie man nach berühmtem Rechenmuster die Arbeiterwünsche arithmetisch ausdrücken könnte, verwirklicht:

innerhalb von 24 Stunden bei einem Lohn von mindestens 8 Schillingen 8 Stunden Arbeit, 8 Stunden Schlaf und 8 Stunden Erholung (durchweg in der Form von Trinken, Spielen und Wetten). In den meisten Gewerben ist jedoch der Minimallohn höher und beträgt bis um die Hälfte mehr. Ich habe nun versucht, in den verschiedenen Teilen Neuseelands die Ansichten von Unternehmern wie von Arbeitern und Beamten über das Zwangs-Schiedsgerichts-Gesetz einzuholen und bin überrascht gewesen, wie man überall anerkennt, daß das Prinzip des Gesetzes ein richtiges, den sozialen Frieden förderndes sei, so viel Einwendungen man auch im einzelnen vorgebracht hat. Einig ist man weiterhin auch darin, einmal, daß sehr viel von den Persönlichkeiten abhängt, welche die Entscheidungen fällen, dann aber, daß bei sinkender Konjunktur, bei starkem Ueberschuß von Arbeitsangebot — Erscheinungen, die hier erst ganz neuerdings überhaupt in Betracht gezogen werden müssen — die Güte des Gesetzes sich erst noch bewähren müsse. Die Unternehmer behaupten, auch ohne das Gesetz wären die Löhne etwa in der gleichen Weise in die Höhe gegangen; nur hätte dann eine gerechtere Verteilung stattgefunden, indem die tüchtigeren Arbeiter höhere, die untüchtigen niedrigere Löhne bekommen hätten, als unter der Herrschaft des Schiedsverfahrens. Denn der Minimallohn hat sich, wenigstens in vielen Gewerben, zu einem Normallohn, Standard Wage, entwickelt, über den hinaus tüchtige Arbeiter nur schwer gelangen. Ausnahmen kommen vor. Andererseits ist unverkennbar die Tendenz sinkender Arbeitsleistung vorhanden. „Wir wollen auch keine aufs äußerste angestrengten, von Schweiß triefenden Arbeitstiere, wie man sie in Pittsburg hat, die früh invalide werden und nicht zu einem ruhigen Lebensgenuß gelangen", sagte mir der Leiter des Arbeitsamtes in Wellington, und suchte mir darzulegen, wie gut es der Arbeiter nun in Neuseeland habe. Allein es gibt kein Halt auf der beschrittenen Bahn. Bald wird hier bald dort höherer Lohn, immer noch verkürzte Arbeitszeit — bis zu 6 Stunden herunter — oder ein anderer Vorteil für die Arbeiter verlangt. Dabei ist freilich zu bemerken, daß die Lebenskosten sich sehr stark verteuert haben. Daß die Löhne nicht auf die Verteuerung der Lebensmittel einge-

wirkt haben sollten, vermag ich nicht zu glauben. Die neuseeländischen Unternehmer, wohl die sozialsten der Welt, erkennen auch an, daß es von den besten Folgen begleitet sei, wenn jeder Arbeiter einen ausreichenden Lebensunterhalt habe, wobei als solcher ein viel höherer standard of Life zugestanden wird, als in Europa; sie sind durchaus für Altersrenten und Einführung einer sozialen Versicherung ähnlich der deutschen; aber sie erklären auch die Unmöglichkeit einer weiteren Lohnerhöhung bei der augenblicklichen Lage der Industrie.

Die Lohnfestsetzung durch die Lohnämter und Schiedsgerichte bewirkt gelegentlich, daß die Qualität der Arbeiter abnimmt, insofern, als die ehemals guten Arbeiter weniger gut arbeiten, weil sie nicht immer für mehr Arbeitsleistung auch höhere Löhne erhalten. Der living oder minimum wage wird leicht zum standard oder gar auch zum maximum wage. Ich habe wiederholt Anzeichen dafür gefunden, daß infolge der steigenden Löhne die Zahl der Arbeiter eingeschränkt wurde und man nur die tüchtigsten behielt, die weniger tüchtigen aber abzustoßen suchte. Der neuseeländische und australische Arbeiter englischen Ursprungs ist schon an sich nicht mit dem amerikanischen oder deutschen zu vergleichen, sondern er ist weit behaglicher, weit weniger energisch. Sein Charakter, seine Natur werden treffend dadurch gekennzeichnet, daß man von dem australasischen Arbeiter sagt, er kämpfe für kürzere Arbeitszeit, von dem europäischen und amerikanischen aber, er kämpfe für höhere Löhne. Diese im australischen Arbeiter vorhandene Tendenz wird durch die Schiedsgesetze noch unterstützt.

Alle übrigen behaupteten Vorteile oder Nachteile sind ungewiß und bedürfen noch sehr der kritischen Erforschung und Sichtung. Es ist meines Erachtens durchaus nicht einwandfrei nachgewiesen, welche Wechselwirkung zwischen Verteuerung der Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände sowie der Miete, kurz der ganzen Lebenshaltung auf der einen Seite und der Erhöhung der Löhne auf der anderen Seite besteht. Ich glaube, daß ein allgemeines Urteil hierüber gar nicht zu fällen ist. Der Einfluß der ganzen Schiedsgerichtsgesetze nach der guten wie nach der bösen Seite hin dürfte wohl übertrieben sein. Die Schiedsgerichtsgesetzgebung ist

nur ein Faktor neben vielen anderen, die weit wichtiger sind für das Wohl und Wehe australasischer Industrie. Ohne die sozialen Versicherungsgesetze wären Not und Elend weit schlimmer bei uns als heute, und ohne das gewerbliche Einigungswesen Australasiens wäre es zu ganz anderen, wahrscheinlich revolutionären Kämpfen zwischen Unternehmern und Arbeitern gekommen. Ich bin der festen Überzeugung, daß dieses Einigungswesen es zum großen Teile ist, dem man es zuschreiben muß, wenn Australasien kein revolutionäres, sondern ein evolutionäres soziales Experimentierland geworden ist.

Die neuen großen Streiks in den Silberbergwerken von Brokenhill Anfang 1909 und in den Kohlenbergwerken von Newcastle Ende 1909 beweisen für oder wider die australasische Gesetzgebung nicht mehr als die anderen Streiks, die unter ihrer Herrschaft stattfanden: daß Gesetze kein Radikalmittel sein können, und daß es unter den australischen Arbeitern genau wie unter den dem Völkerrecht unterworfenen Staaten solche gibt, die die Gesetze nicht achten und sie durchbrechen, wenn sie einen großen Vorteil für sich daraus erhoffen. Führen solche Übergriffe auch naturgemäß auf der anderen Seite zu reaktionären Maßregeln, so sind diese doch kaum von dauerndem Bestand.

* * *

Gewähren die Lohnausschuß- und Schiedsgerichtsgesetze den Arbeitern des fünften Erdteils weitgehenden Schutz, so soll das Gesetz zur Bewahrung australischer Industrieen und zur Unterdrückung gefährlicher Monopole den australischen Unternehmer vor ausländischer Konkurrenz, namentlich der deutschen und der amerikanischen, schützen. Aber gleichzeitig finden sich auch in ihnen Bestimmungen, welche einen Schutz der Arbeiter mit einschließen. Überhaupt ist es eine Eigentümlichkeit, namentlich der neuesten australischen Gesetzgebung das Interesse von Arbeitern, Unternehmern und Konsumenten in einem Gesetz zu vereinigen, wie es in dem New Protection System zum Ausdruck gelangt, welches als das Ideal eines Hochschutzzolls, der auch die Angestellten und das Publikum schützt, gedacht ist.

* * *

Mehr Aussicht auf Nachahmung in anderen Ländern, als die letzterwähnten Gesetze haben diejenigen Gesetze, welche den Alkohol bekämpfen. Alle drei Jahre, gleichzeitig mit den Parlamentswahlen, wird von allen männlichen und weiblichen Wählern der verschiedenen Distrikte darüber abgestimmt, ob die Zahl der Lizenzen für Alkoholverkauf in den nächsten drei Jahren die gleiche bleiben, verringert oder beseitigt werden soll. Für die beiden ersten Fälle genügt einfach Stimmenmehrheit, für den dritten Fall sind $^{2}/_{3}$ aller Stimmen erforderlich. Und in jeder Wahl werden mehr Teile des Landes Prohibitivdistrikte, zweifelsohne unter dem Druck der weiblichen Stimmen, denen sich freilich immer mehr männliche zugesellen. So dürfte es nur eine Frage der Zeit sein, wann Neuseeland ein völlig alkoholfreies Land sein wird. Ob sich daraus aber nur segensreiche Folgen ergeben, muß abgewartet werden.

* *
*

Nachbildung gefunden hat das eigenartige System der Staatsbürgerversorgung, der Old Age Pensions Act, und zwar ist es bekanntlich Großbritannien, welches diese Gesetzgebung, wenn auch in verdünnter Form übernommen hat.

In Neuseeland erhält jede Person im Alter von mindestens 65 Jahren eine Rente von höchstens 26 £ jährlich oder 10 Schilling wöchentlich, wenn sie ihren dauernden Wohnsitz, von vorübergehender Abwesenheit abgesehen, seit wenigstens 25 Jahren in dem Dominium gehabt hat; in dieser Zeit darf sie nicht mehr als fünf Jahre, in den letzten zwölf Jahren nicht mehr als vier Monate Freiheitsstrafe erduldet, in dieser Zeit darf ein Rentenanwärter auch Frau und Kind nicht verlassen haben; erfordert wird weiter im letzten Jahre ein nüchternes, ordentliches Leben; schließlich aber muß das jährliche Einkommen der Rentenanwärter unter 60 £, das Vermögen unter 260 £ betragen, wobei selbstverständliches Erfordernis ist, daß ein Anwärter nicht, um die Rente erlangen zu können, sich eines Einkommens- oder Vermögensteils entäußert hat. Die volle Rente bekommen nur Personen, die nicht mehr als 34 £ Einkommen oder nicht mehr als 10 £ Vermögen haben; wer darüber besitzt, dem wird eine Teilrente gewährt, und zwar sinkt die Vollrente um je 1 £ im

Jahr für jedes volle £ Einkommen über 34 £, sowie um je 1 £ für jede volle 10 £ Vermögen.

In den sechs Staaten des australischen Bundes ist man in einigen Beziehungen noch weiter gegangen. Nach dem Gesetz vom 10. Juni 1908, das am 1. Juli 1909 in Kraft trat, ist der Höchstbetrag der Rente zwar derselbe wie in Neuseeland, aber das Minimalalter für rentenberechtigte Frauen ist auf 60 Jahre herabgesetzt, auch Männer bekommen schon mit 60 Jahren eine Rente, wenn sie dauernd arbeitsunfähig sind, im übrigen wie in Neuseeland erst fünf Jahre später. Die Vermögensgrenze ist weiter hinaufgerückt: man darf bis zu 310 £ Eigentum besitzen. Die Einkommensgrenze wird anders bestimmt, indem angeordnet ist, daß Einkommen und Rente zusammen 52 £ nicht übersteigen dürfen; die volle Rente wird also hier nur denen gewährt, welche nicht mehr als 26 £ Einkommen haben. Ein Strafenmaximum erwähnt das australische Bundesgesetz nicht, fordert aber guten Charakter; dagegen sind in Australien wie in Neuseeland Fremde und Asiaten ausgeschlossen, dort auch die Urbewohner, während hier die Maoris den Weißen gleichstehen.

Nicht zum Empfang einer Altersrente berechtigt sind Fremde, ferner Personen, die seit weniger als drei Jahren naturalisiert worden sind und schließlich die Ureinwohner von Australien, der Südseeinseln oder Neuseelands und Asiaten, insbesondere Chinesen und Japaner, sofern sie nicht etwa in Australien geboren sind. Von welchen Bedingungen nun im einzelnen der Rentenbezug abhängt, geht daraus hervor, daß keine Person eine Altersrente erhalten soll, außer wenn sie in Australien ihren Wohnsitz hat und seit mindestens 25 Jahren gehabt hat; sie muß ferner von gutem Charakter sein und darf, wenn es sich um eine verheiratete Person handelt, während der letzten fünf Jahre ohne berechtigten Grund ihren Gatten zwölf Monate hindurch nicht verlassen haben, oder ohne berechtigten Grund dem Gatten oder den Kindern unter 14 Jahren einen angemessenen Lebensunterhalt zu gewähren nicht verabsäumt haben.

Wenn diese, wie ersichtlich, nicht sehr schweren Voraussetzungen erfüllt sind, dann erhält der Antragsteller eine Rente, deren Höhe von den Einkommensverhältnissen abhängt. Es

soll nämlich der Rentenbetrag in keinem Falle den Betrag von 520 Mark im Jahre übersteigen, noch so hoch sein, daß das Einkommen des Rentners den Betrag von 1040 Mark jährlich übersteigt. Man bekommt also bei großer Bedürftigkeit wöchentlich 10 Schilling.

Einfach und selbstverständlich wie diese natürlich hier nicht in allen Einzelheiten zu erwähnenden gesetzlichen Bestimmungen ist die ganze Verwaltung, das Verfahren der Rentenbewilligung und Rentenauszahlung.

Während das Gesetz, soweit es die Altersrenten betrifft, seit Mitte 1909 in Kraft ist, tritt der Teil, welcher die Invalidenrenten betrifft, erst zu einem späteren noch festzusetzenden Termine in Kraft.

Zum Bezug einer Invalidenrente berechtigt ist jede Person, welche das Alter von 16 Jahren überschritten und infolge eines Unfalls oder wegen Invalidität dauernd arbeitsunfähig ist und keine Altersrente bezieht. Die übrigen Voraussetzungen sind fast ganz analog den schon bei den Bestimmungen über die Altersrente angeführten.

Trotz der im Verhältnis zu den neuseeländischen Ziffern mageren Ergebnisse für die deutsche Altersversicherung steht das deutsche System außerordentlich viel höher als jenes. Denn Neuseeland und Australien haben nichts anderes als ihre Old Age Pensions. Dortzulande hat also erst der 65- bezw. 60jährige ein Recht auf Rente. Nur das Alter verschafft es ihm. Aber keinen Anspruch an den Staat haben der Kranke, der Verunglückte, der Invalide, Witwen und Waisen. Die Altersversorgung ist, namentlich wenn die Altersgrenze allgemein auf 60 Jahre herabgesetzt wird, eine ganz hervorragende soziale Einrichtung; aber sie ist nur die Krönung eines Gebäudes, zu dem in Australien recht mangelhafte Fundamente vorhanden sind. Ein Äquivalent für unsere soziale Krankenversicherung ist in den fernen Ländern höchstens für den geringen Prozentsatz der Arbeiter vorhanden, welche sich in leistungsfähigen Gewerkvereinen und Hilfskassen aus eignen Mitteln versichern. Für Unfallrenten ist fast nur durch Haftpflichtgesetze gesorgt, die in vielen Beziehungen die schweren Mängel unserer nun seit einem Vierteljahrhundert aufgegebenen Unternehmer-Haftpflichtgesetzgebung an sich tragen.

Invalidenversorgung aber hat man in Neuseeland überhaupt noch nicht, während, wie erwähnt, das australische Bundesgesetz, dem Vorbild von Neusüdwales und Viktoria folgend, vorgesehen hat, daß von einem noch festzusetzenden Termin ab, die Altersrenten auch als Invalidenrenten gewährt werden sollen. Eine Witwen- und Waisenversicherung ist kaum jemals ernstlich zur Diskussion gekommen. Dagegen hat man in einzelnen australischen Kolonien und in Neuseeland die Einführung einer Arbeitslosenversicherung von Staatswegen ins Auge gefaßt, da seit Mai 1909 das Gespenst der Arbeitslosigkeit allen sozialen Experimentiergesetzen zum Trotz recht bedrohlich aufgetreten ist.

* * *

Bei der Betrachtung der Sozialpolitik Australasiens darf man auch das Staatsschuldenwesen der Kolonien nicht außer Betracht lassen. Da ist es immerhin nicht unbedenklich, konstatieren zu müssen, daß gerade die Kolonie die ungünstigsten Finanzverhältnisse hat, welche sozialpolitisch am fortgeschrittensten ist, nämlich Neuseeland. Freilich so trostlos, wie die Finanzen Australasiens auf den ersten Blick zu liegen scheinen, sind sie doch nicht. Denn wenn auch auf den Kopf der Bevölkerung zwischen 850 und 1550 Mark Staatsschulden kommen — also ein Vielfaches dessen, was bei uns an Staatsschulden auf den Kopf der Bevölkerung trifft — so ist zu beachten, daß in Australasien vieles als Staatsschuld erscheint, was bei uns Kommunalanleihe ist. Außerdem gab es in Australasien bisher so gut wie gar keine Ausgaben für Heer, Flotte, diplomatischen Dienst, Beamtenpensionen 2c. Geldgeber ist stets England, das mit $3^1/_2$% Verzinsung zumeist zufrieden ist.

Wenn die australischen Staaten in zahlreichen Beziehungen eigne Unternehmungen ins Leben gerufen haben, so hängt diese Erscheinung nur in ganz beschränktem Umfange mit der politischen Arbeiterbewegung zusammen. Die Staaten haben öffentliche Unternehmungen zu einer Zeit notgedrungen ins Leben rufen müssen, noch ehe überhaupt irgend eine Arbeiterbewegung vorhanden war. Denn es war ja der Staat, welcher die ganze Kultivierung, die ganze Erschließung des

Landes vornahm. Der Staat baute die Wege, der Staat hatte ein Interesse an der Einrichtung von Telegraphen und Telephon, am Bau von Eisenbahnen, und selbst wenn der Staat Agrarbanken einrichtete, und in den verschiedensten anderen Formen die Ansiedlung materiell unterstützte, so waren doch alle diese Maßnahmen von seinem eigensten Interesse diktiert, Kronland zu verkaufen. Schon in den ersten Zeiten der Kolonisation mußte der Staat für Docks und Werften sorgen, weil er ohne diese seine Transporte nicht ausführen konnte. Wenn Neuseeland ein staatliches Kohlenbergwerk hat, so ist die Rechtfertigung dafür der Umstand, daß die Eisenbahnen staatlich sind und der Staat der Hauptkonsument von Kohlen in der Kolonie ist. Die staatliche Lebensversicherung in Neuseeland hatte die Aufgabe, die Prämienausgaben im Lande zu halten, anstatt daß sie ausländischen Gesellschaften zukamen. Manche Unternehmungen öffentlicher Art hatten den Zweck private Monopole zu brechen.

Die öffentlichen Unternehmungen Australasiens sind aber fast sämtlich unrentabel. Doch sie machen den Staat so wenig bankerott, vernichten den privaten Unternehmungsgeist so wenig, als sie allein imstande sind, eine Nation der Glückseligkeit näher zu bringen.

* * *

Sind denn nun aber die Menschen dort drüben glücklicher als bei uns? Ist insbesondere Neuseeland wirklich als eine Insel der Glücklichen zu bezeichnen? Die Beantwortung dieser schwierigen Frage hängt davon ab, was man als das Ideal eines Volkes ansieht. Ist es besser für einen Staat eine nur sehr geringe, aber glücklichere Bevölkerung zu haben, oder eine weniger glückliche, aber umso größere Bevölkerung aufweisen zu können? Ist es richtiger und besser, daß die lebende Generation sorglos und beschaulich genießt, ohne daß man dabei sehr viel an die künftige Generation denkt; oder ist es besser und richtiger, wenn die lebende Generation weniger egoistisch handelt und auch für die Zukunft ihres Landes, ihres Staates sorgt? Je nachdem man diese Vorfragen beantwortet, wird man Neuseeland für die Insel der Glücklichen halten oder nicht. Aber selbst,

wenn man zu einer Bejahung käme, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß nun auch alle Länder glücklich würden, welche die neuseeländischen Einrichtungen bei sich einführten. Damit diese von gleich gutem Erfolge begleitet wären, müßten auch die natürlichen Voraussetzungen Neuseelands auf die anderen Länder übertragen werden können. Das ist aber unmöglich.

Die englische Philosophie im 19. Jahrhundert.

Von Professor Dr. Paul Hensel in Erlangen.

I. Hume, Bentham.

Wenn es meine Aufgabe wäre über die deutsche Philosophie des 19. Jahrhunderts zu sprechen, so wäre der Ausgangspunkt gegeben; er könnte kein anderer als Kant sein, alle Strahlen führen von ihm fort oder zu ihm hin. Die englische Philosophie ist nicht in dieser Weise persönlich orientiert, es sind einzelne Probleme und Gedankengänge, die zwar relativ zu einander in Beziehungen stehen, die aber nie in einem umspannenden System sich vereinigt haben, bevor am Ende des 19. Jahrhunderts die systembildende Kraft Herbert Spencers auch dieser Forderung gerecht wurde. Es wird die Aufgabe dieser Vorträge sein, zu zeigen, welches die Etappen waren, die zurückgelegt werden mußten, bis es zu dieser Gesamtleistung kam.

In der heutigen Vorlesung haben wir es mit der Erbschaft zu tun, die das 19. Jahrhundert aus dem 18. übernommen hatte und diese Erbschaft ist reichhaltig und vielgestaltig genug. Im 18. Jahrhundert war es ja die englisch-schottische Philosophie und Wissenschaft, die überallhin die reichsten Anregungen austeilte. Frankreich entfernte sich langsam aber sicher von dem System Descartes um in die Bahnen Newtons und Lockes einzulenken. Voltaire ließ unter sein Bildnis die Worte setzen: „J'ai été le premier à introduire la philosophie de Newton en France", man hat mit Recht gesagt, daß die Mine der französischen Revolution mit englischem Pulver geladen worden sei. Was die deutsche Popularphilosophie den Engländern verdankt, wie hier Schritt für Schritt der Einfluß Leibniz' dem Lockes weichen mußte, ist bekannt und es war David Hume der Kant aus dem „dogmatischen Schlummer" erweckte. So ist es denn selbstverständlich, daß auch in England diese Gedanken mannig-

fach weiter wirkten und diese Wirkungen sollen ja eben das Thema unserer Betrachtung bilden.

Die große Leistung Humes auf dem Gebiet der Erkenntnistheorie liegt in seiner Fortführung der von Locke begonnenen Kritik der Erkenntnis und in seiner eigentümlichen Methode die Ergebnisse der Associationspsychologie auf die Kritik der Erfahrungsbegriffe anzuwenden. Erst durch diese geniale Synthese wurden die Untersuchungen seiner Vorgänger Locke und Berkeley zum Abschluß geführt. Wenn Locke noch die Notwendigkeit des Begriffes der Substanz für unsere Erkenntnis zugeben mußte, ob er gleich weder aus der äußeren noch der inneren Erfahrung eine Wahrnehmung anzugeben wußte auf die dieser Begriff sich zurückführen ließe, wenn Berkeley auf dies Ergebnis eine Polemik gegen die allgemeinen Begriffe baute und die körperliche Wirklichkeit ihrer Substantialität entkleidete, so glaubte er doch aus der Tatsache, daß wir Empfindungen haben, den Schluß auf die Existenz geistiger Substanzen wagen zu dürfen; es existieren keine Körper, wohl aber Seelen, die durch Vermittlung Gottes zu einer gemeinsamen geistigen Welt zusammengeschlossen werden. Hume ging in der Analysis unserer Erkenntnis einen Schritt weiter. Ebensowenig wie unsere Wahrnehmungen den Schluß auf körperliche Substanzen gestatten, ermöglichen sie auch die Annahme geistiger Substanzen. Aller Bewußtseinsinhalt besteht lediglich in Wahrnehmungen und Kopien dieser Wahrnehmungen, Vorstellungen oder Ideen. Da nun die Wahrnehmungen die Gewähr ihrer Realität in sich selbst tragen und da die Ideen insofern wahr sind, als sie auf frühere Wahrnehmungen zurückverweisen, wie kommen wir dazu uns zu irren, wie sind falsche Ideen, falsche Ideenverbindungen möglich? Dies ist die eigentliche kritische Frage: es ist nichts damit gewonnen eine scheinbare Erkenntnis als falsch nachzuweisen, die zweite Frage erhebt sich, wie sie möglich war und in der Beantwortung dieser Frage zeigt sich Humes ganze Meisterschaft; er weist darauf hin, daß wir in den allbekannten Erscheinungen der Lücken und Schwächen des Gedächtnisses eine deutliche Analogie aller fehlerhaften Denkprozesse haben. Wir beziehen hierbei immer Vorstellungen auf Wahrnehmungen zu denen sie nicht gehören, oder setzen

umgekehrt Wahrnehmungen in Beziehungen zu Vorstellungen, ohne einen genügenden Grund dafür zu haben. Nicht also in den einzelnen Wahrnehmungen und Vorstellungen liegt die Quelle des Irrtums, sondern in ihren Beziehungsverhältnissen und somit ist es für Hume von der größten Wichtigkeit die Gesetze zu untersuchen nach denen eine Wahrnehmung in unserem Bewußtsein eine von ihr unterschiedene Vorstellung hervorruft oder nach denen eine Vorstellung mit einer andern verknüpft ist. Hume ist nicht der Begründer der Associationspsychologie, aber durch seine Untersuchungen sind zum erstenmal die Associationsgesetze in ein folgenschweres Verhältnis zum Erkenntnisproblem getreten.

Hume glaubt vier Grundverhältnisse unterscheiden zu können, nach denen sich die Ideen miteinander associieren: die Ähnlichkeit, der Kontrast, die räumliche oder zeitliche Angrenzung (Kontiguität) und die Kausalität und er geht nun dazu über diese Verhältnisse in bezug auf ihren Wahrheitswert zu untersuchen. Sehr einfach liegt die Sache für die Ähnlichkeit, denn hier sind es, wie Hume glaubt, Verhältnisse die unmittelbar in den Wahrnehmungen gegeben sind, welche dieser Association zu Grunde liegen; so wenn bei Betrachtung eines Porträts die Vorstellung des Originals im Bewußtsein auftritt. Ein Spezialfall der Ähnlichkeit ist nun die Gleichheit und diese Untersuchung über Identität ist ein Meisterstück der kritischen Begabung Humes. Einesteils nämlich findet hier die Mathematik ihre Begründung, welche nach Hume nichts anderes ist, als die Herstellung von Gleichheitsverhältnissen innerhalb unserer Vorstellungen, andererseits finden wir an dieser Stelle seine berühmte Kritik des Substanzbegriffs. Wenn wir nämlich häufig identische Wahrnehmungen gehabt haben, so begnügen wir uns nicht damit dies zu konstatieren, sondern wir setzen identische Dinge an, die wir niemals wahrgenommen haben und betrachten das einzige, was uns gegeben ist, die identischen Wahrnehmungen, als die Eigenschaften dieser Dinge. Hierzu aber haben wir kein Recht und zwar rügt Hume diesen Fehler nicht nur auf dem Gebiet der äußeren Wahrnehmungen wie dies vor ihm schon Berkeley getan hatte, sondern er erstreckt seine Kritik auch auf die Seelensubstanz und zeigt, daß wir auch auf dem Gebiete der

inneren Wahrnehmungen keine Berechtigung haben ein Seelenwesen hinter den Wahrnehmungen und Ideen als deren Träger anzunehmen.

Weniger Anlaß zu einschneidenden erkenntnistheoretischen Untersuchungen bietet das Associationsverhältnis des Kontrastes; auch dieses ist wohl fundiert, da es sich auch hier um nichts anderes handelt als um Verhältnisse, die unmittelbar in den Wahrnehmungen gegeben sind; auch die Kontiguität bietet keinen Anlaß zu kritischer Anzweiflung, da sie nichts anderes tut als die wirklichen Raum- und Zeitverhältnisse der Wahrnehmungen in unserem Bewußtsein zu reproduzieren. Daß die Vorstellung einer Straße die Vorstellung eines Menschen in mir hervorruft, der mir häufig in dieser Straße begegnet ist, daß die Vorstellung des Sylvesterabends die des Neujahrstages hervorruft ist im wirklichen Erleben selber begründet und daher erkenntnistheoretisch unbedenklich.

Anders steht die Sache mit dem vierten Verhältnis, der Kausalität. Es ist mit Recht hervorgehoben worden, daß diese berühmte Untersuchung über die Kausalität, von welcher Kant bekannte, sie habe ihn in entscheidender Weise beeinflußt, durchaus ein Gegenstück zu der Kritik des Substanzbegriffs bildet, die wir soeben betrachtet haben. Aber während die Untersuchung über den Substanzbegriff sich nur in dem unbeachtet gebliebenen Jugendwerke Humes findet, hat er die Kritik der Kausalität zum Mittelpunkt seiner glänzend geschriebenen „Untersuchung" gemacht und ihr damit allerdings den hervorstechendsten Platz in seiner ganzen gewaltigen Gedankenarbeit gesichert. Anscheinend haben wir eine ebenso unmittelbare Einsicht in die Kausalitätsverhältnisse wie in die der Ähnlichkeit oder der Kontiguität. Wir glauben die kausalen Relationen als ebenso unmittelbar gegeben aus den Wahrnehmungen selber entwickeln zu können wie irgendwelche andere Aussagen, die wir über den Inhalt dieser Wahrnehmungen machen; wäre dies aber der Fall, so müßte uns auch unmittelbar in der Wahrnehmung oder Vorstellung der Ursache selber die Vorstellung ihrer Wirkung gegeben sein und hier zeigt nun Hume in unwiderleglicher Weise, daß dies nicht der Fall ist; in der Vorstellung des Brotes liegt nichts davon, daß es uns sättigen wird, in der des Wassers nichts davon, daß es unsern

Durst stillen wird, wenn wir es trinken werden. Auch da, wo wir beim Billardspiel in der Art und Weise unseres Stoßes unmittelbar die Wirkung zu haben glauben, welche die von uns gestoßene Kugel auf den anderen Ball hervorrufen wird, befinden wir uns in einem Irrtum. Es wäre genau ebenso möglich daß beide Kugeln stehen bleiben, oder daß eine über die andere wegspränge, oder daß sie um sie herumliefe, als daß sie ihre Bewegung der anderen in bestimmter Richtung mitteilt. Daß wir so sicher erwarten, daß das Feuer uns brennen, das Brot uns sättigen, die eine Kugel die andere fortbewegen wird, verdanken wir lediglich dem Umstand, daß wir häufig beobachtet haben, daß dies tatsächlich aufeinanderfolgende Wahrnehmungen gewesen sind und daß sich daraus in uns der Glaube gebildet hat dies werde auch in Zukunft der Fall sein. Weshalb dies aber in früheren Zeiten so gewesen ist, vermögen wir ebensowenig zu sagen, wie wir mit absoluter Bestimmtheit voraussagen können, daß dies in Zukunft so sein wird. Selbst da, wo wir in unserer Selbstbeobachtung unmittelbar das kausale Verhältnis in der Willenshandlung zu erleben vermeinen, verhält es sich um nichts anders. Wie mein Wille es macht den Arm zu bewegen ist mir schlechthin verborgen; wenn ich im Moment wo ich meinen Arm bewegen will vom Schlage getroffen werde, so unterbleibt die Bewegung, aber mein Wille war genau der nämliche wie sonst, und daß ich meinen Arm bewegen kann ist im Grunde nicht mehr und nicht minder verständlich oder unverständlich, als wenn mein Wille die Macht hätte auf meinen Wink den Mond zur Erde herunterzuholen. Es ist also das erkenntnistheoretisch berechtigte Moment in der Associationsform der Kausalität genau das, nicht mehr und nicht minder, als in dem der Kontiguität. Das propter hoc ist auf ein sehr häufiges post hoc zurückgeführt. Damit ist nun natürlich nicht gesagt, daß Hume uns raten würde unsere Verhältnisse darauf einzurichten, daß die Sonne morgen nicht mehr aufgehen wird; im Gegenteil liegt die allergrößte Wahrscheinlichkeit dafür vor, daß wir morgen wieder die Wahrnehmung der aufgehenden Sonne haben werden und diese Wahrscheinlichkeit ist ein ganz ausgezeichneter Führer durchs Leben. Wohl aber müssen wir uns davor hüten zu glauben, daß wir mit Hülfe

unseres Verstandes in das innere Wesen der Dinge, zu den letzten Ursachen des Seienden aufsteigen können. Alle diese Spekulationen sind wertlos, alle Bücher, die darüber handeln gehören ins Feuer.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Untersuchungen Humes namentlich mit der Richtung des englischen Freidenkertums oder des Deismus auf das härteste zusammenstießen. Emporgewachsen aus dem Überdruß an dem theologischen Schulgezänk, das sich häufig in blutigen und erbitterten Bürgerkriegen fortsetzte einerseits, und im imponierenden Eindruck der modernen Naturwissenschaft andererseits, wollte diese Richtung an Stelle der „zufälligen" historisch bedingten Offenbarungsreligion, die in der Vernunft des Menschen selber gelegenen natürlichen Grundlagen aller Religion überhaupt, als einzigen Leitstern des Glaubens anerkennen. Aus der großartigen Gesetzmäßigkeit und der wunderbaren Ordnung der Welt wurde die Existenz eines allmächtigen, allgütigen Weltschöpfers erschlossen, dessen Güte und Gerechtigkeit die Unsterblichkeit der Seele und die Belohnung und Bestrafung im Jenseits zur Gewißheit machte. Dem gegenüber wurde der Wert der Offenbarung entweder überhaupt geleugnet oder nur relativ für die Armen im Geiste als nützlich anerkannt. Es ist leicht zu sehen, welch entscheidender Gebrauch hier von den Kategorieen der Substanzialität und Kausalität gemacht wird und es war von dem durch ihn festgelegten erkenntnistheoretischen Standpunkt aus für Hume ein leichtes den englischen Deismus seiner Zeit in schlimme Verlegenheiten zu bringen. Aber er benutzte diese Position nicht wie dies Berkeley getan hatte, um der offenbarten Religion zu Hilfe zu kommen. In seiner Naturgeschichte der Religion nimmt er auch gegenüber dem intoleranten und wundergläubigen Christentum eine zwar verschleierte, aber doch deutlich erkennbare ablehnende Haltung ein und weist auf die moralischen Wirkungen der Religion, auf ihre Früchte der Toleranz, der Nächstenliebe, der Menschlichkeit als auf die wahren Zeugnisse ihres inneren Wertes hin. In allen diesen Hinsichten aber scheint ihm der antike Polytheismus gegenüber dem mit dem Blut von Ketzern und Ungläubigen befleckten Christentum durchaus im Vorteil zu sein.

Für die englische Philosophie des 19. Jahrhunderts ist ferner der Einfluß der Nationalökonomie von der allergrößten

Bedeutung, die durch den genialen Freund Humes, Adam Smith, aus dem mehr dilettantischen Stadium, in dem sie sich früher befand, zum Rang einer Wissenschaft erhoben worden war. Die überraschende Paradoxie zu der er gelangte, daß wenn jedes Individium rein egoistisch dem eigenen Vorteil nachgehe der Gesamtreichtum der Nation sich am günstigsten gestalte, mußte ebenso anregend und befruchtend aber auch ebenso verwirrend auf die Theorie der sozialen Erscheinungen wirken wie seinerzeit die Lehre Newtons von der Attraktion und Repulsion, die sich so leicht in die Affekte der Liebe und des Hasses hatte umdeuten lassen. Smith selber freilich war viel zu besonnen, als daß er den Menschen der Nationalökonomie als den ganzen Menschen hätte ansehen wollen. Dies geht deutlich aus seiner „Theorie des moralischen Gefühls" hervor, worin ausdrücklich die Sympathie, als ein gleich ursprünglicher Faktor neben den Egoismus gesetzt wird. Aber ganz ebenso wie man in der Erkenntnistheorie die ursprüngliche Locke'sche Unterscheidung zweier von einander unabhängiger Quellen der Erkenntnis aufgegeben hatte, um bei einer einheitlichen Theorie der Sensationen zu endigen, mußte nun auch in der Ethik sich das Bestreben geltend machen, die Erscheinungen des ethischen Lebens unter ein einfaches einheitliches Prinzip zu bringen und dies mit großartiger Einseitigkeit, aber mit strengster Konsequenz versucht zu haben ist das Verdienst von Jeremias Bentham. Er ist der Schöpfer des modernen Utilitarismus und wenn wir auch sehen werden, daß seine Gedanken im Lauf der Entwicklung zum Teil anders fundiert worden sind, als es bei ihm geschehen war, die Grundrichtung seines Denkens hat er der englischen Ethik, wie es scheint, unauslöschlich eingeprägt.

Sein Bestreben ist, die Ethik zum Range einer Wissenschaft zu erheben, wobei wir uns gegenwärtig halten müssen, daß das englische Wort science eine engere Bedeutung hat, die es der deutschen „Naturwissenschaft" nahe bringt. Damit ist vor allem gegeben, daß jede religiöse Sanktion der Moral fortzufallen hat. Die Ethik soll nicht irreligiös wohl aber areligiös sein. Ebenso notwendig ist es aber ein allgemeines Prinzip zu finden, das der unendlichen Mannigfaltigkeit der menschlichen Handlungen ebenso zu grunde liegt, wie die

Zahlenverhältnisse der mechanischen Gesetze dem gesamten physischen Geschehen. Dies einheitliche Prinzip glaubt nun Bentham in dem Streben nach Lust und in der Vermeidung von Unlust gefunden zu haben. Es ist das Naturgesetz nicht nur des menschlichen Handelns, sondern der Handlungen aller vernünftigen Wesen überhaupt. Auch diejenigen unter uns, die ihre Handlungen mit Rücksicht auf ihre Seligkeit im Jenseits einrichten, erkennen doch dasselbe Prinzip an; denn die Seligkeit ist nicht anders zu denken, denn als ein Zustand höchster, ungetrübter Lust. Die Einzigen, deren Handeln anders charakterisiert ist, sind die Selbstpeiniger und Asketen, die die Unlust an sich der Lust vorziehen, mit ihnen läßt sich freilich nicht streiten, aber ihre Zahl ist verschwindend gering und man kann sie ruhig dem Tollhaus überlassen, wohin sie gehören. Schon diese Berufung auf die geringe Zahl der Asketen und das daraus abgeleitete Recht, sie als nicht vorhanden anzusehen, ist durchaus bezeichnend für den Geist des Utilitarismus. Das Gesetz der großen Zahlen, die Einwirkung auf die breiten Massen steht ihm vor allen Dingen vor Augen. Er hat die ganze herzhafte Verachtung für abstruse Spekulationen, die Bentham immer auszeichnete, von diesem seinem Vater mit auf die Welt bekommen und getreulich bewahrt.

Wenn nun aber bis auf jene verschwindende Ausnahme jeder Mensch das eigene Wohl erstrebt, wie kommt es denn, daß einerseits viele Menschen doch diese Meinung mit Entrüstung von sich weisen und erklären, daß sie nicht das eigene Wohl, sondern daß sie Ruhm, Ehre, Gewissensruhe und andere derartige Ziele ihres Handelns, als ihre Leitsterne anerkennen, wie kommt es ferner, daß bei dieser Gemeinsamkeit des Ziels doch die Handlungen der Menschen, die dies Ziel verwirklichen sollen, so verschieden ausfallen? Bentham bemüht sich nachzuweisen, daß in Wahrheit alle jenen abstrakten Ziele des Handelns nur Umschreibungen für das eigene Wohl sind; ich suche Ehre, weil mein Wohl ohne Ehre unvollständig wäre, ich suche Gewissensruhe, weil die Gewissensqualen für mich die stärkste denkbare Unlust sind. Was aber die Verschiedenheit der menschlichen Handlungen angeht, so ist es ja eben die Aufgabe Benthams an Stelle dieser verwirrenden Mannigfaltigkeit eine zweckbewußte, einheitliche, nach vernünftigen

Prinzipien normierte Einheit zu setzen, denn der bisherige Zustand ist allerdings so, daß das Ziel allen Handelns das identische ist, aber die Einsicht mit der dies Ziel verfolgt wird, ist eine sehr verschiedene und daraus resultiert die verwirrende Mannigfaltigkeit der menschlichen Handlungen.

Diesem Zustand läßt sich nicht dadurch abhelfen, daß man vor gewissen Lustquanten warnt, gegen sie predigt und sie auf den Index setzt, sondern es muß gezeigt werden können, warum ein Wesen, das die Erreichung seines Glückes zum Zweck hat, sich dieser Lustquanten enthalten soll und das kann nur geschehen, wenn man zeigen kann, daß sie mit der Erreichung dieses Zweckes unvereinbar sind. Nicht darum soll man sie meiden, weil sie böse oder schlecht sind, sondern darum, weil sie unzweckmäßig sind. Das gemeinste Vergnügen, das ein abscheulicher Verbrecher bei Begehung seiner Tat empfindet, ist an sich nicht zurückzuweisen, aber er selber wird, wenn er die Folgen seiner Tat abzuschätzen gelernt hat, gerne auf dies Vergnügen verzichten, weil die notwendigen Unlustfolgen weitaus das Vergnügen überwiegen. Nicht also auf die Handlung allein, sondern auf die notwendig sich aus ihr ergebenden Lust- und Unlustfolgen ist für den vernünftig sein Wohl Anstrebenden zu achten. Die Gesichtspunkte, die für Bentham hierbei in Betracht kommen, sind die der Intensität, der Sicherheit, der Schnelligkeit, der Dauer, der Fruchtbarkeit und der Reinheit der Lust- und Unlustgefühle; wenn wir sehen wollen wie eine solche Rechnung angestellt wird, so können wir garnichts besseres tun, als das von Bentham selber angeführte Beispiel der Trunkenheit mit ihren Lust- und Unlustfolgen zu betrachten.

Zunächst steht die Sache für den Trunkenbold nicht übel: die Intensität der Lust, die aus dem Umgang mit berauschenden Getränken erwächst, ist sehr groß, ebenso die Sicherheit des Eintritts und nicht minder die Schnelligkeit mit der die Lustgefühle sich einstellen. Bei einem bestimmten Quantum von Alkohol kann man mit fast absoluter Sicherheit auf das Zustandekommen dieser Lustgefühle rechnen. Es sind also diese drei Posten mit positiven Vorzeichen in die Rechnung einzustellen, und wären dieses die einzigen in Betracht kommenden Momente, so hätte der Trunkenbold Recht und der Mäßige Unrecht. Sie

sind aber nicht die einzigen und gerade darin beruht das fehlerhafte Verhalten des Trunkenboldes, daß er nur sie allein ins Auge faßt. Schon das Moment der Dauer muß uns stutzig machen, denn die Betrunkenheit versetzt den Trunkenen sehr rasch in einen Zustand, wo er für Lust und Unlust gleich unzugänglich ist. Noch schlimmer wird es bei den beiden letzten Posten der Fruchtbarkeit und der Reinheit, denn hier kommen ausschließlich Unlustposten in Betracht: das Übelbefinden des nächsten Morgens, die Unmöglichkeit dem Erwerb nachzugehen, die mit Sicherheit eintretenden chronischen Krankheitszustände, die Strafen für die im Zustand der Trunkenheit begangener Exzesse, der Verlust der Achtung bei den Mitmenschen, die Verzweiflung von Frau und Kind, die Furcht vor den Strafen im Jenseits, alles dies ergibt ein solches Quantum von Unlust, daß der richtig Rechnende es vorziehen wird auf die wenigen positiven Posten zu verzichten und daher es vermeiden wird sich in den Zustand der Trunkenheit zu versetzen, nicht weil sie ein Laster ist, sondern weil er eingesehen hat, daß sie für die Erreichung seines Wohls ein Versuch mit untauglichen Mitteln sein muß.

Zu einer richtigen Berechnung aber über die größtmöglichste Summe von Lust für das eigene Leben gehören auch die Beziehungen des Menschen zu seiner Umgebung. Es ist deutlich, daß ich mein Ziel, das eigene Wohl, nicht ohne die Hilfe meiner Mitmenschen zu erreichen vermag und es entsteht die Frage, wie kann ich mir diese Hilfe sichern? Offenbar nur dadurch, daß ich mir diesen meinen Nächsten verpflichte und dies kann nur so geschehen, daß ich auf Lustquanten für mich verzichte, um sie andern zugänglich zu machen und mir somit ihre Dankbarkeit und Hilfsbereitschaft für vorkommende Fälle sichere. Auch hier also handelt es sich niemals um einen definitiven Verzicht auf Glück; es ist genau das Analoge, was sich in der Gesellschaft vollzieht, wie früher beim Einzelwesen. Wie der Sparsame auf den augenblicklichen Genuß verzichtet, um sein Geld zinsbringend anzulegen, wie er aber nicht daran denkt, dies ersparte Geld sinnlos zu verschleudern, so wird der Kluge, das heißt Tugendhafte niemals auf für ihn erreichbare Lustquanten verzichten, nur um auf sie zu verzichten, sondern immer, um sie ge-

wissermaßen zinstragend anzulegen, indem er sich dadurch das Wohlwollen und die Hilfsbereitschaft seiner Mitmenschen sichert. Die menschliche Gesellschaft gleicht einer Sparkasse, welche die in sie gemachten Einlagen verzinst und die Zinsen zum Kapital schlägt und so kann der richtig Rechnende gar nichts besseres tun, als daß er in seinem Handeln „das größte Glück der größten Anzahl" — die alte schon von Paley aufgestellte Formel — sich zur Richtschnur nimmt. Die Analogie mit den Aufstellungen der klassischen Nationalökonomie liegt klar zu tage.

Noch auf eine sehr interessante Seite des Benthamschen Systems müssen wir einen kurzen Blick tun. Wenn heute das englische Strafrecht vielfach als Muster dem unsrigen gegenübergestellt wird, so hat es diese bevorzugte Stellung wesentlich der Arbeit der Utilitarier, namentlich aber dem Stifter der utilitarischen Schule Bentham zu verdanken, das hat Leslie Stephen, in seinem schönen Buche über die englischen Utilitarier, gezeigt. Ganz ebenso, wie es trotz allen utilitarischen Calculs leider noch immer Trunkenbolde gibt, so gibt es auch Menschen, die weit davon entfernt das größte Wohl der größten Anzahl durch ihr Handeln zu realisieren, vielmehr ihr eigenes scheinbares Wohl auf Kosten des Wohls anderer und unter Verletzung der Rechte ihrer Mitmenschen zu erreichen trachten. Es sind dies die Verbrecher — auch sie sind keine bösen Menschen sondern schlechte Rechner — und sie können von der Fehlerhaftigkeit ihres Calculs nur so überzeugt werden, daß die menschliche Gesellschaft ihnen gesetzmäßig festgelegte Unlustquanten, Strafen genannt, zufügt, deren Zweck darin besteht, dem Verbrecher ein Motiv zu geben sich in Zukunft ähnlicher Handlungen zu enthalten. Der Strafrichter ist gegenüber dem Moralisten zum Teil benachteiligt; er kann nicht durch Lehre und Vernunftgründe wirken sondern sein einziges freilich sehr wirksames Mittel ist die Zufügung von Strafe. Ferner fallen in seinen Bereich nur diejenigen Handlungen, die einen Schaden für die Gesamtheit darstellen. Solche Handlungen dagegen, die nur das Individuum selber schädigen, müssen sich seiner Jurisdiction entziehen. Endlich aber muß sich der Richter jederzeit vor Augen halten, daß jede Strafe an sich selber ein Unlustquantum darstellt und daß die Zufügung eines Mehr

von Unlust als notwendig ist, um den Verbrecher vom Begehen derselben Handlung in der Zukunft abzuhalten, als nutzlose Grausamkeit zu verurteilen ist.

So ist denn das genaue Eingehen auf den besonderen Fall eine notwendige Forderung, die an jeden Richter gestellt werden muß. Eine Frau wird leichter abgeschreckt als ein Mann, ein jugendlicher Verbrecher leichter als ein Gewohnheitsverbrecher, ein unter dem Einfluß des Affekts Handelnder leichter als ein mit kalter Berechnung an sein Verbrechen Gehender. Aber auch mit all diesen noch immer generellen Bestimmungen ist es nicht getan und Bentham findet warme Worte für die Notwendigkeit, einen Einblick in das eigentümliche Seelenleben jedes Angeklagten zu gewinnen, bevor man ihm seine Strafe zumißt. So geht der Gesetzgeber und Richter den umgekehrten Weg, wie der Ethiker; dieser ging von dem Wohl des Einzelnen aus und kam zuletzt dazu, das größte Glück der größten Anzahl zum Ziel des individuellen Handelns zu proklamieren; der Richter dagegen hat nur das Wohl der Gesamtheit im Auge, aber er sieht ein, daß das Wohl der Gesamtheit nicht wirksam geschützt werden kann, ohne die bis ins einzelnste gehende Berücksichtigung des einzelnen Verbrechers und seiner ganz individuellen Lage. Die großartige Geschlossenheit des Benthamschen Systems mußte mit Notwendigkeit die besten Köpfe der jüngeren Generation an sich ziehen, es mußte der Versuch gemacht werden, die bedeutenden und wertvollen Gesichtspunkte des Lehrers beizubehalten und dabei die schroffen Einseitigkeiten, die harten Formeln, die Nichtberücksichtigung wertvollster Seiten des menschlichen Seelenlebens nach Möglichkeit abzuschleifen und zu mildern und nicht nur Bentham sondern auch David Hume forderten zu dieser Weiterbildung heraus. Sie versucht zu haben ist das große Verdienst John Stuart Mills, mit dem sich unser nächster Vortrag beschäftigen soll.

II. John Stuart Mill.

Es gibt wenige Bücher und jedenfalls keine unter den jetzt beliebten Erziehungsromanen, die den Leser so wehmütig stimmen wie die Autobiographie J. St. Mills. Nicht deshalb, weil er schon als Knabe von zehn Jahren über Kenntnisse in den alten Sprachen und im Französischen, in Mathematik und

Geschichte verfügte, die einem deutschen Abiturienten Ehre machen würden und eine Anzahl Bücher gelesen und was mehr ist, beherzigt hatte, die eine recht erhebliche Bibliothek füllen würden. — Alles dieses braucht man nicht für ein „Verbrechen an der kindlichen Seele" zu halten; es kann uns vielmehr darauf aufmerksam machen, wie sehr vieles mehr an geistiger Arbeit von einem Kinde verlangt werden kann, als wir es heute zu tun gewohnt sind, ohne daß man deshalb von Überbürdung sprechen könnte. Es ist nämlich einfach nicht richtig, obwohl es in allen Biographien Mills zu lesen steht, daß die schwere psychische Erkrankung, die sich später bei ihm einstellen sollte, auf geistige Überanstrengung zurückzuführen sei. Worauf sie beruhte, das kann man leicht sehen, wenn man die Autobiographie und die Briefe aus seiner Jugendzeit aufmerksam liest und zwar nicht nur das was auf den Zeilen steht, sondern auch das was zwischen den Zeilen steht. Unter all den Büchern, die der frühreife Knabe liest und bespricht, befindet sich kein Märchen- und Sagenbuch, verschwindend wenig Poetisches; alle Gestalten der Märchenwelt, die unsere Kinderstube bevölkerten, haben mit Schauder diese Erziehung geflohen, und doch hätte das reiche und zarte Innenleben, die Neigung zum phantastischen Träumen, die der Knabe altklug von sich selber bekennt und tadelt, doch mindestens ebenso sehr verdient kultiviert und ausgebildet zu werden, wie seine ungewöhnliche Anlage zu wissenschaftlicher Denkarbeit. Dies war aber nicht im Sinne des Vaters, der ein begeisterter Schüler und Freund Benthams und selber ein nicht unerheblicher Vertreter der Associationspsychologie, nur in dem klaren Denken und in der Ausschaltung aller gefühlsmäßigen irrationalen Erregungen die eigentlich menschliche Leistung zu sehen vermochte.

So war es denn für J. St. Mill verhängnisvoll, daß von vornherein dem Strom seines Seelenlebens ein viel zu enges Bett angewiesen worden war. Es mußte notwendigerweise zu schweren seelischen Erschütterungen kommen, als die gefühlsmäßige Seite des Seelenlebens sich stärker geltend zu machen begann, als es die Grundsätze des allein seligmachenden Benthamismus zuließen, und noch mehr: die durchdringende Schärfe seines Geistes mußte ihm dauernd Lücken und Unvoll-

kommenheiten in dem ihm vom Vater wissenschaftlich überlieferten Lehrsystem zeigen. Ein kleiner Geist hätte diese überhaupt nicht gemerkt, eine starke auf das Entweder — Oder gestellte Persönlichkeit hätte die überlieferten Lehren wie hemmende Fesseln von sich abgeschüttelt. Die harmonische auf Ausgleich mehr denn auf Streit bedachte Natur Mills werden wir dauernd bei der Arbeit erblicken, die über das System hinausreichenden Bedürfnisse seines Denkens und Fühlens aus dem System empor, aber nicht über dasselbe hinweg wachsen zu lassen.

Der wissenschaftliche Ruhm Mills beruht in erster Linie auf seinem „System der deduktiven und induktiven Logik", zu welcher dann als wertvolle erkenntnistheoretische Ergänzung die „Prüfung von Sir W. Hamiltons Philosophie" tritt. Zunächst ist die Analogie mit den Untersuchungen Humes ganz in die Augen springend. Auch Mill verzichtet sowohl auf eine Erkenntnis von dem Ding an sich, wie von dem Ich an sich. Es ist für ihn gleich unmöglich die Substanzen wie die wirkenden Kräfte zu erkennen, es kann sich auch für ihn immer nur um eine Erkenntnis der Aufeinanderfolge und des Zugleichseins von Wahrnehmungen handeln. Daher sind für ihn, wie für Berkeley und Hume die allgemeinen Begriffe sehr fragwürdige Erscheinungen in unserem Bewußtseinsinnhalt, und wenn er auch nicht so weit geht, wie seine beiden großen Vorgänger, ihre Existenz kurzerhand zu leugnen, so können sie für Mill jedenfalls nicht mehr bedeuten und bedeuten wollen, als die Summe der bis zu diesem Moment gemachten Beobachtungen über eine Reihe gleicher Wahrnehmungen. Daraus ergibt sich nun aber die denkwürdige Untersuchung, die Mill einem Hauptstück der bisherigen Logik, dem Schluß oder Syllogismus, gewidmet hat.

Nehmen wir einmal den hier wie es scheint unumgänglichen Schluß: Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, also ist Cajus sterblich. Das erste Urteil, der sogenannte Obersatz spricht allen Individuen, die zu einer bestimmten Klasse gehören, ein Merkmal zu, das der Sterblichkeit; das zweite Urteil, der Untersatz, behauptet, daß ein Ding zu dieser Klasse gehört und daraus ergibt sich die Schlußfolgerung, daß ihm auch das Merkmal (die Sterblichkeit) zukommt.

Die logische Schwierigkeit beruht nun darin, daß wir uns darüber Rechenschaft geben müssen, wie wir zu dem Obersatz gekommen sind; wie können wir ihn rechtfertigen? Was bedeutet das Wort „alle" im Obersatz? Wenn es nur, wie es der Ansicht Mills entspricht, die bisher beobachteten Fälle bedeutet, d. h. die Beobachtung zusammenfaßt, daß Peter, Paul, Pompejus, Portia und viele andere, die Menschen waren, gestorben sind, so habe ich offenbar kein Recht aus der Tatsache, daß so und so viel Menschen gestorben sind, auch den unglücklichen Cajus zum Tode zu verurteilen, denn die Beobachtung hat mir gerade nicht gezeigt, daß Cajus gestorben ist, somit müßte eigentlich der Obersatz heißen: Alle Menschen (mit Ausnahme von Cajus) sind sterblich, woraus dann schwer mit Hilfe des Untersatzes, sich der Schlußsatz ableiten lassen würde. Wenn aber der Fall anders läge, wenn ich wirklich auf irgend einem Wege aus Beobachtung mich vergewissert hätte, daß allen Individuen, die zu einer Klasse gehören, ein Merkmal zukommt, so würde der Syllogismus zwar unanfechtbar, aber gänzlich überflüssig sein, denn da in den „allen" Cajus bereits mit gedacht ist, so hat er bereits das Prädikat der Sterblichkeit und es ist daher nicht abzusehen, weshalb ich es noch ausdrücklich ihm zuerkennen muß.

Diese Schwierigkeiten sieht Mill sehr wohl und es ist ein hübsches Beispiel seiner logischen Steuermannskunst, wie er zwischen dieser Scylla und Carybdis einen Ausweg zu finden weiß. Selbst in dem Fall, daß der Untersatz bereits im Obersatz eingeschlossen ist, hält J. St. Mill den Schluß für keine wertlose Operation. Er erweitert zwar unsere Erkenntnis nicht, aber er orientiert uns über ihren Inhalt; er vergegenwärtigt uns, welches Material wir eigentlich in unseren Begriffen aufgespeichert haben und diese Revision unseres Erfahrungsbesitzes ist häufig mehr wert als eine Erweiterung desselben. Anders liegt die Sache, wenn der Untersatz eine neue Erfahrung enthält, die nicht in dem allgemeinen Urteil des Obersatzes enthalten war. Auch in diesem Fall ist der gebrauchte Syllogismus durchaus zu verteidigen, nur liegt seine Bedeutung an einer anderen Stelle, als an der sie die Schullogik suchte. Er stellt nämlich in diesem Fall das Verfahren dar, vermöge dessen wir uns darüber klar werden, ob

eine in n Fällen gemachte Erfahrung auch noch für den n + 1. analogen Fall ausreicht. Die Schullogik behauptet, daß wir aus dem Obersatz schließen; tatsächlich schließen wir nach dem Obersatz. Dieser stellt eine Regel dar und wir untersuchen, ob auch der neue Fall sich nach dieser Regel behandeln läßt. Ich habe Mills Lehre vom Syllogismus deshalb etwas ausführlich gegeben, weil sie mir typisch für seine Art philosophische Probleme zu behandeln erscheint. Es widerstrebte ihm, ein in der Geschichte der Logik so wichtiges Lehrstück wie den Syllogismus einfach als wertlos auszuschalten, aber indem er den Versuch machte ihn seinem eigenen System einzufügen, ist eben aus dem Syllogismus etwas ganz anderes geworden, denn gerade eine Anweisung darauf zu prüfen, ob der Einzelfall des Untersatzes sich unter die Regel des Obersatzes bringen läßt, ist der Syllogismus nicht; er soll keine hypothetische sondern er soll kategorische Erkenntnis geben.

Ferner aber sehen wir aus diesem Beispiel, daß der Schwerpunkt der Millschen Logik nicht in der Theorie der Deduktion, sondern in der der Induktion liegen wird. Nicht wie aus allgemeinen zugestandenen Sätzen besondere deduziert werden, sondern wie wir es machen zu den allgemeinen Sätzen aufzusteigen, ist das eigentliche Interesse Mills. Und diese allgemeinen Sätze werden, wie wir gesehen haben, durchaus nicht eine Erkenntnis des Wesens der Dinge enthalten, sie können nur die allgemeinen Gesichtspunkte sein, welche es uns ermöglichen, eine Erscheinung, eine Tatsache mit der anderen zu verbinden.

Auch für Mill also spitzt sich seine Erkenntnistheorie und Wissenschaftslehre auf eine Theorie der Kausalität wie bei Hume zu. Die Voraussetzungen sind in letzter Linie für beide dieselben, aber während Hume aus ihnen den Schluß zog, daß eine Erkenntnis kausaler Relationen unmöglich sei, glaubt Mill durch die methodische Behandlung dieser selben Voraussetzungen eine kausale Erkenntnis ermöglichen zu können. Man hat vielfach darauf hingewiesen, daß Mill in der Tat doch von einem allgemeinen Satz ausgeht, nämlich dem von der Gleichförmigkeit des Naturgeschehens. Es ist richtig, daß dieser Satz bei Mill gelegentlich in einer etwas zweideutigen Beleuchtung auftritt, aber es ist falsch, wenn man ihn als

eine unbewiesene Behauptung auffaßt, die Mill an die Spitze seines Systems stellt. Nach Mill ist dieser Satz nicht die Voraussetzung seiner Induktion, sondern das Ziel der Induktion. Es ist eine allgemeine Ansicht vom Verhalten der Dinge, die sich auf unzählige Beobachtungen stützt und die durch jede methodisch angestellte Untersuchung weiter gestützt wird, die nun aber allerdings es uns ermöglicht neue Beobachtungen unter dem Gesichtspunkt vorzunehmen, daß die Dinge dasselbe Verhalten wiederum zeigen werden; wir machen, wie Mill es sehr glücklich formuliert, die Erfahrung zu ihrem eigenen Prüfstein.

Alles kommt nun darauf an, festzustellen, unter welchen Voraussetzungen wir zwei Tatsachen so miteinander verbinden können, daß wir die eine als die ausnahmslos der andern vorhergehende, die andere als die ausnahmslos auf die erste folgende, die eine mithin als Ursache, die andere mithin als Wirkung betrachten können. Diese Aufgabe hat Mill in seinen berühmten vier Methoden der Induktion zu lösen gesucht, die er als die Methoden der Übereinstimmung, der Differenz, der Residuen, der entsprechenden Variationen bezeichnet. Alle vier gehen, wie Taine richtig hervorgehoben hat, auf den einen Kunstgriff der Ausschließung des Unwesentlichen zurück, ja die ganze Induktion ist nichts anderes, als eine methodische Anleitung, wie man zwei Tatsachen so isolieren kann, d. h. sie aus dem gesamten Wirklichkeitsverlauf so ausschalten kann, daß einzig und allein die Relationen, die sie zu einander und nicht zu allen übrigen denkbaren Dingen haben, der Beobachtung sich darbieten. Sehen wir uns unter diesem Gesichtspunkt die Methode der Übereinstimmung an, so finden wir sie von Mill folgendermaßen definiert: „wenn zwei oder mehrere Fälle einer Erscheinung nur einen Umstand gemeinsam haben, so ist dieser Umstand die Ursache". So sehen wir, daß bei den verschiedensten flüssigen Lösungen immer der Übergang zur Krystallisation davon abhängt, daß diese Lösungen aus dem flüssigen in den festen Zustand übergehen; mithin haben wir das Recht diesen Zustand, gleichgültig unter welcher Temperatur er erfolgt oder welches die Substanz sei, als Ursache der Krystallisation anzusehen. Eine feinere Ausgestaltung desselben Prinzips bildet die Methode der Unterschiede: Wenn die Folgeerscheinung

in einem Fall eintritt, im andern Fall nicht eintritt und diese beiden Fälle sich nur in einem einzigen Umstand von einander unterscheiden, so ist dieser Umstand die Ursache der Folgeerscheinung. Diese Methode ist deshalb feiner als die erste, weil es sich hier nicht mehr darum handelt, nur das wirkliche Geschehen in seinen verschiedenartigen Formen zu beobachten, sondern es handelt sich hier, in den meisten Fällen, um ein bewußtes zweckvolles Variieren der vorhergehenden Vorgänge, denn es wird ohne eine solche willkürlich hervorgerufene Variation sonst in den meisten Fällen ganz unmöglich sein zu behaupten, daß hier wirklich nur eine Bedingung variiert worden sei.

Von der Methode der Unterschiede zu der der Residuen ist logisch nur ein Schritt, methodologisch ist dieser Schritt aber von der allerhöchsten Bedeutung. Mill, der eine außerordentlich große Belesenheit in der Geschichte der Naturwissenschaften besaß, die es ihm auch ermöglichte eine erfolgreiche Polemik gegen die größte damalige Autorität auf diesem Gebiet in England Whewell - auf diesem seinem eigensten Gebiet zu führen, hatte daher alles Recht, sie als eine besondere Methode auszuzeichnen. Die Formel dieser dritten Methode ist die folgende: Wenn man von einem Vorgang den Teil, der die Folge bestimmter vorhergehender Erscheinungen ist, abzieht, so ist der Rest die Wirkung der übrig bleibenden Vorgänge. Wir haben es hier offenbar mit einer Untersuchung höherer Ordnung zu tun, denn es müssen schon bestimmte Kausalrelationen zwischen dem Ursachenkomplex und dem Wirkungskomplex bekannt sein, um diese ausschalten zu können. Es handelt sich hier also nicht mehr um die Frage, ob überhaupt eine Kausalrelation vorliegt, sondern um die, welcher bestimmte Teil des Ursachenkomplexes welchem bestimmten Teil des Wirkungskomplexes eindeutig zugeordnet werden kann. Die vierte Methode der entsprechenden Variationen steht unter der folgenden Regel: Wenn eine Erscheinung jedesmal in irgend einer Weise sich ändert, wenn eine andere in irgend einer Weise sich geändert hat, so ist die zweite eine direkte oder indirekte Ursache der ersten.

Die Art und Weise, wie Mill die Anwendung dieser Methoden in einer Analyse der berühmten Untersuchung des

Dr. Well über den Tau aufgezeigt hat, ist fast ebenso bekannt geworden, wie die Untersuchungen über die Natur der Wärme, an denen Bacon die Tragweite der Prinzipien seiner neuen Logik veranschaulichte. Aber es ist noch eine Ähnlichkeit mit Bacon, die uns ins Auge fällt, eine wenn auch nicht ebenso vollständige, so doch sehr merkliche Vernachlässigung des quantitativen Faktors in der Lehre von der Induktion. Fast alle Beispiele und namentlich die angeführte Analyse der Untersuchungen über den Tau sind qualitative Beobachtungen der Art, wie sie mit der größten Genialität uns in Faradays Tagebüchern entgegentreten. Eine Vervollständigung der sonst mustergültigen Millschen Logik durch intensive Berücksichtigung des quantitativ mathematischen Elements ist erst durch die modernen deutschen und französischen Arbeiten auf diesem Gebiete geleistet worden.

Wenn aber hier nur eine Ergänzung des von Mill Geleisteten notwendig ist, so führt uns eine andere Betrachtung auf eine prinzipielle Frage zurück. Zugegeben, daß alle diese induktiven Methoden von dem größten Wert sind, wo es sich darum handelt ein kausales Verhältnis festzustellen, wie kommen wir überhaupt dazu anzunehmen, daß in allen Fällen überhaupt ein kausales Verhältnis vorhanden ist, das es alsdann festzustellen gibt? Die Humesche Sphinx glotzt uns wieder an und man kann nicht sagen, daß die Beschwörungsformel Mills eines Ödipus würdig ist. Er verweist zunächst auf die Tatsache, daß wir unendlich oft in der Lage waren trotz anscheinender Ursachlosigkeit eines Geschehens bei genauerer Beobachtung die Ursachen aufzufinden, die es bedingten. So ist denn die Annahme begründet, daß auch in den Fällen, wo wir noch diese Ursachen nicht mit Exaktheit kennen, eine solche Ursächlichkeit tatsächlich vorhanden ist und die Wahrscheinlichkeit eines ursachlosen Geschehens ist bei den heutigen Fortschritten der Naturwissenschaften so klein geworden, daß man sie praktisch vernachlässigen kann. Es ist dies nichts anderes, als der uns von Hume her wohlbekannte „Glaube" und auch die Berufung auf die Wahrscheinlichkeitsrechnung ist bereits in Humes berühmter Polemik gegen die Möglichkeit der Wunder prinzipiell vorhanden. Was bei Mill sich anders verhält als bei Hume, ist eine sehr starke Überzeugung von

der Unentbehrlichkeit des Kausalbegriffs für das ganze Gebiet der Erkenntnis der Wirklichkeit; aber es ist fraglich ob das theoretische Fundament, das er dieser Überzeugung gegeben hat, im Stande ist sie zu tragen. Schon die Anwendung des Prinzips der Häufigkeit der beobachteten Kausalrelation muß uns stutzig machen. Was haben wir denn überhaupt von all den unendlich vielen wirklichen Vorgängen beobachtet und untersucht, wer gibt uns ein Recht, wenn wir einen bestimmten individuellen Vorgang als kausal bedingt erkannt haben, nun auch kurzerhand anzunehmen, daß eine ganze Anzahl mehr oder minder individuell verschiedener Vorgänge ebenfalls kausal bedingt seien, liegt hier nicht wieder ein ganz naiver Glaube an die Realität der Artbegriffe vor, der sich gerade mit Mills erkenntnistheoretischen Grundlagen nicht in Einklang bringen läßt? Aber tatsächlich verhalten wir uns auch ganz anders; auf großen Gebieten der Wirklichkeit, wie zum Beispiel dem der Witterungserscheinung sind wir durchaus nicht in der Lage die ursächliche Verknüpfung der Erscheinungen nachweisen zu können, sonst hätte ich mir heute einen Regenschirm mitgenommen. Wenn wir uns ganz streng an die Theorie Mills hielten, so müßten wir rein induktiv feststellen, daß mindestens für dies Gebiet ein Vorhandensein kausaler Verknüpfungen höchst unwahrscheinlich ist und würden alsdann bei näherem Zusehen und einiger Bescheidenheit genötigt sein, noch eine ganze Reihe von Fällen in die negative Tafel der nicht vorhandenen Kausalität einzutragen. Tatsächlich verhalten wir uns ja ganz anders, aber wir haben nach Mill eigentlich kein Recht dazu, denn die Berufung Mills auf die Wahrscheinlichkeit kann uns auch nicht trösten. Jedes wirkliche Geschehen ist unendlich unwahrscheinlich. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß irgend jemand in einer Lotterie das große Los gewinnt und doch untersteht sich in jeder Lotterie irgend jemand das große Los zu gewinnen. Es ist unendlich unwahrscheinlich für jeden Augenblick in einem Menschenleben, daß gerade in ihm der Tod eintritt. Nach Mill müßten wir alle unsterblich werden und wie unendlich unwahrscheinlich war es, daß gerade Sie und gerade ich gerade heute und gerade in diesem Saale zusammentrafen und doch ists geschehen. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung hat ihren sehr guten

Sinn, als Feststellung der Grenzen unserer Unwissenheit; zur Begründung unseres Wissens ist sie ganz untauglich. Aber selbst alles was Mill fordert zugegeben, so kommen wir doch nicht zu dem was er will, einer wirklich sicheren Begründung der allgemeinen Kausalität und Mill ist ehrlich genug, dies selber zuzugeben. Wenn Kausalität in letzter Linie nichts ist, als die Summe wirklich beobachteter kausaler Verknüpfungen, so können wir nichts darüber aussagen, ob sie sich im gesamten Gebiet der Wirklichkeit als gültig erweist. Nur wann und wo sie gilt ist ein Kosmos möglich, aber ob überall kosmische und nicht chaotische Verhältnisse herrschen, ob nicht jenseits der unserer Beobachtung zugänglichen Himmelsräume es Gebiete gibt, in denen kausale Verknüpfungen der Vorgänge nicht angetroffen werden können, ja ob nicht auch unser kosmisches System vielleicht einmal wieder in den chaotischen Zustand übergehen wird, das sind alles Fragen für die die Wissenschaft nach Mill keine Antwort finden kann, aber auch, wie er tröstend hinzufügt, keine zu finden braucht, da sie für ihren regelmäßigen Gang der Beobachtungen ganz irrelevant sind. Ich kann diese tröstliche Zuversicht nicht teilen. Es müßte, wenn man die Millschen Worte wirklich beim Wort nimmt, die unumgängliche Pflicht jedes Naturforschers sein mindestens an jedem Morgen, besser aber noch in jeder Minute Kontrollversuche anzustellen, ob die Kausalität noch funktioniert oder ob nicht inzwischen das Chaos eingebrochen ist. Bei aller Feinheit im Einzelnen, bei aller klaren Erkenntnis und systematischen Gliederung der Methoden, welche die Naturwissenschaft tatsächlich verfolgt, kann nicht zugegeben werden, daß Mill in bezug auf den Kausalitätsbegriff prinzipiell über Hume hinaus gekommen ist und es muß hinzugefügt werden, daß dies auch bei seinen erkenntnistheoretischen Voraussetzungen ein Ding der Unmöglichkeit war.

In einem ähnlichen Widerstreit des Erstrebten und des nach den Grundlagen des Systems Erreichbaren finden wir J. St. Mill als Fortbildner des Benthamschen Utilitarismus. Von der Wahrheit der Lehren des Utilitarismus tief überzeugt, fühlte er sich doch durch die groben Handgreiflichkeiten des utilitarischen Calculs in seinem feinen differenzierten moralischen Gefühl verletzt. Es widerstrebte ihm, die unmittelbar gegebenen

Wertunterschiede in der Skala der Lust- und Unlustgefühle erst als Resultat eines Calculs annehmen zu sollen, der noch dazu häufig große Schwierigkeiten bei seiner Ausführung zu überwinden hatte. Es ist schwer auszurechnen, weshalb ein trauernder Sokrates moralisch höherwertig sein soll, als eine Herde vergnügter Schweine und doch sagt uns unser unmittelbares moralisches Urteil, daß dem so ist. So sieht sich Mill genötigt, die große Tat Benthams, der alle qualitativen Unterschiede unter unsern Lustgefühlen auf quantitative reduziert hatte, rückgängig zu machen. Auch für ihn handelt es sich in der Ethik um Abschätzung der Lust- und Unlustquanten gegeneinander und deshalb ist er Utilitarier; aber er unterscheidet Lustgefühle, die ihrer Art nach höher zu werten sind, als noch so große Quanten anderer Lustgefühle und er schreibt den Menschen, in denen das Bewußtsein dieser Artunterschiede besonders stark und unverwischbar ist, einen höheren moralischen Charakter, eine höhere moralische Würde zu, als denen bei welchen dieses Bewußtsein schwach oder gar nicht vorhanden ist. Diese Berufung auf die moralische Würde aber ist ja eigentlich das, was die Gegner Benthams diesem gegenüber immer geltend gemacht haben und so konnte Mill glauben, daß er durch seine Umwandlung des Utilitarismus die Vorzüge der intuitionistischen Schule dem Utilitarismus zugänglich gemacht habe; denn nun ist es klar, daß die moralische Würde auch des unglücklichen ethischen Menschen einen höheren Zustand repräsentiert, als das grobe Glücksgefühl des untergeordneten, würdelosen Genußwesens. Deutlich ist es, aber ob dieser Vorteil nicht mit Preisgabe der wohldurchdachten Grundlagen des Benthamschen Systems errungen ist, könnte zweifelhaft erscheinen. Wiederum ist hier der Rahmen des Systems zu eng gewesen, um den Inhalt, den Mill ihm zumutet, zu fassen.

Dieselben Schwierigkeiten wiederholen sich, wenn Mill nun dazu übergeht, die Beziehungen des individuellen zum allgemeinen Wohl und die Motive (die Sanktionen) darzustellen, die uns veranlassen sollen, zu Gunsten der Allgemeinheit zu handeln oder auf augenblickliche Lustquanten zu verzichten. Bentham operiert, wie wir gesehen haben, hier mit starken äußeren Motiven. Scheu vor übler Nachrede, Vermeidung von Krankheit, Furcht vor Strafe, das sind nach ihm die

hauptsächlichen Gründe, die uns auf augenblickliche Lustquanten verzichten heißen. Auch hier ist Mill zweifellos die feiner organisierte Natur; er wünscht diese äußeren Motive zwar nicht für unwirksam zu erklären, aber daneben weist er auf die innere Sanktion hin, die für den moralisch qualitativ höher Stehenden immer die eigentlich entscheidende sein wird und die seinen moralischen Charakter ausmacht. Es ist wiederum die Berufung auf die Würde der moralischen Persönlichkeit, die als das höchste Gut weit über all die von Bentham ins Auge gefaßten mehr äußeren Vorteile hinaus, die Übereinstimmung mit sich selber, die Billigung des Gewissens ansieht, die sich scheut, irgend etwas zu tun, das mit dieser Stimme des Gewissens nicht in Einklang zu bringen ist. Es ist wahr, Mill weist darauf hin, daß das Gewissen eben ein utilitarisch reguliertes Gewissen sein soll. Er sucht es verständlich zu machen, daß das größte Glück der größten Anzahl oder, wie Mill es mit einem stärkeren Gefühlston nennt, das Wohl der Menschheit, den Leitstern des moralischen Menschen bilden soll; aber nun entsteht als letzte Frage, wie kann sich das ethische Individuum davon überzeugen, daß dies immer und unter allen Umständen der Fall ist, wie kann es namentlich zu jenen Handlungen des ethischen Enthusiasmus veranlaßt werden, der das eigene Leben in die Schanze schlägt für das Glück anderer, für das Wohl der Menschheit?

Bentham hatte für den ersten Teil dieser Frage einen verstandesmäßigen Beweis für die Tatsächlichkeit der Coincidenz des eigenen Wohls mit dem Wohl Aller ausgebildet. Für die ethische Berechtigung einer Handlung, die das eigene Leben der Gesamtheit opfert, fehlten ihm sowohl die Gründe, wie das Verständnis. Mill sah in beiden Punkten schärfer und weiter. Er war sich bewußt, daß der verstandesmäßige Nachweis dieser Coincidenz erhebliche Lücken und Mängel zeigt. Es gibt auch in der moralischen Welt so etwas wie das Falissement von Sparkassen, bei dem dann alle Einlagen verloren gehen, und andererseits zeigt sich gerade die Würde des ethischen Charakters in jenen Handlungen, für die der Benthamsche Utilitarier nur ein bedauerndes Achselzucken übrig haben kann. Auf verstandesmäßige Grundlage also läßt sich die Lehre der moralischen Beziehungen zwischen dem Einzelnen und der

Menschheit nicht aufbauen. Mill glaubt nun den Weg, auf dem das ethische Individuum zum Dienste der Menschheit verpflichtet werden kann, in einer andern Richtung gefunden zu haben. Durch seinen Vater in die Theorien der Assoziationspsychologie eingeführt, betrachtete er in charakteristischer Überschätzung die Regeln der Assoziation der Vorstellungen und Gefühle als erkenntnistheoretisch gleichwertig den höchsten und allgemeinsten Naturgesetzen. Er glaubte an die Möglichkeit, durch Herstellung fester psychischer Assoziationen ein psychisches Verhalten von derselben ausnahmslosen Notwendigkeit herstellen zu können, wie es die Vorgänger auf dem Gebiet der körperlichen Wirklichkeit zeigen. So kommt es für Mill gar nicht in erster Linie darauf an, eine Demonstration für das Zusammenfallen des eigenen Wohls mit dem Aller zu geben, obwohl er auch Beweisgänge dieser Art gelegentlich nicht verschmäht, sondern die Hauptsache bleibt, mit den Vorstellungen des Wohls und des Fortschritts der Menschheit, der moralischen Vornehmheit und Würde, so starke gefühlsmäßige Bejahungen zu verbinden, daß ein gegenteiliges Verhalten dem Handelnden sein eigenes Leben wertlos, gemein, als eine Qual erscheinen läßt und während er einen begeisterten Ausblick der Zukunft des Menschengeschlechts widmet, welche durch die Taten ihrer Helden in die Lage kommen wird, nicht mehr die Hekatomben an edeln Menschenleben zu brauchen, die jetzt noch zur Erringung dieses Fortschrittes notwendig sind, stimmt er ein begeistertes Loblied an auf die Männer, die einst und jetzt durch die Hingabe ihres eigenen Wohls, um ihrer eigenen sittlichen Würde willen, diese Zukunft heraufführen.

Daß solche Seiten, die sogar gelegentlich das trockene Raisonnement der Logik unterbrechen, Mill als einen in höchstem Grade achtens- und liebenswerten Menschen erscheinen lassen, ist nicht zu leugnen, aber ich bezweifle, ob sie rein logisch genommen auf dem Boden des Utilitarismus Existenzberechtigung haben. Vielleicht könnte Bentham mit einigem Recht geltend machen, daß, wenn tatsächlich die Coincidenz des privaten und allgemeinen Wohls nicht zu erweisen ist, die Herbeiführung so starker Assoziationen ein Verbrechen am Seelenleben des menschlichen Versuchstieres genannt werden kann, und daß es die Aufgabe jedes vernünftigen Lehrers und

Erziehers sein muß, solche chimärischen und unwahren Assoziationen eher zu zersetzen und sie in ihrer Unzulänglichkeit nachzuweisen, als sie zur Grundlage des moralischen Handelns zu machen.

Noch nach seinem Tode bereitete die Herausgabe der Aufsätze über Religion denjenigen Anhängern J. St. Mills eine peinliche Überraschung, welche des guten Glaubens lebten, in ihm den Vollender des Utilitarismus und Positivismus sehen zu können. Es fehlte sogar nicht an Stimmen, welche die Authentizität dieser Aufsätze bezweifelten, und doch zeigen sie nichts anderes als ein stärkeres Anschwellen der Motive, die wir in der ganzen philosophischen Arbeit Mills am Werk gesehen haben und die sich nun zu ergreifenden Akkorden vereinigen. Die kühle Skepsis, mit der sowohl Hume wie Bentham aller Erkenntnis des Transzendenten, aller religiösen Sanktion unseres sittlichen Handelns gegenübergestanden haben, ist hier der Einsicht gewichen, daß das eigentliche Ziel des menschlichen Denkens, wie des menschlichen Handelns im Transcendenten liegt und nur hier gefunden werden kann. An Stelle des fröhlichen Wirklichkeitsbewußtseins und des unverwüstlichen Optimismus, welche die Unterlage alles Utilitarismus von jeher gebildet haben und bilden müssen, tritt eine tiefe Einsicht von dem Leid der Welt, ja noch mehr von der Notwendigkeit des Leidens, das erst den wahren Menschen zu bilden und zu schmieden vermag. Die Weltbejahung weicht einem tiefen und schmerzlichen Erlösungsbedürfnis, und gerade die mystischen Seiten der Religion werden nicht mehr fortphilosophiert und nicht mehr als Schwärmereien verlacht, sondern als ihr eigentlicher Kern, ihre Essenz gepriesen. Der englische Utilitarismus erlebte mit diesen »paroles d'outre tombe« eine ähnliche Überraschung wie der deutsche Rationalismus mit Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", aber in beiden Fällen lag die Schuld nicht an dem Buch, sondern an den Lesern, an die es sich wandte. Das ganze Leben Mills war ein mannhafter Kampf gewesen seine reiche und eigenartige Individualität in das Prokrustusbett eines zu engen Systems zu zwingen; seine Schrift über die Religion bedeutet den Verzicht auf diese langen und doch in letzter Instanz zur Erfolglosigkeit verurteilten Versuche.

III. Carlyle.

Gleichzeitig mit J. St. Mill, aber auf sehr verschiedenen Wegen, hat ein Schotte, Thomas Carlyle, in heißem Ringen darnach gestrebt, die Welt und die Stellung des Menschen in der Welt zu verstehen. Unsere Aufgabe wird hier eine andere sein, als sie es in dem vorigen Vortrag war. Dort handelte es sich wesentlich darum zu zeigen, wie sich in den festen Formen überlieferten Denkens Impulse regten, die weit über das hinausgingen, was diese Formen zu fassen vermochten. Hier treten uns eigentlich nur diese Impulse entgegen, die Form aber, den systematischen Zusammenschluß, hat ihnen Carlyle niemals gegeben, wir werden ihn zum Teil selber suchen müssen. Dieser Notwendigkeit des Suchens, die Carlyle seinen Lesern nicht erspart, verdankt er zum Teil die große Anziehungskraft, die er immer wieder auf moderne Menschen ausübt. Denn in uns lebt ein instinktives Mißtrauen gegen alles Fertige, in Paragraphen reinlich Abgeteilte, das nur ein einfaches „Ja, so ist es" zuläßt. Wie wir uns selber als Suchende und Strebende fühlen, so folgen wir am liebsten einem suchenden und strebenden Geist, auf dessen Wege uns Überraschungen und vielleicht auch Enttäuschungen — die ja schließlich nur Überraschungen mit negativem Vorzeichen sind — erwarten. Es ist die unbestechliche Wahrheitsliebe, die Carlyle über die Schranken des engen calvinistischen Weltbildes, das der heimatliche Mutterboden seines Volkes und seiner Familie ihm bereitet hatte, in die uferlosen Untersuchungen der modernen Wissenschaft und Philosophie hinaustrieb. Es war ihm unmöglich, sich mit irgend einem der bequemen Kompromisse zwischen Glauben und Wissen zu begnügen, es war ihm ebenso unmöglich, die Ergebnisse der modernen Naturwissenschaft rein faktisch in sich aufzunehmen, ohne sich zu fragen, was die letzten Konsequenzen sein müßten, wie die Welt aussehen müsse, wenn man sie gemäß diesen Ergebnissen betrachten wolle. Die damalige englische Philosophie konnte ihm hierauf eine Antwort nicht geben, um so deutlicher fand er diese Antwort in den Schriften der französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts, und namentlich war es die Überzeugung von der in Zeit und Raum unab-

änderlich und mitleidslos sich vollziehenden mechanischen Kausalität, die auf sein durch die Gedankengänge des Calvinismus dafür vorbereitetes Denken den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck machten. Den Verzweiflungskampf der Seele, die sich in diese große Todesmühle des Weltgeschehens hineinverflochten sieht, die ihr ganzes inneres Leben, alle die Kräfte, deren sie sich früher bewußt war, nun zu Ideenbündeln und Kraftübertragungen herabgesetzt sieht, hat Carlyle in ergreifender Weise in dem Kapitel „Das Ewige Nein" seines Romans Sartor Resartus geschildert. Aber in den beiden folgenden Kapiteln „Mittelpunkt der Gleichgültigkeit" und „das Ewige Ja" ist uns auch die Geschichte seines Aufstiegs aus diesem Inferno mit im wesentlichen autobiographischer Treue erzählt worden. Wir wissen, daß es das Werk eines bestimmten Tages und einer bestimmten Stunde war, das Carlyle aus diesem Hause der Knechtschaft herausführte, daß er in sich selber, in der eigenen Seele den Punkt fand, der für eine mechanische Weltanschauung immer unauflöslich und unerklärlich bleiben muß, daß es ihm deutlich wurde, wie selbst unter Voraussetzung der Wahrheit eines allgemeinen Mechanismus, es der Seele nicht zieme, in winselnder Angst, in stummer Verzweiflung sich von diesem stumpfen Mechanismus zu Tode mahlen zu lassen, sondern sie vermag sich gegen dieses ihr Schicksal zu empören und in dem Akt dieser Empörung, in der feurigen Entrüstung gegen dies sinnlose Schicksal findet sie ihr eigenes Leben, ihre eigene Selbständigkeit wieder.

Damit war der Ansatzpunkt eines neuen Verhältnisses zur Welt gewonnen, er war eben da gefunden worden, wo ihn die großen Meister philosophischer Meditation, Augustin und Descartes, gefunden hatten, im eigenen Innern, im Subjekt, nicht im Objekt. Es ist nicht richtig, wenn man versucht hat, die deutsche Philosophie und Dichtung als die Ursachen darzustellen, welche dies Erlebnis Carlyles herbeiführten. So groß auch der Einfluß der Deutschen beim Aufbau des neuen Weltbildes gewesen ist, den Grund- und Eckstein konnten sie deshalb nicht geben, weil er überhaupt nicht gegeben werden kann, der will gesucht und gefunden sein in eigener heißer Arbeit, in Not und Verzweiflung, und alles dies,

bis an die Grenze des Selbstmordes heran, hat Carlyle durchgelebt und in sich durchgekämpft.

Aber als ihm nun die Augen geöffnet waren, da sah er allerdings mit frohem Staunen, daß er nicht allein, als einsamer Pilger „den Sumpf der Kümmernis" durchwandle in steter Gefahr von dem „Riesen Verzweiflung" ergriffen zu werden. Er sah in der deutschen Philosophie und Dichtung die Mittel, zu einer neuen positiven Weltanschauung zu gelangen und mit frommer Rührung erkannte er bei Goethe die Spuren derselben Kämpfe, die ihm selber das Leben verdüstert und verwirrt hatten, aber auch die strahlenden Zeugen errungenen Sieges und heiterer Ruhe.

Weit hinter dem Einfluß Goethes zurück, tritt der Kants. Selbst die Grundüberzeugung von der Idealität von Raum und Zeit, die Carlyle durch die Vermittlung Novalis erhalten hatte, ist weit davon entfernt den eigentlichen Sinn der Lehre Kants wiederzugeben. Nicht nur zu Erscheinungen werden Carlyle die Dinge in Zeit und Raum, sondern sie erhalten bei ihm wie bei Schopenhauer die gefährliche Tendenz, sich in Schein zu verflüchtigen, aber jedenfalls ist der Bann, den die mechanische Weltauffassung früher der Seele aufzulegen versucht hatte, für immer gebrochen, ja sie selber, die mechanische Naturwissenschaft, tritt nun in den Dienst des Ich und bekommt ihre Stelle in dem neuen Weltbild.

In nächster Anlehnung an den magischen Idealismus Novalis wird diese Funktion unseres Wissens entworfen. Diese Welt ist nicht ein Ding an sich, sondern sie ist die Erscheinung, das Symbol einer dahinterliegenden letzten Wirklichkeit und dieses Symbol zu deuten in niemals ganz entsprechender, aber der Wahrheit sich immer mehr und mehr annähernder Weise ist die Aufgabe aller menschlichen Wissenschaft, aller Kunst, aller Dichtung, aller Religion. So sind denn auch die Männer der Wissenschaft Seher, auch sie erfassen die geheimnisvollen Bezüge zwischen den Erscheinungen, auch sie stellen in ihren mathematischen Formeln einen Teil der Sprache dar, durch die Gott zu uns redet und daher gibt die Wissenschaft uns zwar nicht die volle und einzige Wahrheit, die sie zu geben behauptet, wohl aber einen unentbehrlichen Teil dieser Wahrheit. Carlyle ist niemals ein Verächter der Naturwissenschaft

gewesen, wie man das häufig behaupten hört, das hätte ihm, den Newtons Prinzipien bis zum hellen Morgen nicht einschlafen ließen, übel angestanden, aber die Fata morgana eines Weltbildes, zu dem allein die mechanische Naturwissenschaft die Bestandteile zu liefern hätte, dies Trugbild war ihm in der Tat für immer zerflattert, nicht wie graue Spinnweben hatte er, wie einst Goethe, lachend diese Gespinste von sich abgestreift, aber er hatte sie, wie einst Simson seine Ketten, mit voller Anstrengung seiner Kräfte zersprengt.

Wie für Goethe und Novalis, so ist auch für Carlyle der Symbolbegriff im Zentrum seiner Weltanschauung; ihn verstehen heißt, die ganze Struktur seines Denkens verstehen. So ist er auch der Ariadnefaden, der uns durch die krausen Gedankengänge des Sartor Resartus, dieses Jean Paulschen Romans in englischer Sprache hindurchführt. Wenn die gesamte Wirklichkeit nichts anderes ist als der Gottheit lebendiges Kleid, wenn die menschliche Gestalt das Symbol der Seele ist, wenn alles Wirkliche Gleichnis und Deutung ist, so wird der Gedanke nicht abzuweisen sein, daß auch die Kleider, daß auch alle menschlichen Institutionen Lebenssymbole sind, in denen sich mehr oder minder vollkommen und zureichend das innere Wesen derer, die sie tragen und bilden, ausdrückt und offenbart. Dann ist aber auch das ganze menschliche Leben das Symbol des inneren Seins und so ists denn erklärlich, weshalb mit der Kleiderphilosophie, die der Sartor Resartus bringen will, die Biographie ihres angeblichen Schöpfers Diogenes Teufelsdröckh, der an der Universität Weißnichtwo Professor der Dinge im allgemeinen ist, auf das innigste verschlungen wird. Denn nur, wenn wir sein Leben verstehen, verstehen wir die fragwürdigen und seltsamen Formulierungen seiner Kleiderphilosophie, die ihren englischen Übersetzer, als welcher Carlyle hier auftritt, anfangs in Wahnsinn zu treiben drohte. Haben wir aber diesen festen Punkt gewonnen, dann sehen wir, daß in diesem Wahnsinn nicht nur Methode steckt, sondern daß es tiefe Weisheit ist, die Lebenserfahrung eines Mannes, der nicht nur vieler Menschen Städte gesehen und ihren Sinn erkundet hat, sondern der vor allem durch das Labyrinth der eigenen Seele gewandert und den darin hausenden Minotaurus bekämpft hat.

Sehen wir uns einmal das Getriebe der Menschen in der Gegenwart und in der vergangenen Gegenwart, die wir Geschichte nennen, an. Was wissen wir eigentlich davon? Wenn wir dem Professor glauben können, nichts weiter als daß bei bestimmten Gelegenheiten bestimmte Stücke Zeug in bestimmter Weise zugeschnitten getragen worden sind. Was wäre ein Bischof ohne seine Schürze? Wie könnten wir wohl einem Menschen Achtung zollen, wenn er nicht durch eine ganz bestimmte Art und Weise, farbiges Tuch über seinen Leib zu ziehen, uns deutlich machte, daß er dieser und kein anderer ist? Denken wir uns einen feierlichen Empfang bei Hofe und nehmen wir an, daß mit einem Zauberschlage sämtliche Kleider verschwänden, so würden die bedauerlichsten Konsequenzen entstehen. Niemand würde mehr wissen, wer Minister, Lakai, Gesandter, ja selbst der König wäre. Wir hätten die Symbole nicht mehr, an denen wir die Wirklichkeiten erkennten. Ein Mann im roten Rock (der Amtstracht der englischen Richter) sagt zu einem Mann im blauen Rock: nächsten Dienstag wirst du gehängt werden. Der Blaue erschrickt, aber es fällt ihm nicht ein, sich zu widersetzen und wie gesagt, so getan. Was ist hierbei das Ausschlaggebende? Offenbar nicht der Mann, denn hätte er keinen roten Talar angehabt und keine Perrücke auf seinem Haupt gehabt, so wäre es dem Blauen gar nicht eingefallen, sich willenlos in sein Schicksal zu fügen. Das Kleid ist es, das diese überraschende Wirkung erzielt hat und ebenso beginnt eine neue Epoche in der Geschichte immer dann, wenn die Menschen sich anders kleiden. Es wäre den Franzosen unmöglich geworden ihre Monarchie über den Haufen zu werfen, wenn sie eben nicht Sansculotten geworden wären, aber ebenso vergeblich ist der reine Sansculottismus Rousseaus, der Gedanke der Rückkehr zur Natur, denn ein jeder neue soziale Zustand wird eben auch wieder nach neuen Symbolen, d. h. nach einer neuen Art Kleiderstoffe zuzuschneiden verlangen und nicht eher befriedigt sein, bis er sich auf diese Weise einigermaßen adäquate Symbole geschaffen hat. So ist denn ein Gang durch die Geschichte sehr zu vergleichen mit einer kritischen Durchmusterung der Läden für alte Sachen in Monmouth Street, Symbole ohne Inhalt, Glaubwürdiges das un-

glaubwürdig geworden ist und doch mit Ehrfurcht zu betrachten als die Hüllen in denen einst warmes Leben pulsierte.

Wenn wir also vorbereitet nun mit dem Professor einen Blick auf unsere Zeit werfen, so bemerken wir hier zwei große und einander feindlich gegenüberstehende Lager. Das eine ist das der Stutzer oder der sogenannten feinen Gesellschaft. Ihnen ist die große Wahrheit aufgegangen, daß Kleider Leute machen, aber auch die fernere, die freilich erst später Keller formulieren sollte, daß Leute Kleider machen, so treiben sie denn einen Schneiderkultus. Ihr symbolisches Buch ist Bulwers Pelham und mit Hülfe ihrer unzähligen Lakaien und Symbolanbeter haben sie ein ausgedehntes System geselliger Formen und Symbole ausgebildet, in welchen ihr ganzes Leben aufgeht, es ist ein Scheinleben, weil es in dem Schein die Sache sieht, das Symbol mit dem Wesen verwechselt.

Ihnen gegenüber aber steht die trotzige Gemeinschaft der Arbeiter, die mit den Tatsachen des Lebens ringt und sich mit Verehrung unglaubwürdiger Symbole nicht mehr abspeisen lassen will. Mit Haß und Erbitterung sehen sie auf das Treiben der Andern, aller Schneiderkult, alles Lakaientum ist ihnen verächtlich, immer mehr von der Mittelschicht, die weder dem einen, noch dem andern Lager angehört, wird in diese beiden Mahlströme hineingezwungen und wenn sie aufeinandertreffen, dann ist wieder einmal die Zeit erfüllt, dann stürzt sich ein Phönix in den Scheiterhaufen des Weltbrandes.

So sehen wir, wie diese krausen Ranken der Kleiderphilosophie stark genug sind, um eine ganze Metaphysik, Geschichtsphilosophie und Sozialphilosophie zu tragen und man hat mit Recht gesagt, daß alle systematischen Ausführungen aus den späteren Schriften Carlyles in nuce sich bereits im Sartor nachweisen lassen.

Das zeigt sich vor allem an der Geschichtsphilosophie Carlyles, die ihren systematischen Aufriß, durch die Gedanken Fichtes erhalten hat, während die leitenden Gesichtspunkte sich sämtlich schon im Sartor nachweisen lassen. Der Gegensatz der beiden Heerlager im Sartor bekommt hier eine systematische Formulierung, als Unterscheidung zwischen positiven und negativen Zeiten, oder Zeiten des Glaubens und Unglaubens. Aus der Mischung dieser beiden Gegensätze entsteht

ein fünfgliedriges Schema, wie bei Fichte, die Periode des Glaubens, die des beginnenden Zweifels, die des vollendeten Zweifels (analog dem Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit bei Fichte), die des beginnenden Aufstiegs zu einem neuen Glauben und die des vollendeten neuen Glaubens, wobei der Unterschied gegen Fichte namentlich darin zu suchen ist, daß dieser nur eine einmalige Entwicklung in diesem Sinn innerhalb der Menschengeschichte ansetzt, Carlyle dagegen geneigt ist, jedes Entstehen und jede Zersetzung einer historischen Kulturentwicklung unter diese Momente zu rücken.

An dem Anfang einer jeden menschlichen Kultur steht ein großes Individuum, ein Held. In irgend einer Weise hat er tiefer in die Natur der Tatsachen geblickt, als seine Zeitgenossen, in irgend einer Weise durch die Tat, die Predigt oder die Schrift kündet er ihnen, was er geschaut, zeigt ihnen neue, wenn auch schwierige Wege, wirbt sie sich zu Helfern und Mitarbeitern und läßt sie teilnehmen an der Fülle der Gesichte, die ihm geworden. Er tut dies nicht des eigenen Vorteils halber, wie er denn überhaupt nach Vorteil und Nachteil wenig zu fragen gewohnt ist. Carlyle hatte nur eine mäßige Bewunderung für die auch noch in unserer Zeit weitverbreitete Lehre, daß die Religionen von schlauen Priestern um ihres eigenen Vorteils willen erdacht worden seien, oder daß große Staatsmänner, um des persönlichen Vorteils willen sich zu ihren Ämtern zu drängen pflegen. Diesen Theorien hat Carlyle in seiner Schilderung Mohammeds und Oliver Cromwells, wunderbare psychologische Betrachtungen über das Wesen des Genius, entgegengesetzt, die einen Rückfall in die frühere Betrachtungsweise diesen Heroen gegenüber, wenn auch nicht unmöglich macht (dazu ist sie den Philisterseelen aller Zeit viel zu teuer) so doch wesentlich erschwert.

An diese Heroen schließt sich dann die Gemeinschaft der Heldenverehrer an. Wenn es das höchste ist, was ein Mensch erreichen kann, ein Held zu sein, so ist das zweithöchste die Fähigkeit der Heldenverehrung, das Gefühl unaussprechlichen Dankes für den, der mich die Geheimnisse des Lebens deuten lehrt, die Gabe den wirklichen Helden zu erkennen, wenn ich ihn treffe und sei er noch so fragwürdiger Gestalt, trete er selbst als ein wilder ungeschlachter und unmanierlicher Dr.

Johnson in den Kreis eines höchst raffinierten zivilisierten und im letzten Grunde doch nichtswürdigen Jahrhunderts. In solchen positiven Zeiten wird nun auffallend wenig von dem Glauben und der Weltauffassung gesprochen, gerade weil sie eben allen gemeinsam sind, weil sie das innerste Lebensprinzip dieser Gemeinschaft bilden. Nicht die Gesunden sprechen über ihre Gesundheit, sondern die Kranken. So findet es denn Carlyle durchaus erklärlich, daß Jocelyn de Brakelonde in seiner Chronik wenig über den heiligen Edmund, den Patron seines Klosters und über dessen Ansprüche, ein Heiliger zu sein, philosophiert, dagegen uns viel über die ökonomische Lage des Klosters mitzuteilen weiß. Diese Männer hatten eben einen authentischen Himmel über sich und eine authentische Hölle unter sich. Sie kannten ihre Stelle in dieser Welt und mußten über Mittel und Wege nachdenken, wie sie diese ihnen von Gott selber gestellte Aufgabe am besten erfüllen könnten. Es waren keine pittoresken Ritter und Mönche und Fräuleins auf weißen Zeltern, es waren Menschen, die wußten, daß sie eine Seele in sich hatten und die ihr Leben nicht als eine anmutige Maskerade, sondern als eine ernste Aufgabe auffaßten, die sie als treue Männer in der Gefolgschaft Christi zu lösen hatten.

Man hat Carlyle eine Hinneigung zum Mittelalter nachgesagt, mit Recht und mit Unrecht. Mit Recht: denn für ihn war die Phrase vom finstern Mittelalter das, was sie in Wirklichkeit ist, nämlich die Quintessenz des unhistorischen Geistes der Aufklärung; mit Unrecht: wenn man darunter irgend eine Tendenz versteht, mittelalterliche Zustände und Lebensformen der heutigen Zeit wieder aufzuzwingen. Davon ist Carlyle immer weit entfernt gewesen. Wir stehen dem Mittelalter gegenüber wie die Nachkommen dem heiligen Leichnam ihres Vorfahren, aber gerade dies Gefühl der Ehrfurcht sollte uns vor dem Versuche bewahren, diesen Leichnam zu galvanisieren, sodaß er ein erlogenes Leben zeigt und scheußlich wird für jedes wahrheitsliebende Auge.

Denn es wird nun Zeit eine andere Strömung zu verfolgen, die, erst fast unmerklich einsetzend, bald alles mit sich fortzureißen droht. Die Stellungnahme des Helden ergibt immer zugleich, wie wir gesehen haben, ein Weltbild und in

dies Weltbild geht die Summe des bisher Erfahrenen und Gedachten als das Material zu diesem Weltbild ein. Das Material aber kann niemals konstant bleiben; von Generation zu Generation, und sei es noch so allmählich, kommen neue Tatsachen, Erfahrungen, Theorien und es gilt, diese dem bestehenden System der Weltanschauung anzugliedern. Anfangs gelingt dies mühelos, die Verstandeserkenntnisse finden ihren Platz im Rahmen des Vernunftsystems, aber es kann kein Sohn genau das glauben, was sein Vater geglaubt hat, auch wenn er glaubt, so glauben zu können. Es drängt sich die Notwendigkeit auf, die Übereinstimmung zwischen Wissen und Glauben nicht mehr als selbstverständlich hinzunehmen, wie das in den positiven Zeiten der Fall war, sondern sie zu beweisen, sie plausibel zu machen. An Stelle der Predigt treten die scholastischen Systeme, an Stelle des Evangeliums das vernünftige Christentum, an Stelle der Nachfolge Christi ein unerträgliches Gerede über die Tugend.

Das traurigste ist, daß alle diese wohlgemeinte Arbeit vergeblich ist, denn nun hat sich die Masse des Tatsachenmaterials aus der Empirie so angehäuft, daß sie offenkundig den Rahmen des Systems sprengt. Es stehen Männer auf, nicht Helden, denn sie sind ohne konstruktive Kraft, ohne Einsicht in die Geheimnisse des Weltalls, aber sie haben die eine auszeichnende Fähigkeit, daß es ihnen unmöglich ist mit der Lüge zu leben und ihnen sind die alten Symbole zur Lüge geworden, die ihnen kein scholastischer Syllogismus annehmbar machen kann. Es sind dies die Helden mit negativem Vorzeichen, „die Formelfresser", deren Aufgabe es ist, nicht Neues zu schaffen, aber das überlebte Alte niederzureißen. Bewußt oder unbewußt tragen sie das Brennholz zusammen, in das sich der Phönix einer abgelebten Zeit stürzen soll.

Denn Hand in Hand mit diesem Unglaublichwerden der positiven Symbole geht eine Rückbildung der sozialen Organisation, die durch diese Symbole hervorgebracht und in letzter Linie gestützt worden war. Alle positiven Zeiten sind immer auch Epochen positiver Arbeit, Epochen einer Organisation der Gesellschaft gewesen, die als gerecht empfunden und bejaht wurde. Wir haben gesehen, wie die Klöster nicht nur religiöse Organisationen, sondern auch, und

gerade deshalb, weil sie dies waren, Organisationen der Arbeit waren und sein wollten. Und so diente die Geistlichkeit tatsächlich Gott, der Ritter verteidigte tatsächlich das Land seines Lehnsherren und hielt tatsächlich auf Gesetz und Ordnung innerhalb der Grenzen seines Lehns. Kein Amt, keine bevorrechtete soziale Stellung ohne harte Arbeit. Allmählich wird das anders; man glaubt, sich die Arbeit leichter machen zu können, man glaubt endlich die Vorteile des früheren Zustandes beibehalten zu können ohne irgendwelche Arbeit zu leisten; aus dem harten tapferen Landadel wird ein eleganter Hofadel, aus den frommen Geistlichen die aufgeklärten Abbés und damit entsteht nun der Gedanke der Ungerechtigkeit der sozialen Ordnung, damit die Überzeugung, daß ein Leben unter solchen Bedingungen nicht mehr möglich ist. Es ist nicht die materielle Not allein, die zur Revolution treibt; in gläubiger Zeit können die Menschen viel schwereres erdulden, aber ohne Gerechtigkeit vermag der Mensch nicht zu leben und er stürzt sich mit sinnloser Wut auf die Säbel und Bajonette derer, die in seinen Augen die Ungerechtigkeit verteidigen.

Es ist nun aber durchaus nicht Carlyles Ansicht, daß mit diesem Zusammenbruch einer unglaubwürdig gewordenen Organisation des Lebens ein Zustand vollständiger Atomisierung der Gesellschaft eintritt, in dem zwischen den einzelnen Menschen alle und jede Beziehung aufhörte; nur das, was in dem früheren System nicht mehr lebensfähig war, geht unter, aber weitaus das meiste ist ein ewiges und dauerndes Symbol der ewigen Wahrheit der Dinge und bleibt erhalten. Durch die Sprache, die Familie, durch tausend Beziehungen, die lebensfähig sind und bleiben, wird auch in den Zeiten des Zusammenbruchs der Zusammenhang der Menschheit gewahrt. Es muß wieder aufgebaut werden allerdings, aber die Fundamente, auf denen sich das neue Gebäude erhebt, sind die alten und haben ihre Tragfähigkeit bewahrt. Es war für Carlyle immer eine tröstliche und erhebende Tatsache, daß, während in Frankreich das alte Gefüge der Gesellschaft zusammenkrachte, in Deutschland Männer am Werk waren, Propheten und Seher einer künftigen Zeit, die die Grundzüge einer neuen Weltanschauung und Lebensgemeinschaft empfangen hatten und der Menschheit verkündeten.

So ist denn unsere Zeit seltsam gemischt aus der noch immer fortschreitenden Zersetzung des Früheren und den sich bildenden und immer deutlicher ans Tageslicht tretenden Ansätzen zum Neuen, zum Künftigen. Bei allem Pessimismus gegenüber den augenblicklichen Zuständen hat Carlyle diese frohe Hoffnung auf die Zukunft niemals aufgegeben, allerdings war er nicht der Ansicht, daß diese Zukunft sich mit mechanischer Notwendigkeit vollziehen würde, noch auch daß wir in gläubigem Vertrauen auf Gott die Hände in den Schoß legen und auf seine Werke warten dürften, sondern wir müssen Gott helfen die Dinge zu bessern und damit ist uns Arbeit genug gegeben.

Das wichtigste soziale Phänomen für Carlyle war die Umwandlung Englands in einen Industriestaat. Damit ist die formale Freiheit des früher sozial mannigfaltig gebundenen Standes der Handarbeiter erreicht worden. Der Leibeigene der früheren Zeit trug das Halsband seines Herrn, seine Bewegungsfreiheit war gleich Null; nicht nur seine Arbeit, sondern auch seine Person war das Eigentum seines Herrn. Aber durch die Forderungen des gemeinsamen Christenglaubens, durch die Macht der Gewohnheit und der Sitte war auch der Herr dem Leibeigenen gegenüber verpflichtet; ihm gebührte Schutz vor äußeren Feinden, Hilfe in Krankheit und Not, Pflege im Alter, ein, wenn auch bescheidener Platz am Herdfeuer in der Halle des Herrn. Nicht als Sache sondern als Mensch stand Gurth seinem Herrn Cedric gegenüber. Diese früheren Methoden, die Halsbandmethoden, wie Carlyle sie nennt, sind unglaubhaft geworden und dürfen nicht wiederkehren. Es fragt sich, ob die Zustände, wie sie augenblicklich sind, als haltbar und dauerhaft angesehen werden können. Die moderne soziale Gemeinschaft ist die Fabrik und hier zeigt sich zunächst die volle Freiheit, die im Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer an Stelle der früheren sozialen Gebundenheit getreten ist. Als Menschen sind beide aus diesem Verhältnis verschwunden, auf der einen Seite steht ein Quantum Arbeit, auf der andern ein bestimmter Wochenlohn. Es ist das Minimum der Beziehungen, das hier erreicht worden ist, aber damit ist es nun auch gegeben, daß der frühere Herr, der jetzige Arbeitgeber sich um nichts zu be-

kümmern braucht, was seinem Arbeiter, menschlich gesprochen, zustößt. Bei kommerziellen Stockungen, bei Krankheit, abnehmender Arbeitskraft gibt es keine Notwendigkeit, den freien Arbeiter als einen hilfsbedürftigen Bruder zu betrachten, es sind keine Seelen, es sind „Hände", mit denen es der Fabrikant zu tun hat und sind diese Hände untüchtig, so werden sie gegen andere ausgewechselt wie ein defekter Maschinenteil gegen einen neuen.

Kein Wunder, daß unter diesen Umständen sich etwas vollzieht, was in keinem früheren Kulturzustand gesehen worden ist, daß die Angehörigen kulturell niedriger stehender Rassen, wie Irländer, Neger, Gelbe, die der höheren Rasse verdrängen, weil die höhere Rasse eben noch anderes vom Leben will, als nur stumpfsinnige Arbeit und ein schmutziges Loch in dem man sich zur Nacht verkriecht. Kein Wunder, daß den Arbeitern selber diese Art, ihre Freiheit zu genießen, als eine recht fragwürdige Errungenschaft erscheint und daß sie verzweifelte Versuche machen durch das einzige, was sie haben, ihre Masse, einen anderen sozialen Zustand herbeizuführen, die Demokratie in dem sie den ausschlaggebenden Faktor abzugeben hoffen.

Carlyle kann diese Hoffnung auf die Segnungen der Demokratie nicht teilen. Viel zu deutlich war ihm der Unterschied zwischen Führer und Gefolgschaft, Befehl und Gehorsam geworden, als daß er auf das moderne Credo des Parlamentarismus, es könne Vernunft durch geschicktes Wackeln der Zungen und Abzählen der Stimmen entstehen, geteilt hätte. Der glänzende Redner, der geschickte Leitartikler waren nicht die Art Menschen, zu denen er mit unbedingter Verehrung aufblickte. Überall da wo wirkliche Arbeit geleistet wird, im Heer, auf der Flotte, im Fabrikbetriebe handelt es sich nicht um Bravo auf allen Seiten und erdrückende Majoritäten, sondern um strikten Befehl auf der einen und pünktlichen Gehorsam auf der andern Seite. So müssen wir denn also Umschau halten, wo diese künftigen Führer des Volkes zu suchen sind. Da bietet sich zunächst der moderne Stand der „Hauptleute der Industrie", der Fabrikanten. Sie sind mit der Natur der Dinge verbunden. Sie haben tatsächlich die Baumwollfaser geschmeidig gemacht, das Eisen zu Stahl gehärtet und sie haben Bataillone von Arbeitern zu diesem

siegreichen Zug gegen die Baumwolle und das Eisen organisiert, aber vorläufig sind diese Organisationen denen eines Räuberhauptmanns zu vergleichen oder einer Indianerhorde, die auf die Skalpjagd geht. Diese Skalps in Gestalt von Tausendpfundnoten sind etwas, aber sie sind nicht alles. Wieder müssen sich menschliche Beziehungen in Sitte und Recht begründet zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer einstellen, wieder muß jede Arbeitstätte ein Mittelpunkt menschlicher Beziehungen werden, wie es im Mittelalter jedes Kloster, jeder Gutshof, jede Handwerksstube war.

Hierher gehört Carlyles Kampf gegen das Dogma von der Unentrinnbarkeit der nationalökonomischen Gesetze. Nach diesen schien es dem damaligen Engländer in der Tat unmöglich, irgend etwas durchzusetzen, was den Gesetzen von Angebot und Nachfrage zuwiderlaufe und immer wieder macht Carlyle darauf aufmerksam, daß diese Gesetze für unseren Willen eben nur gelten, wenn wir wollen, daß sie für ihn gelten sollen, daß es Zeiten gegeben habe, in denen tatsächlich diese Gesetze nicht galten, und daß es hoffentlich wieder solche geben wird, worin sie nicht gelten werden. So schwach auch Carlyles erkenntnistheoretische Erwägungen über diesen wichtigen Punkt sind, die richtige Grundanschauung hat er zweifellos gehabt.

So muß uns denn auch nicht die trübselige Lehre Malthus' von der drohenden Übervölkerung der Erde über die tatsächlichen Verhältnisse täuschen. Zugegeben selbst, daß für den Augenblick in England eine solche Übervölkerung bestehen möge. Ist denn England die Welt? Hier wenn irgendwo hat die Regierung eine Aufgabe, die weit über die Nachtwächterpflichten herausgeht, die ihr die damalige politische Doktrin allein übrig lassen wollte. Wie früher die Sachsen, die Dänen, die Normannen ihre Schiffe an die englische Küste trieben und in diesen Schiffen ihnen selber unbewußt unendliche Möglichkeiten und Entwicklungen bargen, so sollen unter Schutz und Obhut der Regierung, unter der Führung des Adels, der jetzt zu einem faulen Sportleben verdammt worden ist, Kolonistenzüge in alle Teile der Welt entsendet werden, wo man von keinen Malthusschen Gefahren weiß, um dort das Land zu dem zu machen, was es nach dem Willen Gottes sein soll, zur Heimstätte arbeitender, sittlicher, erfolgreicher Menschen.

So hofft denn Carlyle einem neuen Tage entgegen, während er jetzt noch von allen Seiten her das unliebliche Gekreisch der Vögel der Finsternis um sich hört. Wir haben bereits das Wort der Propheten gehört, die Stimme des Rufers in der Nacht ist ausgegangen, wir haben keine Entschuldigung, wenn wir unsere Ohren verschließen. In diesem Entschluß, in die Heerschar Gottes einzutreten oder das Handgeld des Teufels anzunehmen, liegt die Entscheidung über Wert oder Unwert des Lebens: „Jahrtausende mußten dahin gehen, damit du geboren werden konntest und wieder Jahrtausende stehen in stummer Erwartung da, was du mit diesem deinem Leben anfangen wirst, da es nun einmal geworden ist."

Es ist kein philosophisches System, das uns in diesen zusammengeballten, sich drängenden und stoßenden Gedankenmassen entgegentritt und doch sind Carlyles Worte weit über England hinaus treibende Kräfte von ungeahnter Stärke und Mächtigkeit geworden. Vor allem aber haben wir Deutschen alle Ursache mit Verehrung und Liebe zu diesem seltsamen Schotten aufzublicken. Hat er doch uns selber erst aufmerksam gemacht, wie praktisch im Grunde die unpraktischen Gedanken des deutschen Idealismus sind. In ihnen sah er die Symbole einer neuen Zeit, ihre schweren Goldbarren prägte er in vollgültige Münzen aus und so laufen sie um und bringen unendlichen Segen, ermöglichen neue Arbeit, neue Zusammenhänge unter allen denen, die nunmehr ihren Wert zu erkennen vermögen.

IV. Darwin.

In den letzten Jahrzehnten von Carlyles Leben begann die Lehre Darwins ihren Siegeszug, auf dem sie seither nach Überwindung anfänglicher Hindernisse von Etappe zu Etappe mit ungeahnter Schnelligkeit weiter fortgeschritten ist. Es ist durchaus verständlich, daß Carlyle sich in diese neuen Gedankenwege nicht mehr hineinzufinden vermochte. Das Feld der Biologie, von dem die Lehre ausging, hatte er nie bearbeitet, seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse entstammten, wie wir gesehen haben, den Bereich der Mechanik, so stand er den Folgerungen, die teils von Darwin selber, teils von Männern

wie Carlyles treuem Freund Huxley aus den Lehrsätzen Darwins alsbald gezogen wurden, nicht gerade ablehnend, aber skeptisch gegenüber. Sehr mit Recht, denn gerade das Auftreten Darwins ist von der größten Bedeutung für die Entwicklung des philosophischen Denkens in England während des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben. Die vielversprechenden Ansätze für die Einbürgerung des deutschen Idealismus auf englischem Boden, die wir bei Carlyle betrachtet haben und denen Männer wie Hamilton, Greene und Sterling ihr Leben widmeten, sind durch die Hochflut der darwinistischen Bewegung überschwemmt und konnten zu einer gedeihlichen Entwicklung nicht gelangen. Erst in der neuesten Zeit versucht man diese früheren Ansätze weiter fortzubilden, — mit welchem Erfolg bleibe der Zukunft überlassen.

Daher aber rechtfertigt es sich auch, daß wir uns mit den Gedanken Darwins eingehend beschäftigen. Er selbst freilich hat nur gelegentlich Schritte auf das eigentlich philosophische Gebiet getan, er wollte durchaus Biologe, noch genauer gesprochen Zoologe sein. Es ist nun aber ganz unmöglich, die Geschichte der Philosophie des Mittelalters zu verstehen, ohne das Dogmengebäude der christlichen Kirche zu kennen, und ebenso ist die Kenntnis der Gedanken eines Galilei, Harwey und Newton für die Philosophie der Neuzeit unentbehrlich. Bis zu Kant scheint es so, als ob das philosophische Denken jeder Epoche sein wissenschaftliches Mädchen für alles braucht und wenn wir in jeder älteren Bibliothek die Reihen der Bücher über Ethik und Politik „auf newtonischer Grundlage" überblicken, wenn wir in den Gedichten Schillers sehen, wie er seine eigene Liebesleidenschaft als einen Spezialfall newtonischer Attraktion betrachtet, so würden wir über diese Expansionsfähigkeit einer Spezialdisziplin noch mehr erstaunen, wenn uns nicht die Erfahrungen des heutigen Tages noch wunderbareres sehen ließen.

Natürlich kann es uns hier nicht darauf ankommen, die Darwinsche Theorie in allen ihren Einzelheiten darzustellen, sondern ich möchte nur gewisse methodologisch interessante Eigentümlichkeiten hervorheben, die es uns begreiflich machen sollen, weshalb gerade in England diese Gedanken einen so überaus fruchtbaren und wohlvorbereiteten Boden fanden.

Betrachten wir zunächst die Art und Weise, wie sich die vordarwinsche Zoologie das Verhältnis der Art zum Einzelwesen, des Allgemeinen zum Individuellen dachte. Ihr waren die Arten ewige und unveränderliche Typen, die zwar durch Beobachtung der einzelnen Exemplare erkannt wurden, aber diesen Exemplaren gegenüber in begrifflicher Selbständigkeit verharrten. So wurden denn auch bei den Individuen wesentliche und unwesentliche Merkmale scharf voneinander unterschieden. Nur die wesentlichen Merkmale drangen in die Wissenschaft ein, nur sie konstituierten den wissenschaftlichen Inhalt des Artbegriffs und es war für die Erkenntnis des Individuums wie für die Struktur des Artbegriffs vollständig gleichgültig, welche „zufälligen" individuellen Merkmale sich noch außerdem bei den Individuen fanden. Damit war zu gleicher Zeit gegeben, daß auch der Begriff einer Entwicklung in diesem System auf sehr enge Grenzen beschränkt war, nur in dem Leben des einzelnen Individuums konnte von einer Entwicklung gesprochen werden, insofern der Lebensprozeß bestimmte Phasen durchlief, deren Endpunkte Geburt und Tod dieses Individuums bedeuteten. Von einem Fortschritt aber innerhalb der Gattung konnte nicht die Rede sein. Jede neue Generation wiederholte denselben Prozeß in derselben Weise und jede Generation bot genau dasselbe Schauspiel, wie alle vorangegangenen es geboten hatten. Eine Art konnte untergehen, aber sie konnte niemals in eine andre übergehen. Auch der Weg, die Entstehung einer neuen Art aus der Vermischung zweier andrer zu erklären, schien durch die Tatsachen und durch die Theorie in gleicher Weise ausgeschlossen; die Mischlinge selbst so nahestehender Arten wie Pferd und Esel sind meist unfruchtbar und so gewöhnte man sich daran, diese Mischbildungen als Naturspiele anzusehen, als individuelle Variationen ohne wissenschaftliche Bedeutung, deren sporadisches Vorkommen das feste Gefüge der Art- und Gattungsbegriffe nicht zu tangieren vermochte. Es ist immer das Betonen des Allgemeinen gegenüber dem Individuellen, das uns in der Denkweise der großen systembildenden Zoologie vor Darwin entgegentritt.

Gerade diese von der bisherigen Theorie als unwesentlich ausgeschalteten oder wenigstens aus dem Blickpunkt des

wissenschaftlichen Bewußtseins gerückten Erscheinungen fesselten nun Darwins Interesse. Auf der Entdeckungsreise des Beagle wurde er auf die Tatsache aufmerksam, daß in anderen Ländern unter anderen Bedingungen Tierformen bestehen, die offenbar wesensverwandt mit gewissen heimischen Arten, doch so auffallende Abweichungen an gewissen Organen oder Lebensgewohnheiten zeigen, daß es zweifelhaft werden konnte, ob es sich hier nicht um neue Arten handle. Ebenso waren es die Versuche der Tierzüchter, welche seine Aufmerksamkeit im hohen Grade erregten. Nachweislich sind die unendliche Mannigfaltigkeit der heutigen Taubenrassen ohne Ausnahme Abkömmlinge der noch heute existierenden Felstaube, aber wenn wir dies nicht wüßten, so würden wir zweifellos sie in verschiedene Arten und Gattungstypen einzuteilen haben und nicht von Varietäten sprechen können. Besonders aber redete die Paläontologie hier eine zu deutliche Sprache, als daß sie sich überhören ließe. So unvollkommen auch unsere Kenntnis auf diesem Gebiet sein muß, so viele unschätzbare Akten uns entweder nicht zugänglich sind oder durch die Ungunst der Zeit verloren gegangen sein mögen, so können wir doch die Entwicklung mancher Lebewesen durch die Jahrtausende verfolgen und nachweisen, daß bei aller Verschiedenheit des Anfangs- und Endpunktes sie doch durch eine lange Reihe von mitunter fast unmerklichen, fein unterschiedenen Zwischengliedern miteinander auf das engste verbunden sind.

Vergegenwärtigen wir uns, was durch die Geltendmachung dieser Gesichtspunkte erreicht worden war: das Dogma früherer Zeit, nur die Menschheit hat eine Geschichte, jede Tiergattung ist heute genau das, was sie zu Anbeginn war, ist hinfällig geworden, aber nicht in dem Sinne, daß den Menschen die Geschichte abgesprochen, sondern in dem, daß sie den Tieren zugesprochen wird. Wir können und müssen jetzt auch von einer Geschichte der Tiergesellschaften reden. Wenn wir sehen, wie ein Staat von roten Ameisen einen Bau der schwarzen Ameisen ausraubt und aus ihren Puppen sich Sklaven erzieht, so ist es prinzipiell derselbe Vorgang, den wir auf so vielen betrübenden Blättern der menschlichen Geschichte eingetragen finden, und wenn wir ferner beobachten können, wie die Amazonen-Ameisen sich ohne Hilfe

ihrer Sklaven gar nicht mehr ernähren können, weil ihre Freßorgane sich ganz zu furchtbaren Waffen umgestaltet haben, so steigt das Bild der Spartaner und Heloten vor unserem geistigen Auge auf. Aber darauf beschränkt sich diese neue Ansicht nicht. Von den Gesellschaften müssen wir notwendigerweise zu den Individuen kommen. Gerade in den Eigenschaften, die man früher als unwesentlich zur Seite schieben zu können meinte, kann der Anfang zu einer bedeutungsvollen Entwicklung liegen. Jedes Individuum ist unendlich unterschieden von jedem andren derselben Gattung und jeder dieser individuellen Unterschiede kann seinen Besitzer zum Stammvater einer neuen Art machen. Die individuelle Behandlung, die als feinste Blüte des Humanitätsgedankens, unsere Zeit für jedes Wesen fordert, das Menschenantlitz trägt, sie wird durch den Darwinismus prinzipielle Forderung, welche die Wissenschaft für die Erkenntnis jedes Lebewesens stellen muß.

Ich habe in den vorigen Sätzen von dem Unterschied zwischen Naturwissenschaft und Geschichte immer wie von einem selbstverständlichen gesprochen. Es kann nicht meine Aufgabe sein, die letzten erkenntnistheoretischen Probleme, die sich an die Frage der Berechtigung dieses Unterschiedes knüpfen, heute zu besprechen. Es muß genügen, hier auf die grundlegenden Untersuchungen Windelbands, Rickerts und Diltheys — um nur diese drei zu nennen — hinzuweisen. Aus den teilweise erbitterten Diskussionen, die „der Kampf um die Geschichte" entfesselt hat, schält sich immer deutlicher die Einsicht heraus, daß neben der Erkenntnis der allgemeinen, gesetzlichen Beziehungen, die wir als Naturgesetze bezeichnen und an deren fortgehender Vereinfachung die Naturwissenschaft unermüdlich arbeitet, die Erkenntnis des einzelnen und individuellen Geschehens, als die der Geschichte eigentümliche tritt. Während die Naturgesetze uns zeigen, was überall und zu jeder Zeit unter bestimmten Bedingungen geschehen muß, läßt uns die Geschichte einsehen, was nur hier und zu dieser bestimmten Zeit, von diesen bestimmten individuellen Ursachen geleistet und erreicht werden konnte. Zwischen Naturwissenschaft und Geschichte besteht also nicht in erster Linie ein Unterschied des Gegenstandes, sondern ganz wesentlich ein Unterschied des Erkenntniszweckes.

Was die Naturwissenschaft an Goethe interessiert ist das, was er mit allen Individuen seiner Art gemeinsam hat, was die Geschichte interessiert ist das, was ihn von allen übrigen Individuen unterscheidet.

Nach diesen allgemeinsten Gesichtspunkten erscheint nun wiederum die Betrachtungsweise Darwins als eine ganz überwiegend historisch orientierte. Immer wieder tritt bei ihm dies ganz individuelle einzelne Geschehen, das zuletzt auf die Beobachtung ganz individueller Merkmale an ganz bestimmten Individuen hingewiesen ist, in den Vordergrund und so würde sich vielleicht die instinktive Abneigung einiger naturwissenschaftlich denkender Männer der Wissenschaft gegen diese historischen Momente in Darwins Lehre am einfachsten erklären. Das bekannte witzige Wort Drieschs: „Die Ahnengallerien des Darwinismus sind genau so langweilig als alle Ahnengallerien überhaupt" bezeichnet klar und treffend den Punkt, wo das Interesse des Naturforschers an dem landläufigen Darwinismus aufhört. Aber es muß darauf hingewiesen werden, daß dies historische Element sehr tief in die Fundamente des Darwinismus hineingesenkt ist und erkenntnistheoretisch vielleicht seinen interessantesten Charakterzug bildet. Daß Darwin selber sich nicht als Historiker gefühlt hat, daß er im guten Glauben war rein naturwissenschaftlich zu arbeiten und zu denken, kommt hierfür nicht in Betracht. Von der erkenntnistheoretischen Diskussion, die sich nach seinem Tode und nicht zum geringsten unter dem Einfluß seiner Lehre über die Grenzen der Naturwissenschaft und der historischen Begriffsbildung erheben sollte, konnte er selbstverständlich keine Ahnung haben. Für uns aber würde es ein ähnlicher Fehler sein, wenn wir Darwins erkenntnistheoretischen Standpunkt beibehielten, wie er es für unsere Kartographen sein würde, wenn sie Amerika deshalb als Indien bezeichneten, weil Columbus glaubte auf seinem neuen Seeweg nach Indien gekommen zu sein. Der Dankbarkeit wird vollkommen genügt, wenn wir noch bis auf den heutigen Tag die Ureinwohner Amerikas als Indianer bezeichnen.

Nun gibt es doch aber allgemeine Gesichtspunkte, welche die Umwandlung einer in die andere Spezies, die Entwicklung undifferenzierter zu differenzierten Formen, das Unter-

gehen einer Reihe von Individuen, das Überleben der anderen, die Bedingungen, unter denen sich diese individuelle Variation erhält und zum artbildenden Merkmal wird, jene verschwindet — es gibt doch solche allgemeine Gesichtspunkte, die zuerst Darwin formuliert hat, und welche gerade den Darwinismus prinzipiell von allen früheren Entwicklungshypothesen unterscheiden. Sind nun diese nicht als Naturgesetze anzuerkennen und wird nicht trotz aller historischer Elemente durch sie der Darwinismus in letzter Linie doch wieder eine naturwissenschaftliche Lehre?

Man hat mit Recht die naturwissenschaftliche Betrachtung der Dinge die wertfreie genannt. Die Naturgesetze, die wir in der Mechanik, Physik und Chemie kennen lernen, enthalten nichts von dem, was wir als Beziehung auf irgendwelche Werte bezeichnen können. Sie sind einfache Gleichungen, bei denen die eine Seite genau so viel und genau so wenig Wert hat als die andre. Umgekehrt ist alle Geschichte, wie Rickert gezeigt hat, nur durch Wertbeziehung möglich, nur dadurch, daß wir gewisse Bestandteile der Wirklichkeit, als in Beziehung zu gewissen Werten stehend, betrachten, vermögen wir sie als Bestandteile einer historischen Reihe anzuordnen. Für den Protestanten, wie für den Katholiken müssen in der Darstellung der Religionsgeschichte Luther und Leo X. vorkommen, während sie in der Darstellung der Wirtschaftsgeschichte sehr zurücktreten werden. Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte die Gedanken Darwins, so sehen wir, daß sie vor allen Dingen eine wertfreie Struktur nicht zeigen; schon die Analogie in die Darwin in ganz bewußter Weise das Verfahren der Natur mit dem des menschlichen Züchters setzt, bringt seine Begriffsbildung in den engsten Zusammenhang mit Zweckgesichtspunkten. Immer wieder begegnen uns bei Darwin Redewendungen wie: „um eine möglichste Anpassung zu erreichen verfährt die Natur in folgender Weise". Das ist natürlich nicht als Anthropomorphismus zu denken und Darwin ist sich des Metaphorischen seines Ausdruckes wohl bewußt, aber es ist jedenfalls nicht bei ihm das Bestreben vorhanden die möglichst große Ausschließung der Zweckbeziehung zu erreichen, sondern im Gegenteil derselben den breitesten Spielraum zu gönnen. Und genau

dasselbe finden wir bei allen anderen Zentralbegriffen seines Systems: die Auslese des Passendsten, die geschlechtliche Zuchtwahl, die Vererbung vorteilhafter Eigenschaften, endlich der Kampf ums Dasein, in allen diesen Formeln stecken Beziehungen auf Werte und es ändert nichts daran, daß diese Werte so allgemein anerkannte sind, daß wir ihre Bejahung meist garnicht ausdrücklich vollziehen, sondern sie als selbstverständlich voraussetzen. Daß das Heilige ein objektiver Wert ist, darauf muß sich der moderne Kulturmensch gelegentlich recht mühsam besinnen; daß aber Leben wertvoller ist als Tod, Dasein wertvoller ist als Nichtsein, Angepaßtsein wertvoller als zweckwidrig, das ist so selbstverständlich, daß wir uns erst klar machen müssen, daß auch hier ein Wertsystem vorliegt, wenn es auch das des sogenannten gesunden Menschenverstandes ist. So wird es denn erklärlich, daß da tatsächlich die unendlich überwiegende Majorität aller Lebewesen danach strebt, unter möglichst günstigen Bedingungen fortzuleben, dies ihr Streben den Anschein eines naturgesetzlichen Geschehens erwecken kann und doch ist dies nicht der Fall. Es ist für ein Naturgesetz völlig unmöglich und gänzlich unschicklich, eine Ausnahme zu haben. Der Satz: keine Regel ohne Ausnahme, ist gerade deshalb richtig, weil er die Ausnahme hat, die wir als die Regeln des Naturgeschehens bezeichnen, denn diese dürfen eben keine Ausnahmen haben. Dagegen zeigen sich im Verhalten des Menschen und mindestens der höheren Tiere dauernd Ausnahmen gegen die vom Darwinismus aufgestellten Regeln, die sich nur durch künstliche und gezwungene Interpretation in das darwinistische Schema hineinpressen lassen.

Schon früher hatten wir ja Gelegenheit, den großen Einfluß zu konstatieren, den die Regeln der Nationalökonomie, die man fälschlich als Naturgesetze betrachtete, auf das Denken der englischen Philosophen ausübten. Einen wertvollen Fingerzeig für die Genesis der Darwinschen Gedanken bietet uns die Tatsache, daß Darwin durch die Abhandlungen von Malthus, die wir früher erwähnten, lebhaft angeregt wurde. Kein Wunder, es sind ganz verwandte Gedanken mit denen Darwins, die Malthus über das Verhältnis der Konsumenten zu den Konsumtionsmitteln äußert. Es brauchte nur noch die Frage hinzuzukommen, wie es denn nun die Natur mache,

daß trotz der schreckenerregenden Vermehrung der Konsumenten die Konsumtionsmittel ausreichen, und die Lehre vom Kampf ums Dasein und vom Überleben des Passendsten war fertig.

Nun wird es aber auch verständlich, warum gerade in der damaligen Zeit die Lehren Malthus und das so unendlich viel weitergehende System Darwins einen solchen Anklang finden mußten. Dem Griechen wäre es nicht eingefallen, das menschliche Leben und alles Leben überhaupt als einen Kampf ums Dasein aufzufassen. Das Dasein erschien ihm selbstverständlich, der Kampf, die Bemühung, der Agon bestand für ihn darin, das Leben zum schönen Leben zu entwickeln und daher finden wir auch bei den griechischen Philosophen, welche einen Kampf Aller gegen Alle im Naturzustand anerkennen, diesen natürlichen Kampf ums Dasein als aufgehoben und abgeschlossen mit der Einrichtung des Gesellschaftsvertrages, mit dem Staat und seinen Gesetzen. Gerade dadurch wird der Mensch zum Menschen, daß für ihn das natürliche Gesetz (nicht im modernen Sinne Naturgesetz) des Kampfs um Dasein eben nicht mehr gilt. Ebenso war zwar für gewisse Richtungen der christlichen Weltanschauung das Leben ein Kampf, aber nicht ein Kampf ums Dasein, sondern im Gegenteil ein Kampf um die Loslösung vom Dasein, um die Vorbereitung zum Jenseits, zum Nichtmehrdasein. Es ist ersichtlich, daß auf beiden Wegen, dem antiken und dem christlichen, zu der Lehre Darwins nicht zu gelangen war und zwar aus dem Grunde, weil die Werte, die Darwin als selbstverständlich voraussetzt, nicht in dem Grade im Vordergrunde standen, daß sie als Grundvoraussetzungen einer allgemeinen Theorie des Lebens sich hätten verwenden lassen.

Anders verhielt es sich in der modernen Zeit und am auffälligsten trat diese Veränderung in den Erscheinungen hervor, die England in seinem Übergang zum Industriestaate zeigte. Es entstand neben aller Zunahme des Nationalwohlstandes ein Massenelend, wie es schrecklicher noch nie gesehen worden war. Es entstanden bei den in den Industriezentren eng zusammengepferchten Menschenmillionen Erscheinungen, welche wie Illustrationen zu den düsteren Prophezeihungen Malthus angesehen werden konnten, in Wahrheit aber ihre Ursachen waren. Die auf das höchste gesteigerte Konkurrenz

brachte eine Intensität der Lebensführung hervor, die sich sehr wesentlich von dem früheren gemächlichen Pulsschlag des Lebens unterschied und wer hinter der höchstgespannten Leistung zurückblieb, über den ging das Rad der Entwicklung schonungslos und zermalmend hinweg. In immer weiteren Kreisen der englischen und bald auch kontinentalen Bevölkerung wird der Kampf ums Dasein wirklich gelebt und daher findet die Lehre, daß er das wirkliche Leben ist, immer mehr gläubige Ohren. Es war nun die geniale Tat Darwins, auf diese Werte, die sich im Leben der menschlichen Gemeinschaft immer mehr herausgebildet hatten, das gesamte Leben zu beziehen. Es stellte sich heraus, daß unendlich vieles, was sich bisher der Erkenntnis entzogen hatte, durch die Beziehung auf diese Wertbegriffe verständlich wurde und da für Darwin der Gedanke einer historischen Erkenntnis über das Gebiet menschlichen Geschehens hinaus nicht in Frage kam, so glaubte er in diesen Wertbeziehungen Naturgesetze vor sich zu haben.

Nun aber erfolgte mit Notwendigkeit ein weiterer Schritt: diese anscheinenden Naturgesetze mußten nun auch wieder rückwärts zur Erklärung des menschlichen Lebens und seiner Äußerungen verwendet werden und sie zogen nun mit dem ganzen Glanz und der Autorität von Naturgesetzen wieder auf den Boden ein, von dem sie tatsächlich ausgegangen waren. Damit schien eine einheitliche Theorie des gesamten Gebiets des Lebens gegeben und zwar wie selbstverständlich angenommen wurde, eine naturwissenschaftliche. Es hätte der Behauptung, daß Mensch und Affe sei es von einander, sei es von einer gemeinschaftlichen Urform abstammten, gar nicht bedurft, um die Forderung der Anwendung derselben Erklärungsprinzipien für Menschen und Tierreich zu begründen. Das Recht zu dieser Forderung lag garnicht auf dem historischen Nachweis irgend eines Stammbaumes, sondern in der methodologischen Tragweite der Grundprinzipien. Es bleibt uns nun noch übrig einige Versuche, die Darwin selber gemacht hat, die Erscheinungen des menschlichen Lebens in ihren Vorstufen auf dem Gebiete der Tierwelt nachzuweisen, uns in aller Kürze vor Augen zu führen.

Es waren vor allem die Erscheinungen des moralischen Lebens, die Darwins Aufmerksamkeit auf sich lenkten und

ebenso wie er auf dem Gebiet der körperlichen Organisation die Analogien zwischen dem Menschen und den höheren Tieren hervorzuheben liebte, ebenso wie er in der sinnreichsten Weise die Physiognomik des Menschen auf den Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den höheren Tieren zurückführt, so suchte er auch die Vorstufen des moralischen Handelns beim Menschen in der Tierwelt auf. Namentlich war es das uninteressierte altruistische Handeln, das seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Es ist dasselbe Problem, das wir bei Bentham und bei J. St. Mill im Vordergrunde des Interesses gefunden haben. Aber während Bentham die altruistische Handlung als Resultat eines verständigen Calculs legitimiert, während Mill sie durch starke Gefühlsassociationen hervorzurufen strebt, ist bei Darwin durch seine Theorie von der Vererbung erworbener Eigenschaften die Möglichkeit einer ungleich stabileren Verankerung gegeben und gerade der von ihm eingenommene Standpunkt sollte für die ganze moderne Ethik von der größten Bedeutung werden.

Darwin weist darauf hin, daß zweifellos die Vergesellschaftung von Individuen derselben Gattung für diese häufig einen Vorteil im Kampf ums Dasein bilden muß. Es müssen sich also hier solche Instinkte ausbilden, die sich nicht unmittelbar auf die Erhaltung des einzelnen Individuums, sondern auf die der Gesellschaft richten. Wir sehen nun auch wie bei fast allen sozial lebenden Tieren Handlungen der Selbstaufopferung im Kampfe gegen die Feinde, heroischer Mut in der Rettung gefährdeter Mitglieder der eigenen Truppe sich zeigen und wie diese Instinkte sich unter Umständen auch auf solche Wesen übertragen können, die einer anderen Art angehören. So rettete ein kleiner Affe seinen Wärter vor dem wütenden Angriff eines Pavians, „vor dem er zu gewöhnlichen Zeiten eine schreckliche Angst hatte".

Aber es ist gestattet dieselbe Betrachtung noch über den Kreis der sozial lebenden Tiere hinaus zu verfolgen und da tritt uns denn im Verhalten mancher Vögel ein fundamentaler Unterschied entgegen in den heftigen aber kurz andauernden Affekten, die das eigene Wohl bezwecken und den unter Umständen weniger starken, aber dafür länger wirksamen, die sich auf die Aufziehung der Brut richten. Sicher bedarf es der

Überwindung einer ganzen Reihe starker egoistischer Gefühle, um das brütende Weibchen auf dem Nest festzuhalten oder um die Wachtel zu ihren Täuschungsversuchen zu veranlassen mit denen sie den Feind von ihren Jungen abzieht. Aber ebenso sicher ist es, daß durch die Vererbung diese Verhaltungsweise gewissermaßen zum artbildenden Merkmale für diese Tiere geworden ist. Am instruktivsten aber wird der Fall, wenn zwei nach verschiedenen Richtungen wirkende Instinkte in Konflikt geraten. Eine Schwalbe, die noch spät im Jahre Junge ausgebrütet hat, wird vom Wandertrieb erfaßt. Wir sehen sie mehreremale davonfliegen, um dann unter dem Einfluß des Mutterinstinktes wieder zurückzukehren, bis endlich der für den Augenblick stärkere Wandertrieb sie davonführt und sie die Brut ihrem Schicksal überläßt. Nehmen wir nun an, die Schwalbe hätte nach der Erreichung ihres Zieles noch ein Gedächtnis für das Vorgefallene, so würden wir an ihr das Grundphänomen des Gewissens beobachten können, ihr fortwirkender, aber unbefriedigter mütterlicher Instinkt würde ihr quälend sein und sie würde nicht mehr verstehen, wie sie unter dem Einfluß des jetzt befriedigten Wandertriebes dazu habe kommen können ihre Jungen zu verlassen.

Wie es nun mit den Gewissensqualen der Schwalbe beschaffen sein mag, eins sehen wir sehr deutlich: Darwin ist durchaus geneigt, in dem Egoismus die Quelle für alle diejenigen Handlungen zu suchen, die wir als moralisch minderwertig oder böse bezeichnen; er ist ebenso geneigt, den Ursprung des guten Handelns im Altruismus zu sehen und er glaubt den Ursprung dieser altruistischen Handlung in Jahrtausende alten durch Vererbung stabil und selbstverständlich gewordenen Verhaltungsweisen schon der unvordenklichen Ahnherren des menschlichen Geschlechtes ansetzen zu dürfen. Damit war dem Benthamismus ein evolutionistischer Unterbau von imponierender Tragfähigkeit gegeben, immer wieder war von den Gegnern Benthams darauf hingewiesen worden, daß eine Berechnung sämtlicher Lust- und Unlustfolgen einer Handlung, wie sie Bentham fordert, unmöglich ist und daß gerade bei den Handlungen, die wir am liebsten als moralisch auszeichnen, eine solche Berechnung vollständig fehlt. Der gute Mensch berechnet nicht, ob seine Handlung für ihn Lust- oder Unlust-

folgen haben wird, er handelt so, wie er handeln muß und wie es seinem Gewissen gemäß ist und immer wieder wurden aus dieser Tatsache Schlüsse auf den supranaturalen Charakter des Gewissens gemacht. Darwin gibt die Berechtigung des Einwandes zu, aber er bestreitet die Folgerungen der Supranaturalisten. Für ihn ist das Gewissen ebenso ein in der Entwicklung entstandenes und ausgebildetes psychisches Mittel, um im Kampf ums Dasein zu überleben, wie die Hörner und Klauen, die Sinnesorgane und der Pelz auf physischem Gebiet sind. Es ist durchaus im Charakter Darwinschen Denkens, wenn Nietzsche seine ethischen Untersuchungen „Zur Genealogie der Moral" betitelt. Und auch hier sehen wir wiederum den Grundzug des englischen Denkens bei Darwin hervortreten. Immer wieder haben wir gesehen, wie die Frage, was ein Begriff ist oder was er bedeutet, sogleich in die andere umgeformt wird, wie er entstanden, wie er geworden ist. Wenn schon bei Locke die Erkenntnistheorie ganz bewußt den psychogenetischen Weg nimmt, wenn von da ab diese Methode als die eigentlich englische bezeichnet werden kann, so ist es nicht mehr erstaunlich, daß der Mann die stärksten Einflüsse auf die englische Philosophie des 19. Jahrhunderts ausüben mußte, dessen Denken an dem Problem der Entstehung der Arten orientiert war.

V. Herbert Spencer.

Wie Kopernikus zu Giordano Bruno so verhält sich Darwin zu Herbert Spencer. Es sind dieselben Prinzipien, dieselbe Grundanschauung, die sich bei Darwin findet und die sich dann bei Spencer zum System erweitert, ebenso wie Bruno die Prinzipien, welche Kopernikus für den engen Raum unseres Planetensystems angewandt hatte, zum schrankenlosen Weltbilde erweiterte. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die beherrschende Stellung, die das System der synthetischen Philosophie Spencers sich in England und weit über England hinaus errungen hat, im wesentlichen darauf beruht, daß er die Gedanken Darwins in das Gefüge des eigenen Denkens mit hinüber nahm. Er ist ebenso der Philosoph des Darwinismus, wie Descartes der Philosoph der Analysis, oder wie Bacon der der empirischen Naturwissenschaft.

Der Entwicklungsgedanke und zwar in der Form, wie ihn Darwin gedacht hatte, wird hier zum kosmischen Prinzip. Was sich als brauchbar und fruchtbar auf dem engen Gebiet der Zoologie erwiesen hatte, soll sich nun an den Problemen der Weltanschauung erproben und die synthetische Philosophie soll den Nachweis erbringen, daß der Entwicklungsgedanke die ihm aufgebürdete Last zu tragen vermag. Aber damit steigen nun eine ganze Reihe von Problemen auf, die in diesem Sinne für die engere Fassung, die Darwin seinem Prinzip gegeben hatte, nicht existierten. Es kann vor allem darnach gefragt werden, welchen Sinn überhaupt der Begriff der Entwicklung auf dem Gebiete des Unorganischen haben kann und schon hier fallen die Antworten Herbert Spencers nicht so eindeutig aus, wie man es wohl wünschen könnte. Wenn er z. B. darauf hinweist, daß erst durch die Entwicklung zu komplizierteren Gebilden das ursprünglich undifferenzierte durchaus im labilen Gleichgewicht befindliche zu fester Ordnung, zu größerer Geschlossenheit, zu längerem Bestand gelangt, so kann mit Recht gefragt werden, was denn die letzten materiellen Bestandteile alles Seienden überhaupt für ein Interesse daran haben können, in irgend eine Verbindung einzugehen. Da sie unzerstörbar sind, so brauchen sie nicht zu fürchten auch selbst beim labilsten Gleichgewicht jemals um ihre Existenz zu kommen und da sie alle ihre Verbindungen, in die sie eingehen, überdauern, so würden sie vielleicht klüger daran tun, überhaupt in ihrem starren Sein zu beharren und aller Verbindung, die ja doch in letzter Linie wieder eine Trennung bedeutet, prinzipiell zu entsagen. Es ist von vornherein einleuchtend, daß jeder Organismus darnach strebt, sich selber zu erhalten, es ist aber nicht in demselben Grade einleuchtend, wie dies Prinzip sich auch im Gebiet des Anorganischen als giltig erweisen soll.

Ebenso zweifelhaft ist nun der Übergang vom Anorganischen zum Organischen. Es ist nicht abzusehen, wie die allerdings vorhandene höhere Differenzierung, die sich auf dem Gebiet des Organischen zeigt, als ein Fortschritt in der Entwicklung, als ein Zustand höherer Selbstbehauptung sich betrachten lassen soll. Ich bin unzweifelhaft ein differenzierteres Wesen als jeder Bestandteil der anorganischen Natur und

doch währt mein Leben siebzig Jahre und wenn es hoch kommt achtzig Jahre, und was will das gegen das Alter bedeuten, welches der Stein zu Häupten meines Grabes erreicht hat und erreichen wird. Es hilft auch nichts, hier den Schritt vom Individuum zur Gattung zu machen, auch die Gattungen der Lebewesen kommen und verschwinden, während die anorganischen Verbindungen häufig eine viel längere Dauer aufzuweisen vermögen. Auf unserer Erde spielt sich das ganze Treiben organischer Lebewesen ab und sie hat lange bestanden, bevor organisches Leben auf ihr möglich war und wird weiterbestehen lange nachdem der letzte Lebenskeim auf ihr erloschen ist.

Gegen die von Spencer behauptete Tatsache, daß die komplizierteren Organismen gegenüber den weniger komplizierten eine größere Aussicht haben, sich oder ihre Art zu erhalten, lassen sich ebenfalls etliche negative Instanzen vorbringen. Wenden wir uns an die Paläontologie, so zeigt uns diese die überraschende Tatsache, daß eine ganze Reihe einfachster Lebewesen heute ebenso vorhanden sind, wie sie in früheren Erdperioden sich vorfanden, daß dagegen eine ganze Reihe hochentwickelter Organismen, wie die Dinosaurier und alle ihre zahlreichen Verwandten und Feinde, vom Schauplatz des Lebens abgetreten und verschwunden sind. Ob nicht vielleicht unter diesen Umständen der beste Rat, den man einer Art geben kann, um ihr lange Fortdauer zu sichern, der ist, sich ängstlich vor jeder Differenzierung zu hüten, erscheint mindestens zweifelhaft. Endlich hat Spencer eine Reihe von Tatsachen, welche zuerst Weißmann unter dem Namen des Rückschritts in der Natur zusammengefaßt hat, zwar gekannt, aber in ihrer prinzipiellen Tragweite nicht genügend berücksichtigt. So gibt es Organismen, die als Parasiten an den Kiemen der Fische leben und welche auf den ersten Blick eine höchst einfache Struktur zeigen, die im wesentlichen aus einem Maul und After verbindenden Darmkanal besteht. Die genauere Beobachtung läßt aber keinen Zweifel darüber, daß diese Parasiten von einstmals voll entwickelten Krebsen abstammen, die ihren Vorteil im Kampf ums Dasein eben nicht wie sie nach der Spencerschen Evolutionsformel hätten tun sollen, in einer immer zunehmenden Differenzierung, son-

dern in einer recht radikalen Entdifferenzierung gefunden haben. Sie deshalb hart anzulassen, sie verächtlich als Parasiten zu bezeichnen, dazu liegt gar kein Grund vor, denn wir können uns unmöglich zu Sittenrichtern über ihre Lebensführung aufwerfen; daß sie aber bei ihrer Art der Anpassung ihre Rechnung finden, zeigt unzweideutig eben die Tatsache ihres Daseins. Endlich geht es auch nicht an, über diese seltenen Ausnahmen zur Tagesordnung überzugehen. Wenn schon als rein biologisches Prinzip das Entwicklungsgesetz keine Ausnahmen haben durfte, so steht ihm dies, nachdem es zur Würde eines kosmischen Prinzips erhoben ist, womöglich noch weniger zu und gerade diese Ausweitung des Entwicklungsprinzips zum kosmischen Gesetz erschwert nun die Möglichkeit, aus ihm ein Prinzip unseres Handelns zu gewinnen, auf das äußerste.

Gerade wenn das Gesetz der Entwicklung ein allgemeines Naturgesetz ist, so ist nicht abzusehen, wie ich dazu aufgefordert werden kann, an dieser Entwicklung mitzuarbeiten, mich in ihren Dienst zu stellen. Ich kann aufgefordert werden, richtig zu denken, denn im Naturverlauf wird auch falsches Denken hervorgebracht. Ich kann aufgefordert werden, gut zu handeln, denn im Naturverlauf kommen auch böse Handlungen zustande, aber ich kann nicht aufgefordert werden, mich in den Dienst von Galileis Fallgesetz zu stellen, weil dieses sich mit oder ohne mein Wollen immer mit gleicher Notwendigkeit vollzieht. So ist auch der Aufforderung Herbert Spencers gegenüber die zweifelnde Frage möglich, wie ich es überhaupt anfangen kann, ein Naturgesetz zu realisieren, das sich doch, wenn es wirklich ein Naturgesetz ist, auch ohne mein Zutun realisieren müßte. Es hat einen guten Sinn einen Venusdurchgang beobachten zu wollen, nicht aber den Venusdurchgang zu wollen. Es ist genau dieselbe Schwierigkeit, in welche die Stoiker mit ihrer imperativischen Ethik gegenüber ihrer monistischen Physik gerieten.

Es ist schon häufig ausgesprochen worden, daß die eigentliche Leistung Herbert Spencers auf dem Gebiete der Soziologie und der darauf basierten Ethik liegt. Die Ursachen hierfür haben wir uns teilweise deutlich gemacht, sie liegen darin, daß mit der Soziologie der darwinistische Entwicklungs-

gedanke wieder auf sein eigenstes Gebiet zurückkehrt und hier frei von allen den erkenntnistheoretischen Erwägungen sich betätigen kann, die uns auf dem Gebiete der Naturphilosophie vor unlösbare Antinomien stellte. Es ist ein großartiges Bild der Entwickelung von den ersten Organismen an bis zur Kulturmenschheit, das sich hier vor uns entrollt und es verlohnt sich, die wesentlichen Etappen des hier geschilderten Entwicklungsganges uns zu vergegenwärtigen.

Wenn wir von den niedersten Lebewesen absehen und uns sogleich zu den Pflanzen wenden, so finden wir hier schon eine sehr weitgehende und bewunderungswürdige Differenzierung, die eine hochgesteigerte Anpassung der Pflanze an ihren Standort bedeutet, aber eben auch nur an ihren Standort. Diesem ist die Pflanze so zu sagen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Selbst ganz lokal plötzlichen Änderungen der bisherigen Bedingungen, unter denen sie Nahrung und Leben fand, ist sie nicht gewachsen und muß notwendigerweise eingehen. So bedeutet es denn einen ungeheuren Fortschritt, wenn bei dem Tier die Bewegungsfähigkeit dazu kommt. Das Tier ist vermöge des größeren Radius, den es beherrscht, ungleich geeigneter als die Pflanze, widrigen Verhältnissen Trotz zu bieten. Den Migrationen, welche die Pflanze nur durch Ausstreuen ihres Samens, also nur als Art nicht als Individuum zu unternehmen vermag, stehen die Wanderungen der Tiere gegenüber, die bei den Landtieren durch das Wasser, bei den Seetieren durch das Land gehemmt, bei den Vögeln prinzipiell keine Grenzen mehr anerkennen. Gleichzeitig sehen wir auch hier das Prinzip der Differenzierung sich im vollsten Maße betätigen. Durch die Ausbildung der Sinnesorgane gelangen immer verwickeltere Reize zum Bewußtsein und werden in immer mehr differenzierter Weise, durch Wollungen, Strebungen, Bewegungen beantwortet. Vergleichen wir die Art, in der niedere Lebewesen eintönig genug auf Reize aus der Außenwelt zu reagieren genötigt sind, mit der unglaublich differenzierten Art in der die höheren Tiere auf dieselbe Außenwelt reagieren, so sehen wir in wie viel höherem Grade diese im Gleichgewicht mit ihrer Umgebung sich befinden oder im Stande sind, das etwa gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen.

Endlich beim Menschen kommt nun ein weiterer bedeutungsvoller Zug in das Gemälde der Entwicklung dadurch hinein, daß er im Stande ist sich nicht nur den veränderten Bedingungen anzupassen — das können in gewissem Sinne auch die Pflanzen — auch nicht nur günstige Bedingungen aufzusuchen, welches wir im wesentlichen als einen Vorzug des Tieres erkannt haben, sondern hier tritt die Möglichkeit ein, sich diese günstigen Bedingungen, auch wo sie nicht vorhanden sind, zu schaffen. Das Wesen des Menschen ist Kulturarbeit, auch hier finden wir selbstverständlich schon Vorstufen im Bereich der Tierwelt, der Nesterbau der Vögel, die Straßen und Bauten der Termiten und Ameisen, die Dämme der Biber sind analoge Erscheinungen zu der Bezwingung der Umwelt, welche der Zweck der Arbeit des Menschen ist. Aber quantitativ und qualitativ bedeuten diese Erscheinungen der Tierwelt wenig gegenüber den riesenhaften Plänen und Arbeiten der Kulturmenschheit.

Fragen wir nach den Mitteln, wodurch diese Unterwerfung der Umwelt möglich wird, so finden wir sie in zwei Erscheinungen, der bei dem Menschen im Vergleich zum Tier hoch entwickelten Soziabilität und der Entwicklung des dem Menschen eigentümlichen technischen Werkzeugs. Der Mensch ist ein soziales technisches Tier.

Verfolgen wir nun die Hauptetappen, die den Menschen vom Mitglied einer primitiven Gesellschaft zum entwickelten Kulturmenschen geführt haben. Es ist ein weiter Weg und mitunter scheint es so, als ob zwischen dem niedrigststehenden Menschen und dem höchststehenden Tiere eine geringere Differenz besteht, als zwischen ihm und dem Kulturmenschen. Und doch finden wir hier die verbindenden Zwischenglieder in einer solchen Vollständigkeit vorhanden, daß die Ethnographie und Soziologie für die Entwicklung einer jeden moralischen Überzeugung, zeremoniellen Gebrauchs, religiösen Glaubens, gesellschaftlichen Einrichtung, eine lückenlose Kette immer höherer Entwicklungen aufzeigen kann. Gerade auf diesem Gebiet hat Herbert Spencer nicht nur durch Zusammentragen massenhaften Materials, sondern auch durch geschickte und glückliche Gruppierung dieser Tatsachen der Wissenschaft einen Dienst erwiesen, der kaum hoch genug anzuschlagen ist.

Freilich ist gegen einen seiner Hauptgesichtspunkte, daß die Differenzierung auch auf menschlichem Gebiet ein sicheres Zeichen höherer Kultur ist und der differenziertere Mensch sich gegenüber dem minder differenzierten im Vorteil befindet, mindestens eine Einschränkung am Platz. Der Satz Herbert Spencers scheint richtig zu sein, wenn wir zwei menschliche Gesellschaften einander gegenüber stellen, bedenklich dagegen, wenn wir die Individuen miteinander konfrontieren. Zweifellos ist eine kulturell hoch stehende menschliche Gemeinschaft sehr viel differenzierter, als eine auf einer niedrigeren Stufe der Kultur verharrende, aber sie ist es nicht deshalb, weil ihre einzelnen Mitglieder differenzierter geworden sind, sondern gerade das Gegenteil scheint der Fall zu sein. Erwägt man daß der göttliche Dulder Odysseus Seefahrer, Feldherr, König, Redner, Ackerbauer und Tischler in einer Person war und vergleicht man damit den modernen Fabrikarbeiter, der nur auf den fünfzigsten Teil eines bestimmten Fabrikationsprozesses eingeübt ist, oder den modernen Gelehrten, dessen Spezialfach die griechische Metrik innerhalb der klassischen Periode ist, so scheint es schwer, sie gegenüber dem Liebling der Athene als differenziertere Wesen zu betrachten. Aber wie gesagt, die differenziertere Leistung unserer sozialen Gemeinschaft als solcher bleibt von dieser Korrektur unberührt, dem Maximum der Spezialisierung des Individuums scheint immer auch ein Maximum der Differenzierung des sozialen Körpers zu entsprechen.

Es ist namentlich wieder das Moment der möglichst vollkommenen Ausgleichung mit der Umgebung, d. h. der vollendeten Anpassung, die Herbert Spencer als Prinzip der sozialen Entwicklung in den Vordergrund stellt. Betrachten wir die primitive Gesellschaft, so leuchtet ein, daß diese Anpassung nur eine ziemlich unvollkommene ist und zwar nach beiden Seiten hin, nach der Seite der Natur, wie nach der des Verhältnisses zu den anderen menschlichen Gemeinschaften. Selbst die Nomadenstämme und vielleicht gerade diese sind durch die Notwendigkeit der Aufsuchung von Weideplätzen, Wasserstellen usw. in Wahrheit von den Naturbedingungen mehr abhängig, als daß sie dieselben frei zu gestalten vermöchten. In dieser Hinsicht bedeutet schon der Übergang

zum primitivsten Ackerbau, der den Menschen auf den ersten Blick scheinbar vielmehr an die Scholle bindet, also eine Analogie des pflanzlichen Lebens darzubieten scheint, einen erheblichen Fortschritt. Noch viel ungünstiger aber stellt sich die Anpassung des Naturmenschen, wenn wir seine Beziehung zu fremden menschlichen Gemeinschaften ins Auge fassen, denn diese sind ganz überwiegend kriegerischer Art, also zeigen alle Merkmale der Unausgeglichenheit. Um ihr Dasein zu fristen, muß die menschliche Horde beständig die Existenz anderer Horden gefährden, um nicht unterzugehen, den Untergang der Anderen mit List oder Gewalt bewirken. Daraus ergeben sich nun die Tugenden, die in diesem ersten primitiven Stadium systematisch in den Mitgliedern dieser Gemeinschaft gezüchtet werden müssen. Es sind die Tugenden des großen Kriegers, körperliche Stärke, Ausdauer, Mut, Verschlagenheit, List, Grausamkeit bilden die Vorzüge, die zur Führerschaft des Stammes berechtigen, eine reichliche Anzahl von Weibern sichern und damit die Möglichkeit geben, diese Vorzüge auf eine zahlreiche Nachkommenschaft zu übertragen. Der Stamm ist gar nicht in der Lage, auch wenn diese „Tugenden" sich gelegentlich in Gestalt empörender Brutalität gegen die eigenen Mitglieder wendet, zu vergessen, daß dieselben Eigenschaften in der Stunde der Gefahr die Gemeinschaft vor dem Untergang bewahrt haben. Die Differenzierung zwischen Egoismus und Altruismus ist hier fast noch garnicht angelegt oder sie tritt doch nur ähnlich hervor wie auch in den Tiergesellschaften die stärksten Männchen, die ihre Kraft zu brutaler Herrschaft über die Mitglieder ihrer Herde verwenden, dieselbe Kraft auch den Feinden dieser Herde fühlbar machen.

Als zweites Stadium der Entwicklung folgt auf diesen primitiven Zustand der, welchen Spencer nicht ganz glücklich als den militärischen bezeichnet. Durch Ackerbau und den Beginn des Handels beginnt sich eine Anpassung an die Natur anzubahnen, die nicht auf Abhängigkeit von derselben, sondern auf Herrschaft über sie abzielt. An Stelle der kleinen Horden sind größere durch gemeinsame Sprache und gleiche Institutionen verbundene Volksgemeinschaften getreten, und damit ist eine sehr viel größere Anpassung auch an die menschliche Umgebung gegeben. An Stelle der früher überwiegend

gewaltsamen Beziehungen treten immer mehr, wenigstens innerhalb der Grenzen desselben Volkes die Gesetze des gegenseitigen friedlichen Austausches, die sich als Einzelteil der allgemeinen Beziehung von Angebot und Nachfrage darstellen. Aber die Beziehungen der Völker zu einander sind im wesentlichen noch dieselben, wie die der früheren kleinen Horden und damit ist es gegeben, daß der „große Krieger" auch in diesem Zustand der Gesellschaft eine ganz bestimmte, wenn auch erheblich abgeschwächte führende Rolle spielt. Man ist intoleranter gegen die Schattenseiten seiner „Tugenden" geworden, soweit sich diese im Verkehr mit den eigenen Volksgenossen zeigen, aber seine bevorrechtete Stellung ist ihm im wesentlichen geblieben und mußte ihm verbleiben, denn auch noch heute steht die Existenz eines jeden Volkes auf des Schwertes Schneide. Und ebenso, wie dies militärische Zeitalter die deutlichen Merkmale einer Übergangszeit an sich trägt, so bilden sich auch in ihm und namentlich innerhalb der führenden Klasse Tugendbegriffe aus, die Spencer als die ego-altruistischen bezeichnet. Es sind die, welche in ihrer Gesamtheit den ritterlichen Ehrbegriff konstituieren. Das Verlangen nach Ehre und Ruhm, der Wunsch durch große Taten sich auszuzeichnen, kann noch nicht als rein altruistisch betrachtet werden, aber ebenso falsch wäre es, ihn als egoistisch im engeren Sinn des Wortes zu bezeichnen. Alle Handlungen, die aus dieser Quelle entspringen, wollen ja in letzter Linie das eigene Ich in den Augen der Mitwelt erhöhen, aber die Mittel, die hierzu ins Spiel gebracht werden, sind von den wohltätigsten Folgen für die Allgemeinheit. So kann sich denn innerhalb derselben Grenzpfähle ein sehr starkes reich differenziertes solidarisches Zusammenleben ausbilden, aber dieses findet an der Grenze eben auch seine Grenze, nur spärlich sind die Fäden, die von einem Volk zum anderen hinüberlaufen und sie sind immer in Gefahr, durch das Schwert zerschnitten zu werden.

Trotz alledem aber nimmt die Zahl dieser Beziehungen und Fäden immer mehr zu und an dieser Zunahme können wir sozusagen statistisch das allmähliche Eintreten der dritten Epoche, des kommerziellen oder industriellen Zeitalters ablesen. Mit jedem Warenballen, der über die Grenze geht oder von

dorther kommt, mit jedem Brief, der hinüberfliegt, stärken sich diese internationalen Beziehungen, immer mehr dringt der Gedanke der Solidarität mindestens aller Kulturvölker auch in die am meisten zurückgebliebenen Gehirne ein, immer häufiger treten wir mit Menschen anderer Nationen, die wir nie mit Augen gesehen haben, in die engsten wissenschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen, die das vollste gegenseitige Vertrauen zur Voraussetzung haben, immer klarer wird es, daß auch der glücklichste Krieg für den Sieger nie einen Vorteil, sondern nur eine schwere Schädigung vitaler Interessen bringen kann und nur den großen Kriegern des siegreichen Volkes erwünscht kommt. An Stelle der gegenseitigen argwöhnischen Beaufsichtigung tritt die gemeinsame Kulturarbeit an der Unterwerfung der Erde unter die Lebensbedingungen des Menschen. Der große Techniker rückt an die Stelle des großen Kriegers. Damit aber setzen sich nun die ökonomischen Gesichtspunkte mit voller Wucht durch, denn sie drücken ja die Regeln aus, die im Zustand der vollendeten Anpassung, des ganzen Menschengeschlechtes untereinander und an die Natur die einzig geltenden sein werden und für diese Zeit sieht Herbert Spencer die endliche Überwindung des Gegensatzes zwischen Egoismus und Altruismus voraus. Wir sind heute noch nicht in der Lage, den reinen Altruisten, der bewußt auf das eigene Wohl verzichtet, um der Menschheit zu nützen, entbehren zu können. Es sind dies die großen Genies, zu denen wir mit Ehrfurcht aufblicken, die uns als Bannerträger und Führer zu einer schöneren Zukunft ehrwürdig sind. Aber wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß im Leben eines jeden solchen großen Mannes eine tiefe Tragik liegt und diese Tragik beruht in letzter Linie darauf, daß er überhaupt notwendig war. Wenn erst einmal alle früheren aus überlebten Kulturzuständen herübergenommenen Hemmungen fortgefallen sein werden, wird auch der Unterschied zwischen Egoismus und Altruismus der Vergangenheit angehören. Spencer ist ein viel zu feiner Psychologe, um wie mancher andere Entwicklungstheoretiker dem Egoismus als solchem den Krieg zu erklären. Er weiß sehr wohl, daß neunundneunzig von hundert menschlichen Handlungen immer egoistisch sein werden und sein müssen. Daß eine rein altruistische

Gesellschaft genötigt sein müßte, sich auf Staatskosten einige Egoisten zu halten, die all die vielen herrenlosen Wohltaten endlich zu akzeptieren hätten, die in einer solchen Gesellschaft dauernd kursieren müßten, ohne an ihre Adresse zu kommen. Aber es ist nicht zu leugnen, daß diese Ehrenrettung des Egoismus bei Herbert Spencer etwas überraschendes hat. Dauernd werden wir darauf aufmerksam gemacht, wie ein jeder Fortschritt in einem Zurückdrängen des Egoismus zu Gunsten des Altruismus besteht und so ist es denn überraschend, daß zuletzt dem Egoismus doch sein Recht gewahrt bleibt, ja daß für Herbert Spencer der Zustand vollendeter Kultur nicht einen Sieg des Altruismus über den Egoismus, sondern einer Euthanasie beider Gegensätze bedeutet.

Verstärkt wird dies Befremden durch die Lehre Herbert Spencers von Verbrechen und Strafe. Es handelt sich für ihn hierbei lediglich um Ausmerzung derjenigen Individuen, die auf einer früheren Stufenleiter der sozialen Entwicklung stehen geblieben sind und infolgedessen nicht mehr in den jetzigen sozialen Zustand hineinpassen. Wie der Chirurge ein Organ exstirpiert, daß früher einmal zweckvolle Funktionen hatte, nun aber rudimentär und zu einer Gefahr für den Organismus geworden ist, so schalten Gesetzgeber und Strafrichter die Individuen aus, die auf einer früheren Entwicklungsstufe erträglich ja vielleicht nützlich gewesen wären, in den heute erreichten Zustand der Gesellschaft aber nicht mehr hineinpassen. Ein Mann, der heute noch die brutalen Instinkte des primitiven großen Kriegers zeigt, hat alle Aussicht, sein Leben hinter Kerkermauern zu verbringen und nur sehr geringe, diese seine veralteten Instinkte auf Nachkommen zu übertragen. Handlungen des rücksichtslosen Egoismus, die in früheren Zeiten unbedenklich ja sogar löblich erschienen, fallen schon heute sozial auf und werden sicher in absehbarer Zeit unter Strafe gestellt werden. Das sicherste Zeichen dafür ist, daß heute sogar recht hartgesottene Egoisten es für zeitgemäß halten, soziale Interessen und Gesinnungen zu heucheln. Ebenso wie unser richtiges Denken ein Produkt der Anpassung ist, wie heute jeder Schulknabe die logischen Fehler in den Dialogen Platos aufzuzeigen vermag, so ist auch unser moralisches Bewußtsein ein Produkt

immer zunehmender Anpassung an das Ideal des Zusammenarbeitens und Zusammenlebens der Menschheit. Wir sehen heute dies Ideal klarer vor uns und richten unser Handeln mehr darauf ein, als unsere Vorfahren, es ist zu hoffen, daß unsere Enkel uns als sehr unvollkommen moralisch fühlende Wesen betrachten werden.

Aber auch ganz abgesehen von dieser undeutlichen Stellung in der ethischen Bewertung von Egoismus und Altruismus, bietet die Charakteristik des industriellen Zeitalters erhebliche Angriffspunkte. Betrachtet man diejenigen Züge des modernen Erwerbslebens, die sich bisher ausgebildet haben, so scheinen sie nicht das Bild eines gemeinsamen Kampfes der Menschheit zur Umgestaltung der Außenwelt und der immer zunehmenden Ausschaltung des Kampfes ums Dasein, den die Menschen bisher gegen einander führten, zu bieten. Es mag sein, daß die Formen dieses Kampfes unblutiger geworden sind, aber an Stelle des Knüppels oder des Schwertes sind Waffen der industriellen Konkurrenz getreten, die den Gegner ebenso tödlich treffen können und tatsächlich oft treffen, wie ein Hieb über den Kopf. Ein einziger moderner Trust kostet mehr Existenzen, als manche blutige Schlacht, von der uns die Weltgeschichte erzählt. Es ist ferner richtig, daß die früher, ich möchte sagen vertikal gerichteten Grenzpfähle nicht mehr die früher ihnen innenwohnende Kraft besitzen, die Völker von einander zu trennen, aber an ihre Stelle sind horizontal gerichtete Scheidungslinien getreten, die zwar die Angehörigen derselben Klasse in verschiedenen Nationen nicht an engstem Zusammenschluß hindern, aber dagegen die Zusammengehörigkeit innerhalb des eigenen Volkes zum großen Teil aufheben. An Stelle des Kampfs der Nation tritt der Kampf der Klassen und ob er mit blutigen Waffen oder nur mit denen gegenseitigen Mißtrauens, Hasses und Verhetzung geführt wird, das ist nur ein Unterschied in der Taktik, deutet aber nicht auf eine zunehmende Friedfertigkeit der Gesinnung. Endlich ist auch die Theorie vom Verbrechen als rudimentärem Überbleibsel früherer Entwicklungsstufen zwar tröstlich, wird aber durch die Tatsachen nicht gestützt. Vielleicht hat sie ihre Berechtigung gegenüber den Roheitsdelikten, auf die Herbert Spencer vorwiegend

exemplifiziert, aber wenn diese auch vielleicht mehr in den Hintergrund getreten sind, so haben doch gerade die modernen Kulturverhältnisse Formen des modernen Verbrechertums ausgebildet, von denen die früheren einfacheren Verhältnisse nur ganz primitive Ansätze zeigten. Und es ist noch immer die Frage, ob nicht der Abkömmling des großen Kriegers, der bei Begehen eines Delikts wenigstens seine Person exponiert, im ganzen ein erfreulicheres Bild bietet, als der moderne Wucherer oder Scheckschwindler, als der gewissenlose Spekulant oder Trustmagnat, die in vollkommener persönlicher Sicherheit tausende von Existenzen in einer Weise ruinieren, gegen die die Kleinarbeit des früheren Straßenräubers im wesenlosen Scheine bleibt. Es ist ja möglich und Herbert Spencers Optimismus ist geneigt, diese Möglichkeit zur Gewißheit zu steigern, daß dies alles nur Übergangserscheinungen sind, die im Verlauf der Entwicklung von selber verschwinden werden. Es ist aber jedenfalls eine Tatsache, daß diese unerfreulichen Erscheinungen mit jedem Schritt, der uns dem gelobten Lande des industriellen Zeitalters näher bringt, in immer steigender Progression auftreten. Doch hierüber wird die Zukunft zu entscheiden haben.

Eine andere Erwägung aber führt uns durchaus auf den Boden der Tatsachen. Für jede auf dem Boden des Darwinismus stehende Ethik und somit auch für die Herbert Spencers ergibt sich die Notwendigkeit, in irgend einer Weise zu zeigen, daß die von einer Gemeinschaft als tugendhaft betrachteten Willensrichtungen auch als Vorteile im Kampf ums Dasein, sei es für das Individuum, sei es für die Gesellschaft, nachgewiesen werden können. Und es ist zuzugeben, daß für einzelne Tugenden dieser Nachweis leicht ist, daß andrerseits Unmäßigkeit im Genuß alkoholischer Getränke ein Nachteil im Kampf ums Dasein ist, ist leicht einzusehen und wird uns überdies als Schulbeispiel in der darwinistischen Ethik immer wieder deutlich gemacht. Schon bei der Ehrlichkeit — einem zweiten Schulbeispiel — liegt die Sache leider nicht so einwandfrei, wie ein Blick auf die Wirklichkeit ohne Zuhülfenahme der darwinistischen Brille einleuchtend zeigt. Es ist in dem äußerst komplizierten Getriebe des modernen Lebens nicht immer leicht nachzuweisen, ob der erfolgreiche Skrupel-

lose wegen oder trotz seiner Skrupellosigkeit Erfolg gehabt hat und ob sein ehrlicher aber ruinierter Konkurrent seinen Mißerfolg seiner Ehrlichkeit oder anderen nachteiligen Eigenschaften verdankt. Jedenfalls bleibt es riskiert, unbedingte Ehrlichkeit als das sicherste Mittel des Vorteils im Kampf ums Dasein zu empfehlen.

Ähnlich steht es mit einem anderen Schulbeispiel, der Reinlichkeit. Ein reinlicher Mensch kann einfach nicht unter Verhältnissen leben, wie sie unser industrielles Zeitalter in so vielen Großstädten geschaffen hat. Er wird durch physischen Ekel, sei es zum Alkohol, sei es zum Selbstmord getrieben werden. Der nicht an Reinlichkeit gewöhnte hat ihm gegenüber einen erheblichen Vorteil im Kampf ums Dasein, wie die russischen Juden, die im Ostende von London wie in den Slums Newyorks ganz ordentlich gedeihen, im Gegensatz zu ihren Leidensgefährten angelsächsischer Rasse, deutlich genug beweisen. Ganz ins Gedränge kommt endlich die darwinistische Ethik gegenüber der Tugend der geschlechlichen Enthaltsamkeit. Es ist ganz zweifellos, daß darwinistisch gesprochen derjenige Mann die meiste Aussicht hat zu überleben, der das Gegenteil dieser Tugend in seiner Lebensführung verwirklicht. Gerade der Darwinismus, der allen Wert auf das Fortleben des einzelnen Individuums in seinen Nachkommen legt, kann sich hier nicht mit einer Berufung auf die Gesamtheit helfen, denn diese Gesamtheit besteht doch eben nur aus diesen Individuen und ihrer Nachkommenschaft. Darwinistisch gesprochen ist Kant, der kinderlos starb, im Kampf ums Dasein untergegangen, wogegen August der Starke, der zirka dreihundert Kinder hinterließ, ganz eminent überlebt hat, an welcher Tatsache dadurch nichts geändert wird, wenn vielleicht ein Nachkomme einer dieser Nachkommen ein Kantianer geworden sein sollte. Warum dieser Versuch Vorteil im Kampf ums Dasein und tugendhaftes Verhalten immer eine ethische Quadratur des Zirkels bleiben muß, haben wir ja schon in der vorigen Vorlesung gesehen.

Wenn es sich nun zum Schluß darum handelt, eine Einreihung der englischen Philosophie, welche von Herbert Spencer beeinflußt ist, in die Entwicklungsgeschichte der Philosophie überhaupt vorzunehmen, so kann ihre Stellung nicht

zweifelhaft sein. Das System Herbert Spencers zeigt durchaus dieselben Vorzüge und dieselben Schwächen, wie alle die anderen großen Systeme, die in der Zeit von der Renaissance bis zu Kant entstanden sind. Ihren imposanten Eindruck verdanken sie der Anwendung der Gesichtspunkte, die sich auf einem Gebiet des menschlichen Erkennens fruchtbar erwiesen haben, auf die Gesamtwirklichkeit überhaupt. Gerade gegen diese verallgemeinernde Tendenz richtete sich das Unternehmen kantischer Vernunftkritik, eben so sehr, wie gegen die Skepsis, die an der Erkenntnis überhaupt verzweifelt. Durch Kant haben wir einsehen gelernt, daß die Philosophie weder die Summe der Ergebnisse aller Einzelwissenschaften noch auch eine zum Allerkennen erweiterte Einzelwissenschaft ist, sondern Wissenschaftslehre, das Bewußtsein von der Möglichkeit und dem Bereich des Wissens. Und daher mutet uns bei aller Reichhaltigkeit und „Zeitgemäßheit" des Spencerschen Systems dieses doch an, wie ein Anachronismus. Es ist zweifellos, daß von all denen, die nach Kant gelebt haben, Spencer der größte Vorkantianer ist, aber er spielt doch die Rolle eines unendlich gelehrten und geistvollen Astronomen, der heute das ptolemäische System vertreten wollte. So paradox es klingen mag, es gibt tatsächlich auch sogar in der Philosophie einen Fortschritt und es ist nur möglich über Kant hinwegzukommen, nachdem man zuvor ihn sich vollständig zugeeignet hat. Wie die deutsche Philosophie aus dem Zustand ihrer tiefsten Erniedrigung den Weg zurück zu Kant finden mußte, um sich neu zu orientieren, so kann man auch der englischen Philosophie nur wünschen, daß sie im neuen Jahrhundert den Weg hin zu Kant finden möge. Das ist kein Chauvinismus, ich kann nichts dafür, daß Kant ein Deutscher gewesen ist und Kant kann erst recht nichts dafür, daß ich ein Deutscher bin, das ist einfach die Konstatierung einer Tatsache, ebenso wie es eine Tatsache ist, daß, wer sich mit Mechanik beschäftigen will, bei dem Engländer Newton, wer sich mit Chemie beschäftigen will, bei dem Franzosen Lavoisier in die Lehre zu gehen hat.

Die Erinnerung an diesen Ruf zurück zu Kant richtet aber unsere Augen heute nach Jena, von wo aus allerdings meist Parolen ganz anderer Art auszugehen pflegen. Ver-

gessen wir nicht, daß neben modernen Welträtseln und Monismus auch in dem Jena unserer Tage die großen Traditionen des Kantischen Idealismus tätig und am Werke sind. Wenn heute Otto Liebmannn, der zuerst den Ruf zurück zu Kant als Programm der heutigen philosophischen Bewegung formulierte, seinen siebzigsten Geburtstag feiert, so wollen wir hoffen, daß dieser sein Ruf eben auch nicht nur von nationaler Bedeutung sein möge, sondern jenseits des Meeres die Beachtung finden werde, die ihr im Interesse der Wahrheit gebührt.

Romantiker des deutschen Nordostens.

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Gustav Roethe in Berlin.

Die Romantik, nicht eine Kunst- sondern eine Welt- und Lebensanschauung, obendrein eine so echt deutsche und so bodenwüchsige Geistesbewegung, wie Deutschland in dieser werbenden Kraft der Weltliteratur nur wenige geschenkt hat, ist in dem verflossnen Jahrhundert zwar oft zurückgedrängt, aber nie überwunden worden. Die einfühlende Kraft geschichtlichen Verstehens, die zarten Mächte der Stimmung, der seelischen Nuance, die tiefe sehnsüchtige Liebe zur Natur, zu Wald und Berg, Gefühl und Bewußtsein nationaler und landschaftlicher Art: all das und vieles andre, was wir aus unsrem geistigen Leben nicht fortdenken können, wurzelt in der Romantik.

Einer Definition entzieht sie sich; Friedrich Schlegel scherzte, die seine sei 125 Bogen lang. Wie die Aufklärung in ihrer einseitigen Verstandes- und Nützlichkeitskultur, so ist das auf Fühlen, Ahnen, Sehnen aufgebaute Leben der Romantik ein Extrem. Zu dem wahrhaft ganzen harmonischen Menschen, der durch Selbstformung vom Ahnen und Wollen zur schaffenden Tat, durch Resignation zur Einheit mit der Welt kommt, haben unsre Klassiker sich bekannt; klare feste Formen sind ihnen Bedürfnis. Die Romantik bevorzugt ein Verfließen der Grenzen, stimmungsvolles Dämmer, verklärende und umschleiernde Erinnerung, fruchtbare Pluralität des Menschen in sich selbst; sie ist nicht plastisch wie die klassische Kunst, sondern musikalisch. Bei voller Würdigung der klassischen Überlegenheit ist die konservativ-individualistische Richtung der Romantik heute um so unentbehrlicher, als die Aufklärung in den liberal-demokratischen Gemeinplätzen des Alltags wieder eine sehr vordringliche und schädliche Rolle spielt.

Nicht in der Vaterstadt Bettinens, auch nicht in Heidelbergs romantischer Landschaft ist die Romantik zu Hause, wenn auch diese Lande manch wertvolles romantisches Menschenexemplar und die stimmungsreichsten Schauplätze beigesteuert haben. Die Romantik wurzelt nach den Gesetzen des Kontrastes im flachen Norden, im ostelbischen Preußen; Berliner und Königsberger, dazu die oft zu Unrecht verschrieenen ostelbischen Junker bilden geradezu den Kern der produktiven romantischen Geister, während ihr Generalstab niedersächsischer Heimat war. Die romantischen Dichter des deutschen Nordostens in diesen Vorträgen zu behandeln, schien mir um so wünschenswerter, als man im deutschen Westen und Süden wohl kühlen Respekt, aber sehr selten das rechte herzliche Verständnis aufbringt für die Stärken nordöstlicher Art. Gerade die Geschichte der Romantik kann lehren, daß dort nicht nur der prosaisch-tüchtige preußische Staat, nicht nur Drill und Zopf, Nüchternheit und kategorischer Imperativ zu Hause war, sondern auch jene künstlerisch und menschlich schöpferische Sehnsucht, in der die Romantik wurzelt. In der heiteren Lebenslust der sonnigen Weinlande wäre sie nie erwachsen; es brauchte die Melancholie der Kiefernwälder, der harten Arbeitsstrenge, um jenes leidenschaftliche Urgefühl schaffender Sehnsucht zu entwickeln. Wie die Brüder Humboldt, so waren Heinrich v. Kleist, Achim v. Arnim, Fouqué, Schenkendorf, Eichendorff ostelbische Junker, die Familie und Heimat nie verleugneten und die zu den großen Wohltätern unsres 19. Jahrhunderts, ja unsrer Gegenwart gehören. Noch Bismarck hatte seine romantische Wurzel im märkischen Sandboden.

I. Romantische Kunst.

Die Wissenschaft bevorzugt heute unbillig den geistreichen Jenaer Kreis, der sich um die Brüder Schlegel und Caroline gruppiert, als die echte Romantik. Aber bei aller Wertschätzung für die kostbare Gedanken- und Anregungsfülle der Fragmente und Aphorismen dieser Gruppe darf doch nicht verkannt werden, daß in dem esoterischen Selbstgenuß ihres weichlichen geistigen Spieltriebes sehr viel mehr Verheißung als Erfüllung liegt, künstlerisch wie philosophisch. Novalis,

der einzige große Künstler der Jenaer Romantik, dankt Tieck unzweifelhaft mehr als dieser ihm.

Ludwig Tieck leidet noch heute darunter, daß man ihn einst als den legitimen Nachfolger Goethes gefeiert hat. Das war er nicht, er war aber auch nicht der unechte flache Versler und Skribler, zu dem man ihn heute gerne herabdrückt. Seine geistige Elastizität, seine Entwicklungsfähigkeit verdient Bewunderung, nicht Spott; er war wirklich seiner Zeit ein großer Werber und Prophet des neuen Geistes, bei aller bildsamen Empfänglichkeit für fremde Kunstart doch keineswegs ein unfreier Nachahmer, sondern stets zügleich ein Fortbildender und Neuschaffender, nicht nur in der Jugend, sondern noch in seinem weit unterschätzten Novellenalter.

Tiecks Jugenddichtungen, gedruckte und ungedruckte, können geradezu als ein Schulbeispiel die Entstehung romantischer Kunst erläutern, lange bevor an eine Berührung des Dichters mit der romantischen Theorie zu denken ist. Besonders deutlich ist das für die Kunst der Stimmung. Von Shakespeare schöpft der Frühreife nicht nur den blutigen Heroismus seines Siwart; aus dieser Quelle fließen auch die Naturstimmen der „Sommernacht", die schon, auf eignem Wege weiterschreitend, sich dem süßen Tönen des duftenden Blumenschoßes nähert. Aus Schillers „Geisterseher" und Heinses „Ardinghello", nicht zum wenigsten aus dem beide in kühler Routine verbindenden und überbietenden „Genius" Grosses lernt der junge Tieck ebenso die Schauer der Wollust wie die Wollust des Schauderns nur allzu gründlich kennen. Die von Tieck nie ganz verdaute Mystik Jacob Böhmes brachte zunächst äußerliche Mischungen hervor. Und der Untergang Rynos in der „Eisernen Maske" beweist, wie viel auch Ossians Heidenebel hergaben, doch eine bei dem Primaner fast unheimliche Energie schonungslos ergreifender Stimmungsmalerei. Noch nicht Romantik, aber doch die romantischen Elemente Shakespeares, Ossians, der Stürmer und Dränger. — Wenn der moralische Skeptizismus William Lovells auch unzweifelhaft mit materialistischen und sensualistischen Spekulationen zusammenhängt, wie die Monologe des Franz Moor sie zeigen —, die Relativität und Unwirklichkeit des Seienden

hatte doch auch eine andre Seite. Lovells berühmte auflösende Verse:

> Die Wesen sind, weil wir sie dachten:
> In trüber Ferne liegt die Welt;
> Es fällt in ihre dunkeln Schachten
> Ein Schimmer, den wir mit uns brachten ..
> Wir sind das Schicksal, das sie aufrecht hält: —,

sie bedürfen nur einer leisen Wendung, um sie aus wüster herzensleerer Willkür in den jubelnden Triumph des magischen Idealismus, der weltschöpferischen Persönlichkeit umzubiegen. — Endlich ist auch die Ironie, die der Romantiker Tieck pflegt, dem gebornen Berliner von früh auf nicht fremd. Gewiß, die suffisante Ironie, die in den „Straußfedern" Ulrich den Empfindsamen und Fermer den Genialen verspottet, ist mehr berlinisch als romantisch. Aber wenn in „Sigmunds merkwürdigsten Tagen" die Gunst des Freudenmädchens, nicht das wirkliche Verdienst zu Amt und Anerkennung hilft, wenn die Berliner Teegesellschaft sich mit Vernunft bläht, aber insgeheim dem krassesten Aberglauben huldigt, so bereitet das doch vor auf die Ironie des „Blaubart", wo der Narr der Weise, der Weise der Narr ist, des „Fortunat", dessen Glücksgaben nicht beglücken, eine Ironie, in der die tragische Ironie Shakespeares und Lessings sich mit Tiecks Berlinertum verband. — Die Elemente des Zukunftsstils waren vorhanden; noch fehlte der Enthusiasmus, der sie im Feuer der idealistischen Einfalt zur höheren Einheit zusammenschmolz.

Auch dieser einfältige Enthusiasmus wuchs an der Spree. Ein Alters- und Schulgenosse Tiecks, der junge Wilhelm Heinrich Wackenroder brachte der Musik, die für Tieck nur eine Möglichkeit, kein Lebenselement war, und durch dieses Medium aller Kunst eine glühende kindliche Leidenschaft, einen unschuldigen Fanatismus, eine geniale Gefühls- und Genußkraft entgegen, die dem beweglicheren Freunde das Zentrum gab. Die beiden Jünglinge besuchen von der Universität Erlangen aus die fränkische Schweiz: ihre bizarren Felsen bestimmen Tiecks Naturromantik. In Nürnberg tritt ihnen Dürer, in Bamberg die Poesie des katholischen Hochamts entgegen; in Göttingen erwärmen sie sich für altdeutsche Volksbücher und

Minnelieder. All das gewinnt damit eine Bedeutung für die Romantik überhaupt, nicht nur für die beiden jungen Studenten.

Grade die Innigkeit der Wackenroderschen Kunstempfindung drängte nicht zur Produktivität. Nur schwer lockt ihm Tieck die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ ab. Schon die Maske deutet auf die unschuldige Religiosität dieser Kunst hin. Die Mehrzahl der kleinen Aufsätze erzählen schlicht das Leben italienischer Maler nach Vasari wieder; aber jedes Wort von stiller Andacht durchglüht. Als es später romantischer Modejargon wurde, man müsse die Kunst und alles Mögliche sonst „bis zur Religion treiben“, da hat Tieck die frivole Phrase in seinem Fastnachtspiel mit Recht verlacht; die Religion des Klosterbruders war ihm Offenbarung. Diesem ist Andacht höchster Kunstgenuß, die Kunst eine Sprache Gottes; in jeder Kunstleistung, sei sie noch so bescheiden, glüht etwas von dem himmlischen Funken, der Toleranz und Verständnis, nicht mäkelnde Kritik beansprucht. Die Verkörperung dieser gottgefälligen Kunst ist Rafael; daß dem Klosterbruder Rafael und Dürer in einer Vision vereint erscheinen, ist des rauheren deutschen Meisters Künstlerweihe. Katholisierende Tendenz läge nach Stoff und Stimmung sehr nahe; aber eine Skizze, die einen frommen deutschen Maler in den Schoß der alten Kirche heimkehren läßt, rührt von Tieck her, nicht von Wackenroder, der vielmehr Martin Luther rühmt, weil er die Musik so liebte.

Ein Vergleich mit Heinses kunstfreudigem „Ardinghello“ drängt sich auf. Auch Heinse empfindet die Kunst; aber er hatte Gemälde wirklich gesehen, sich mit farbenfreudigen Augen an ihnen vollgesogen, seine Empfindung ist von Sinnenlust durchtränkt. In Wackenroder, der von Gemälden mehr träumte, dem die Farbe im zweiten Range steht, waltet ein künstlerischer Gesamtsinn, der in den Tönen wurzelt; die Einheit und Gewißheit seiner Kunstbegeisterung ruht auf dem sichern Gefühl der ewigen Rhythmen jeder Kunst. So ist er selbständiger als in seinen Malerskizzen bei der Lebensbeschreibung des Kapellmeisters Joseph Berglinger, der sich vom Brotstudium zu der geliebten Musik siegreich durchkämpft, dann aber doch an der Kunstprofanation des Alltags, an der Handwerksmäßigkeit des Berufs, an dem Käfig der Kunst-

grammatik zu Grunde geht. Es zeugt nicht gegen ihn, daß er für den bürgerlichen Kunstberuf unbrauchbar ist. Mit vieler Liebe malt Wackenroder den wahnsinnigen Heiligen, der das Rad der Zeit nicht nur hört, sondern auch mit höchster Kraftanspannung dreht, bis einst in wundersam heller Sommernacht ein Lied der Liebe sein Unsterbliches zum Himmel hebt.

Wackenroder brachte den Romantiker Tieck zum Durchbruch. Dieser selbst hat später zwar Jacob Böhmes heitere Symbolik, das mächtige Zentralfeuer seiner Gotteseinheit zum Quell seiner mystischen Begeisterung gestempelt, wie denn Böhme im „Prinzen Zerbino" unter den großen Dichtern den Garten der Poesie durchwandelt —: das Unstäte und Äußerliche der Nachwirkungen Böhmes, die im heiligen und unheiligen Munde, bei dem geheimnisvoll weissagenden Unbekannten wie bei der niedrigen Hexe der „Genovefa" anklingen, widerlegt jene Behauptung. Und Novalis hat für Tieck im Grunde wenig bedeutet: Novalis Tiefen waren dem Älteren verschlossen; man messe nur den bunten und äußerlichen religiösen Apparat der durch die Freundschaft Hardenbergs geförderten „Genovefa" mit „Franz Sternbalds Wanderungen", die von Wackenroders Geiste zeugen.

Der Inhalt des Romans bedeutet nichts; im ersten Teil sucht der Held die Heimat, die Eltern, ein traumhaft aus Jugenderinnerungen ihn begleitendes kindliches Bild; im zweiten treten erotische Motive, Adels- und Künstlerleben, Einflüsse des „Ardinghello" und des „Wilhelm Meister" hinzu. Aber diese Handlung, die beliebig weiter gehen kann, ist gleichgiltig. Tieck will nicht erzählen, sondern Universalpoesie treiben. Er war kein Lyriker, so reich er lyrische Stimmungselemente ausgoß; seine Lyrik ist fast nur lyrischer Schmuck größerer Werke. Aber der Shakespearebewunderer war auch nichts weniger als Dramatiker. Ein paar kleinere und größere epische Leistungen von zum Teil hohem Wert sind ihm früher und später gelungen. Aber die Verbindung von loser Erzählung und Lyrik mit dem lehrhaften geistreichen Dialog und Monolog ist doch seine Stärke.

Aus dem „Sternbald" ließe sich ein fast erschöpfender Katechismus romantischer Welt- und Kunstanschauung zusammenstellen. Der rechte Mensch und die rechte Kunst ist

zwecklos; das wahrhaft Hohe darf und kann nicht nützen. Der Künstler ahnt Bilder mehr und schaut sie innerlich, als daß er auf ihre technische Vollendung Wert legte. Er lauscht fromm dem Orgelgesang des Weltgeistes; ihn durch den Krystall der Kunst den Menschen sichtbar zu machen, wäre seine ideale Aufgabe, aber seine Demut scheut davor zurück. Er wirft sich der Natur an die Brust; er sucht die romantische Landschaft im Mondschein und Sturm, bei zerrissenen Felsen und Wasserstürzen, in den Lichterscheinungen des Himmels und vor allem in den krausen Figuren, in denen der Wasserspiegel das Bild seiner Umgebung zeigt. Dämmer, Wogen, schwimmende Linien und Töne: das ist romantischer Kunstgeschmack.

Gegen Schluß des „Sternbald" verlangt der Maler Castellani in Lessings Sinne feste Grenzen der verschiedenen Künste. Sternbald meidet diesen Mann: man soll vereinen, nicht scheiden. Und Tieck ist es damit bitter Ernst.

Als der Berliner aufgeklärte Philister Nestor, der Sancho Pansa des Prinzen Zerbino, der den guten Geschmack sucht, zu seinem Schrecken in den Garten der Poesie gerät, so daß selbst er in Jamben verfällt, bis er sich durch Nikolaische Prosa immunisiert hat, da schildert ihm der poetische Schäfer die Wunder des Gartens:

Was neidisch sonst der Götter Schluß getrennet,
Hat Göttin Phantasie allhier vereint,
So daß der Klang hier seine Farbe kennet,
Durch jedes Blatt die süße Stimme scheint,
Sich Farbe, Duft, Gesang Geschwister nennet,
Umschlungen all sind alle nur ein Freund.

Romantischer Einheitskunst singen die Waldbäume Farbenmelodien, der Pinsel dichtet Jamben, der Gesang gleitet weiß wie ein Schwan; im Rausch der Andacht öffnet sich die geschlossene Gestalt nach allen Seiten; die Kunst steht an der göttlichen Pforte des Übergangs. Der Empfindungszartheit romantischer Nerven reagieren alle Sinne zugleich: höchste Feinheit kehrt hier zum ursprünglichen Gesamtempfinden der Natur zurück. Die Romantik hat damit der Kunst und Wissenschaft neue Gebiete erobert. Wenn die heutige Sprache ganz

geläufig von Tonfärbung und Farbentönen redet, wenn die wissenschaftliche Psychologie etwa die Assoziation zwischen Vokalen und Farben untersucht, so folgen sie trotz klassischer Vorklänge zumeist Anregungen Tiecks und der Romantik.

Das Dämmernde, Schwimmende erstrebt auch Tiecks Sprache; er liebt Plurale wie Fernen und Wiederscheine; es blitzert bei ihm seltsamlich; es sprießt wie Blumen; es breitet sich wie Duft über alles; seine Liebe denkt in süßen Tönen.

Jenem Philister Nestor ists im Garten der Poesie sehr ungemütlich; wie unmoralisch die Rätsellieder der Rosen, wie unnatürlich der Chorgesang des Waldes, das Himmelblau der Flöten; Ariost hält er eine Moralpauke, schmerzlich vermißt er Gellerten, vor dem Waldhorn reißt er aus. Aber höchst behaglich berührt es ihn, als Tisch und Stuhl, die die wilde Baumart ihrer unnützen Jugend längst abgestreift haben, sich ihm zu nützlicher Bequemlichkeit empfehlen. Da stört ihn die Unnatürlichkeit gar nicht; dürres Holz darf auch zum Aufklärer reden, nur Leben und Geist nicht.

Es ist das eine der besseren Proben Tieckscher Ironie. Er hat sich zu ihr bekannt, wie Friedrich Schlegel und Solger. Aber der Kampf von Ideal und Wirklichkeit, von Ich und Nicht-Ich hat ihn nicht tief berührt. Für die Ironie der Verzweiflung, des innern Bruchs, der Brentano und auf seinen Spuren Heine ergreifende Worte liehen, wird er bald zu einig mit sich: heißt es bei jenem: „Treulieb ist eine Dirne", so vertraut Tieck: „Treulieb ist nimmer weit". Er tummelt seine Ironie in harmlos drolliger Illusionsstörung, für die der Gestiefelte Kater und auch der Zerbino allerlei witzige und witzelnde Belege bringen, läßt den Kulissenschieber das Stück zurückschieben, das Publikum mitspielen, einen angebrannten Kaninchenbraten im Pathos der höchsten Tragik beklagen: aber die künstlerischen Tiefen der romantischen Ironie hat er selbst im „Blaubart" nicht annähernd ausgeschöpft, obgleich er zu ihren Vätern gehört.

Ähnlich gehts mit den Volksbüchern und -märchen, für die er mit höchster Wärme eintrat. Ihren schlichten Ton hat er selten so leidlich gehalten wie in den Haimonskindern und im dramatisierten Rotkäppchen; seine Schildbürger und sein Däumling wetteifern mit dem vielgescholtenen Musäus

in überlegener Witzelei; seine Magelone verflattert lyrisch; sein Fortunat und Octavian schießen zu üppig ins Kraut; und in dem an sich sehr wertvollen „Blaubart“ zerstört Ironie und Spannungsgraus die Einfalt. Märchen schlicht nacherzählen, das kann er nicht. Aber er schafft wundervolle neue Märchen in seiner Art, die schildern, wie die Naturgeister den Menschen locken und zwingen: in lieblicher Kindlichkeit die „Elfen“, mit unheimlich kaltem Zauber der „Runenberg“; alte und neue Schuld werden körperhaft im „blonden Eckbert“, den durch allen Graus beruhigend Waldeinsamkeit durchrauscht. Tieck ist hier ein Meister darstellerischer Gewalt; aber er braucht den Kontrast zwischen Menschen und Natur, um den rechten Ton zu finden.

Er ist später ganz andere Wege gegangen, hat in der Zeit- und Gesellschaftsnovelle, im geistreichen Kunst- und Salongespräch Treffliches geleistet. Den Romantiker könnte man in dieser späteren Prosa vergessen; nur hie und da lugen bei seinen klugen Dichtern und Gelehrten romantische Wunderlichkeiten durch, und in „Des Lebens Überfluß“ wagt er noch einmal, mitten in den modernen Realismus eine romantische Liebesinsel herein zu isolieren. Nur, die Liebe dieser Liebenden denkt nicht mehr in süßen Tönen.

Das Abschiedslied Tieckscher Romantik war sein Aufzug der Romanze, das Nachspiel des „Octavian“. Die Romanze, das Kind von Glauben und Liebe, wohnt im Walde, im Mondesflimmer und geisterreichen Träumen. Ihre mondbeglänzte Zaubernacht ist Tiecks romantische Heimat, von ihm zum guten Teil geschaffen. Aber wenn er ruft:

Mondbeglänzte Märchenwelt,
Steig' auf in der *alten* Pracht!

so irrt er. Die Pracht seiner Märchenwelt ist neu, ist sein. Das macht sie uns nicht minder wertvoll. In unsern Tagen, wo Tageshelle mit elektrischer Lichtgrelle abwechselt, wo die Heimlichkeit der Schummerstunde kaum mehr der Kinderstube erhalten bleibt, wird uns die Sehnsucht Hardenbergs und des zweiten Tristanaktes zur Nacht um so verständlicher; und die Welt des Waldesdämmer, der im Mond und Wasser verschwimmenden Linien, der Übergänge und andächtigen Schauer,

in der Tiecks Romantik lebt, ist uns, so unmodern sie scheint, für Kunst und Leben eine Provinz, die wir nicht missen möchten und dürfen für Reichtum und Gesundheit unseres Daseins.

II. Achim von Arnim.

Die Meister der Romantik leben auch heute noch, und sei es durch einzelne Lieder und Novellen, unter uns fort, nicht nur genannt, sondern auch gelesen. Nur Achim von Arnim ist im weiten Publikum völlig unbekannt. Und doch fühlte seine Zeit, fühlte noch Heinrich Heine, daß er zu den Großen der Kunst gehöre: nicht ein „träumender Gigant", sondern ein ganzer Dichter, ein ganzer Mensch. Als Mensch übte er heiter strenge Selbstzucht, als Künstler leider nicht; man hat seine Werke Bildern verglichen, die, an drei Seiten fest umrahmt, auf der vierten weiterwachsen. Er wußte seine üppige Produktionskraft nicht zu beherrschen; bearbeitete er, so vermehrte er; das sichere Gefühl des beginnenden Schaffens erlag allmählich der allzuleichten Schaffensfreudigkeit. Aber dies poetische Wildfleisch kann doch keinen Augenblick täuschen über den künstlerischen Wert des ausgezeichneten Mannes.

Von dem menschlichen Reiz des schönen vornehmen Edelmanns war aller Mund voll; seit das Hausarchiv von Wiepersdorf zu sprechen begonnen hat, können wir aus seinen Briefen nachfühlen, wie die Reinheit und der männliche Adel dieser Seele alle bezaubert haben muß, denen sie sich auftat. Brentano, der in seinem „verwilderten" Roman „Godwi" die Freundschaft ablehnt, weil sie einen Verlust der eigentümlichen Kraft bedeute, jubelt, seit er Arnim gesehen: „alle Freiheit, alle Notwendigkeit bindet mich an dich", die Liebe zu ihm bringt in Clemens „des Herzens harten Fels" zum Tönen. Auch dieser literarisch-menschliche Bund beruht auf dem Kontrast: wie Arnim, dem die schämigste Frau die reizendste ist, dennoch Bettinen wählt, so senkte der kleine zierliche elegante Frankfurter gern den geisterhaft verschleierten Blick in das leuchtend helle Auge des blonden, großen, im Äußern nachlässigen Norddeutschen; Brentanos kompliziertem Geiste tat die Einheit des Daseins in Arnim wohl, der die eigne Mahnung „vertrau dem Wort in deiner Seele" ehrlich befolgte.

Der märkische Edelmann, der übrigens wie Bismarck von Mutterseite mit dem Bürgertum verwandt war, verabscheut die höhere Weltanschauung, der alles Scherz ist. Er liebt seinen heimischen Sandboden und wurde eifriger Landmann, wie er das universelle Schaffen des Bauern in beschränktem Kreise im Gegensatz zum Scheinleben der Städte besonders hoch hielt. Er hat ein Bedürfnis nach herrschender Kraft; wie er selbstverständlich treu seinem Könige dient, so huldigt er in bewundernder Verschämtheit dem Könige der Geister: ein Lob Goethes tut seiner Pferdephantasie, als ob eine schöne Königin ihm die Mähne streichle.

In Berlin geboren und erzogen, hat er Jus und Physik studiert; dann die übliche große Tour gemacht. Sie führte ihn an den Rhein in das Haus Brentano; in Paris wird er sich, mit durch Schlabrendorffs Einfluß, seiner Vaterlandsliebe warm bewußt, und es ekelt ihm vor der Häckselschneiderei der französischen égalité; das schottische Hochland besucht er, bevor Scott es interessant gemacht hat. Der Tod des Vaters ruft ihn zurück. Aber noch sind ihm, ehe er die verpachteten Güter übernimmt, schöne Jahre in Heidelberg beschert, dessen romantische Wunder uns Eichendorff aus verklärter Jugenderinnerung geschildert hat. Ein erster Aufenthalt, Sommer 1805, legte den Grund zu des Knaben Wunderhorn, das, an Scotts Minstrelsy of scottish border anknüpfend, dem deutschen Volke seine echte poetische Sprache wiedergeben sollte, im Gegensatz zu dem vielbeliebten, der Aufklärung genehmen Mildheimischen Liederbuch, in dem zeitweilig der Erfurter Pastor Segelbach und der Halberstädter Obersalzinspektor Eichholz das deutsche Volk poetisch erziehen durften. Arnim will seinem Volke die Freudigkeit wieder geben; Singen und Tanzen tut dem Landmann viel mehr not als Schreiben, Lesen, Rechnen; hätten die Franzosen noch ihr altes Volkslied, nie wäre die Revolution möglich gewesen. Zum Wesen des gesunden Volkes gehört die Tradition, die nur neu belebt werden muß. Reichtum und Erfolg der Liedersammlung sind bekannt und haben den Herausgebern Recht gegeben. Freilich, Arnims poetisches Wildfleisch blieb auch hier nicht aus: die Brüder Grimm schüttelten den Kopf zu der Willkür seiner Umdichtungen. Luthers Kernlied „Ein feste Burg“ sind Strophen Mosche-

roschs zugefügt; einem Kriegslied gegen Karl V. werden Beziehungen auf Canossa interpoliert; der alte Streit von Wasser und Wein wird flott abgeschnitten: „sie wollten noch länger streiten, da mischte der Gastwirt die beiden“ und Arnim dachte dabei an das südliche und nördliche Deutschland. Noch heute singen wir den absurden Wunderhorn-Text des elsässischen Soldatenliedes, in dem der Schweizer von Straßburg aus jenseits des Rheins das Alphorn hört. Gleichviel: so sehr die philologische Treue fehlt, das Wunderhorn war der erste Schritt zur Entdeckung der deutschen Nation in ihren Tiefen, und Freiherr vom Stein hatte ein Recht, des Heidelberger Reisigfeuers zu gedenken, das die nationale Flamme entzünden half.

Bei dem Kriege von 1806 hätte Arnim trotz Brentanos, des Reichsstädters, Warnungen („Behüte deine Seele vor dem Gräßlichen!“) als guter Preuße gerne mitgetan; es war ihm damals so wenig beschieden wie 1813. Aber auf dem Göttinger Marktplatz verteilt er an Blüchers Truppen Kriegslieder, in denen Luthers Trutzlied ins Preußische umgebogen wird, und ein patriotisches Volksblatt, das er plant, tauft er „der Preuße“. In der ernsten Stunde vor der Entscheidung fühlt er sich ganz als Preußen.

Erst die Katastrophe von Jena hat ihm, wie so vielen, das deutsche Vaterland zum Bewußtsein gebracht; von „Deutschen“ spricht er, da er die Erniedrigung seines Volkes beklagt. Aber er weiß, daß auch für Völker die guten Tage schwer zu ertragen sind; er kennt die erziehende Kraft der Volkesnot. Dem vertriebenen Königspaar folgt er nach Königsberg; dann geht er wieder nach Heidelberg und begründet dort die „Zeitung für Einsiedler“, die unter Ausschluß der Tagesereignisse für die hohe Würde des Vaterlandes und des Volksmäßigen aus alter Dichtung und Sage den Sinn beleben will. Aber Arnim war kein Redakteur, der seine Leser kannte: das Wertvolle hielt ein zu hohes Niveau, Ungeeignetes schloß er nicht aus, an allerlei nichtiger literarischer Polemik ist er selbst schuld. So ist uns die „Trösteinsamkeit“ von 1808 ein unschätzbares Dokument nationaler Romantik, und Arnims Vorrede an das geehrte Publikum bleibt ein ergreifendes Zeichen der Zeit und dieser hohen Seele. Aber eine Wirkung auf die Zeit war so nicht möglich.

Arnim kam auf festeren Boden, als er in die Heimat kehrte. Er gehörte jener christlich-deutschen Tischgesellschaft an, die die Besten des märkischen Adels mit der Elite der neuen Wissenschaft und Kunst vereinte, exklusiv nur gegen Philister und Juden. Es waren die verläßlichsten Kräfte des Staates. Die Aufklärung hatte in der Not gerade zu Berlin nicht gut bestanden; an den liberalen Reformen der Auswärtigen, Steins und Hardenbergs, die selbst Gedanken der französischen Revolution nicht verschmähten, durfte sich jeder stoßen, der Gesetz und Recht als notwendiges Ergebnis organischen Werdens, nicht als geistreiche Produkte eines gewandten Kopfes ansah. Zumal Hardenberg, dessen Lebensführung die Kritik herausforderte, war Adam Müller, dem Staatsphilosophen des Kreises, und Heinrich v. Kleist, dem Herausgeber seines Organs, als leichtsinnig und pietätlos verdächtig. Das patriarchalische Verhältnis des Gutsherrn zu den Bauern, die seine erweiterte Familie waren; die Treue gegen den Brauch der Ahnen; Familie und Landbau als die Grundlagen des Staates: wie unterschätzte und bedrohte der neue Reformgeist diese lebendigen Kräfte des Preußentums! Wo blieb die kindliche Frömmigkeit des altpreußischen „Mit Gott für König und Vaterland"? Auch Arnim hat die liberale Bureaukratie Hardenbergs mit gründlicher Abneigung angesehen, aber zu Grunde ging er nicht an ihr wie Heinrich v. Kleist. Er hat auch diesem Tischkreis seine heitere Zuversicht in frohen Versen mitgeteilt: „Schwört daß keiner will vor allen, Jeder treu mit allen schallen hier zu Preußens Lebehoch!"

In dieser Umgebung trat ihm das Problem des Adels sehr nahe. Er glaubt an ihn; sein oft mißverstandenes Wort:

Nein, daß adlig All auf Erden,
Muß der Adel Bürger werden!

bekennt sich zu der dauernden Mission des Adels. Aber er leitet daraus Pflichten ab, warnt seine Standesgenossen vor der Isolierung: es ist nicht möglich schlankweg als Mensch zu bestehn, während die Geschichte alles zu Nationen zusammenfegt. Das führt eine Betrachtung der „Kronenwächter" aus, die nur scheinbar auf das 15. Jahrhundert gemünzt ist. So zieht er auch die Konsequenzen, ist warm für den Landsturm

der Städte, für eine freie Organisation der allgemeinen Dienstpflicht eingetreten: voll adligen und freien Geistes, und eben darum nicht liberal.

Von Arnims künstlerischer Entwicklung in der großen Not zeugt sein reichstes Werk „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores", zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrieben. Ein Zeit- und Sittenroman von entschiedener Tendenz, bei aller Zerflossenheit, die es von jeder Popularität ausschließt, noch heute ein ungewöhnlich lesenswertes Werk. Das Eheproblem der Wahlverwandtschaften wird hier neu beleuchtet. Hatte Goethe, bei aller Anerkennung für die Naturgewalt der affinitas attractiva, den sittlichen Imperativ mit unerbittlicher Strenge festgehalten, so ist Arnim milder, so sehr ihm der sittliche Schutz der Familie am Herzen liegt, wie er denn in „Ariels Offenbarungen" die unschuldige Liebesschuld des unwissenden Naturkindes Freya hart gestraft hatte. Dolores, das vom Vater verlassene, ein wenig verwilderte und verwahrloste Edelfräulein, berauscht durch ihren Naturreiz den braven tüchtigen jungen Grafen Karl unwiderstehlich; sie verlobt und vermählt sich ihm in gedankenloser Lieblichkeit, teilt aber weder seine Liebe zu patriarchalischem Landleben noch sonst den Ernst seines Strebens. In seiner Abwesenheit die Beute eines gewissenlosen mystischen Italieners, einer unheimlichen Renaissancefigur, wird sie arglos fast die Mörderin ihres Gatten, der ihren Fall nicht überleben will. In ergreifender Szene führt Buße und Beichte am Wallfahrtsort die Gatten wieder zusammen, und die Natur, hier gnädiger als Goethes Muse, verleiht dem Kind der Sünde das Mal der gräflichen Familie. Aber die echte Ehe, die aus dem Sündenfall erwächst, geht dann leider in Greueln und Schmerzen, die von außen kommen, zu Grunde: Arnim scheut vor der eignen Milde zurück.

Prachtvoll sind die Hauptgestalten, vor allem der gute Graf Karl, der auch in seinen dumpfen Zügen offenbar ein Selbstporträit des Dichters ist. Das Erblühen der jungen Liebe, das Bangen des jungfräulichen Mannes, Verführung und Versöhnung sind meisterhaft, mit packender Gewalt gezeichnet; unvergeßlich gleich am Anfang das verfallene Prunkschloß, dessen Kulturherrlichkeit die Natur allmählich in ihrem leisen

Wachstum verschlingt: hingestellt von sicherster Künstlerhand. Aber wenn dem Poeten bei einem umgefallnen Amor, dem die Gassenbuben den Hintern geißeln, die rohe Armut der Barbarenhorden einfällt, die in der Völkerwanderung über die antike Kultur herfielen, so deutet das schon auf die drohende Gefahr. Reichtum und Schuld der Arnimschen Kunst liegt in seiner ungezügelten Lust zu Exkursen, Anspielungen und Ausführungen aller Art: politische und literarische Satire gegen Leuchsenring und Baggesen, ein ganzer ältrer wertherisierender Roman, Operettenmotive, Festspiele, Kasperliaden, humoristische Trochäen, mystische Liebesbriefe, ja ganze Dramen und was weiß ich, werden ohne jeden Grund hineingeschoben. Das kränkte schon so wohlwollende Beurteiler wie die Brüder Grimm; es ist wieder die romantische Unart zur Universalpoesie. Erlebtes und Gelesenes gibt Stoff her; das Sagenmotiv vom Ringe des Gyges in Verbindung mit einem Gleichnis aus dem Werther erzeugt etwa die gespenstisch umwobene Heimkehr von Dolores' Vater. Die Willkür unbegrenzten Reichtums, die nirgends zurückzuhalten weiß, macht den Leser doch müde und ungeduldig; erst nach und nach tauchen aus dem Chaos die festen Gestalten und Linien auf, die keineswegs fehlen und bleibenden künstlerischen Gewinn bedeuten.

Auch Arnims zum Teil ausgezeichnete Novellen leiden unter einem Übermut der Motivmischung, der an Selbstzerstörung grenzt. Ein Toller wie der Invalide auf Ratonneau, ein Bohemien wie der Sänger, der den fürstlichen Halbbruder mit seiner spröden Gattin vereint, eine fleischgewordene Caprice, wie die Göttinger Professorentochter, die den steifen schottischen Hof auf den Kopf stellt, die glücken einheitlich. Aber wie sonderbar, wenn in die erquickliche Geschichte vom glücklichen Färber, die holländischen Realismus und den geschichtlichen Humor des Tabakskollegs höchst drastisch wiedergibt, die bekannten Sterntaler des Grimmschen Märchens hereinregnen. Es tut in der Seele wehe, wenn das wundersam anschauliche und erwärmende Fragment von dem gegen die Ehe polternden Hofprediger, den eine verlassene Hungerpfarre am Meeresstrande, wo er Kühe schinden und Mist fahren muß, zu Leben und Liebe erzieht, —

wenn diese ausgezeichnete, äußerst greifbare Seelen- und Kulturstudie in die Mystik der mittelalterlichen Sage vom Kaiser im Bade auszumünden droht. Die sonderbare Gesellschaft von Hexe, totem Bärenhäuter, Alräunchen, Golem, mit der Arnim seine lieblich kräftige Isabella von Ägypten zusammenspannt, hat schon Heine Eindruck gemacht: auch hier ist die Wirkung darum so peinlich stark, weil diese Gestalten mit fast naturalistischer Schärfe hingestellt und abermals mit historischen Realitäten aus der Jugend Karls V. aufs Engste verquickt sind. Auch im historischen Drama ist es bei Arnim nicht anders, und diese Form erträgt die Mischung noch schwerer als die Erzählung.

Arnim liebte die Geschichte und glaubte an ihren hohen erzieherischen Wert; Graf Karl schützt auf seinem Landgut Hünengräber und läßt in der Dorfschule, deren Patron er ist, vor allem die großen frommen Deutschen der Vergangenheit lieben lehren. Arnim bewunderte Niebuhrs kritische Kraft und nahm die geschichtliche Arbeit auf seine Art sehr ernst. Aber er beanspruchte das Recht, die Vergangenheit durch geschichtliche Phantasie sich menschlich zu vergegenwärtigen. Jacob Grimms keusche Ehrfurcht vor der Göttlichkeit von Sage und Altertum verwies ihm das, zäh und streng; die heutige Wissenschaft ist Arnims Standpunkt doch sehr viel näher gerückt.

Sein glänzendstes und einheitlichstes größeres Werk, die „Kronenwächter", blieb unvollendet — zum Glück: denn das Ausgeführte besitzt eine Festigkeit der Komposition, die sich schon in der Skizze der Fortsetzung erschreckend auflöst. Aus der friedlichen Enge einer weltentrückten Turmstube rückt der Held Berthold in die unruhige Enge des Reichsstädtchens Waiblingen, bis er in die großen Fragen kaiserlicher, fürstlicher, ständischer Politik des 15. Jahrhunderts hereingezogen wird. Die realistische Kraft der Darstellung ist erstaunlich; wie verblaßt da etwa Gustav Freytag! Maximilian, Luther, Ulrich von Würtemberg agieren, oft sehr apart und anschaulich; es ist ein Kabinettstück historischen Realismus, wie sich der verkommene Bauernadel auf Schloß Hohenstock im Sumpf zwischen Schmutz und Vieh und Stank doch warm, fruchtbar, kräftig erhält. Trotz Goethe erscheint hier der Quacksalber Dr. Faust als ein wüster, breitschultriger, kurzhalsiger Trunken-

bold, und er wirkt völlig überzeugend. Und hinter, über all diesen Wirklichkeiten, die wir sehen, ragt gen Himmel das gläserne Wunderschloß der Hohenstaufen, von dem alle Fäden der Reichspolitik ungeahnt bestimmt werden, das seine Sendboten geheimnisvoll überallhin sprengt, in Landes- und Privatschicksal mit wundersamen Mächten eingreift. Arnim will den Kontrast; seine Kunst gestattet ihm, was Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie verbot, Gespenster bei Tageslicht erscheinen zu lassen; selbst Hoffmann hat ihn darin kaum überboten. Die Hauptsache aber ist doch die historische Wirklichkeit, durch die Arnim unseren historischen Roman begründet hat. Scott war ihm natürlich noch unbekannt, und er steht auch höher in seiner Art, ist kühner, knapper, sicherer, so lange er will. Der Verführung seines Reichtums hat er auch in der historischen Erzählung nicht oft widerstanden; trotzdem sollten mindestens diese Romane und Novellen, die packende geschichtliche Energie mit traumhafter und grotesker Phantasie verbinden, ihrem Dichter die Liebe und das Verständnis der Gegenwart wieder gewinnen.

Der schlichte Adel dieser vornehmen unschuldigen Seele spiegelt sich in dem Gebet aus den „Kronenwächtern", das zugleich bezeugt, wie Arnim an der märkischen Sandscholle hing:

Gib Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich dich, Herr, der Erde tue kund!
Gesundheit gib bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Mut!
Gib Kinder mir, die aller Mühe wert,
Verscheuch die Feinde von dem trauten Herd!
Gib Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland!
Die Flügel schenk dem abschiedsschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt.

III. Romantik des Vaterlandes: Schenkendorf und Fouqué.

Als Napoleon sich 1808 für die gnädigen Gespräche mit den Großen von Weimar sorgsam präparierte, von seinen Talleyrands insgeheim belächelt, da leitete ihn die Witterung für seinen gefährlichsten, weil ungreifbaren Feind. Für das

nationale Gefühl, das in der Luft lag, hatte er kein Verständnis; aber er fühlte, daß das stille Weben deutschen Geistes, deutscher Kunst und Wissenschaft seine Zukunft bedrohe.

Das neue Nationalempfinden erwuchs aus den Ruinen Preußens; was der aufgeklärte Staat nicht erreicht hatte, schuf die Romantik. Von der deutschen Romantik haben Slaven und Nordländer ihr Nationalbewußtsein gelernt, haben Romanen und Engländer dafür starke Impulse bekommen.

Aber bedurfte es ihrer, um Vaterlandsgefühl zu erwecken? Nun ja, die Scholle zu schützen war Ehrensache seit Arnims Tagen. Und doch brauchte es eine lange, noch heute nicht abgeschlossene Erziehung, eh wir Deutsche lernten über die nächste Heimat hinaus auf das weite Vaterland zu schauen.

Die Römer nannten uns Germanen; die Deutschen kannten nur Stammesnamen wie Goten und Langobarden. Das deutsche Kaisertum des Mittelalters war international; nur in seltnen erhöhten Augenblicken des Kampfes löst sich ein deutsches Fühlen aus wie bei Walther. Selbst Luther war wohl volkstümlich, aber nicht eigentlich national. Der Humanismus hat dann freilich im Wettkampf mit italischer und französischer Bildung, zumal auch aus Tacitus, ein nationales Bewußtsein gewonnen und in dem liberator Germaniae einen nationalen Helden, dem im 17. Jahrhundert die deutsche Haupt- und Heldensprache gern huldigte. Aber er lebte doch nur im engen Kreis der Gebildeten: der Nation fehlte das nationale Erlebnis. Es kam durch Friedrich den Großen, und Lessings „Minna" wirkte im Grunde nationaler als Klopstocks volltönende Bardiete und Oden.

Der Sturm und Drang hat die Liebe für deutsche Art und Kunst ebenso verbreitet wie vertieft. Aber der „Götz", ein wahrhaft vaterländisches Drama, stellt doch die Derbtüchtigkeit des Einzelnen nachdrücklich voran, mag auch Kaisertum, Freiheit, Vaterland sein Feldgeschrei bilden. Und die Ritterromane und -dramen, die ihm folgten, vergröberten jene Kraftmenschen nicht nur, sondern lenkten wieder zum bayrischen, thüringischen Vaterländchen zurück. Auf der Höhe deutschen Geistes aber erklingt es allzu vornehm:

Das ist nicht des Deutschen Größe,
Obzusiegen mit dem Schwert;
In das Geisterreich zu dringen,
Männlich mit dem Wahn zu kriegen,
Vorurteile zu besiegen,
Das ist deutschen Eifers wert.

Der Tag von Jena brachte die Erkenntnis, daß der nationale Geist des Körpers nicht entbehren könne. In Schmerzen und zögernd wandelte sich auch im Preußenherzen das Preußentum zum deutschen Gedanken, sehr wesentlich durch die Romantik. Sie sah in Preußen längst nicht mehr den Staat der krassen Aufklärung. Wie hatte Novalis das jugendliche Königspaar begrüßt, und um die unglückliche anmutreiche Königin wob sich ein Kranz romantischer Poesie. Heinrich von Kleist zumal blieb in seiner Liebe zuerst Preuße; auch die Hermannschlacht stellt im Grunde Preußens Erhebung dar, wie er sie hoffte; nur in der Furie seines Hasses schaut er Germania, und er muß ihre Kinder in seinen wilden Donnerrufen listenartig aufzählen wie Arndt: was war denn des Deutschen Vaterland? Ein Schall, dessen Gehalt Deutung brauchte. Und doch hat derselbe Kleist in der Prosa seines „Katechismus der Deutschen" die rührenden tiefen Töne des Bekenntnisses zum Vaterland, der interesselosen Hingabe an Deutschland gefunden, die der neuen Zeit angehören. Den Weg vom Feindeshaß zur Vaterlandsliebe hat wiederum die königliche Dulderin ihren Bewunderern erleichtert: Kleist, Arnim, Schenkendorf waren in Königsberg Zeugen ihrer Güte, Schönheit, Größe.

Wie auf den Spuren der Heidelberger Wunderhornsammler nun auch Volksbuch, Märchen und Sage der Deutschen von eifrigen Sammlern und verständnisvoller Forschung neu erweckt wurden, wie die Lieblinge des Volks, hier die Schildbürger, das lustige Schneiderlein, die Bremer Stadtmusikanten, dort Herr Dietrich von Bern, Karl der Große und Barbarossa, ja Götter, Riesen, Zwerge aus der halben Vergessenheit auftauchen, in die Aufklärung und einseitig gelehrte Bildung sie begraben hatten, wie die geschichtliche Würdigung des Rechts, des Staats, der Sprache eine immer reichere und tiefere Vergangenheit erschließt, das ist hier nicht zu erörtern.

Liebe zur Geschichte, über der nach Isidorus Orientalis der Reiz der Ferne liegt, gehört zum Wesen der Romantik, und sie naht ihr, fern von Voltaires skeptischem Pragmatismus, von der nüchternen Selbstgefälligkeit der Aufklärung, in weihevoller Stimmung. Namentlich dem Mittelalter, für das schon Herder zornig gestritten hatte, kam diese Stimmung zu gute. Wer sich aber aus dem grellen Alltagslicht in die kühle Dämmerung der Dome flüchtet, dem glänzt zugleich sehnsuchtweckend die Kaiserkrone auf. Bei Novalis repräsentiert ein Graf von Hohenzollern den Geist der Geschichte; aber der Hohenstaufen ist doch der bevorzugte Berg der Romantik und hat den guten Preußen Max von Schenkendorf fast seinem König abwendig gemacht.

Auch Schenkendorf stellt in mancher Hinsicht das Sonderbare ostpreußischer Art dar: wunderliche Eltern; er selbst nennt sich „Max" nach Schillers jugendlichem Helden; er haust schäferhaft im taubenumflatterten Hüttchen; auch seine Liebe und Ehe entbehrt befremdender Züge nicht. Die Ehrendenkmale des deutschen Ordens begeistern schon seine Jugend, und seine Liebe für die Vergangenheit träumt von der katholisch-germanischen Kirche. So hat er, der Protestant, es fertig bekommen, Luisens Tod, dem er sein Lied „Rose, schöne Königsrose" weihte, in der katholischen Kirche zu feiern, wie er denn 1810 auch die Gefangenschaft Pius VII. besang. Dann führt ihn Schicksal und Amt in den Westen. Dort, in den Rheinbundstaaten, kommt ihm die Erkenntnis, daß es keine liberalere, dem selbständigen Menschen mehr Freiheit gewährende Regierung gebe als die preußische. Trotz eines gelähmten Armes nahm er am Feldzug der schlesischen Armee Teil, bis er in die Frankfurter Zentralverwaltung versetzt wurde, Frankfurt schon als der Krönungsstadt sympathisch geneigt. Er hat die Kriegszeit nicht lange überlebt.

Unzweifelhaft war er der Echteste unter den Sängern der Befreiungskriege. Rückerts prachtvolle Sonette sind zu schwer; Uhlands Verse für diesen Anlaß sehr geringwertig; Körners rhythmisch schwungvolle Lieder danken ihren Erfolg nicht zum wenigsten des Dichters frühem Heldentode; Arndt bleibt trotz glücklichsten Griffen allzusehr im tüchtig Nüchternen und Nötigen; Stegemanns antikisierende

Manier erwärmt nicht. Schenkendorf hat von allem etwas: voraus hat er die Stimmung des neuen deutschen Vaterlands, die Sehnsucht nach Einheit und deutscher Volksart. Er pilgert, als er ins Feld rückt, zu Goethe und zu Jacob Böhmes Grabe, um sich den Segen des Vaterlands an heiliger Stätte zu holen. Mit Wärme gibt er sich der Ruinenromantik hin: zu Gelnhausen und Baden, zu Heidelberg und in der Marienburg, im Straßburger Münster und im Speierer Dom reden die Steine zu ihm. Er feiert große Tote; er preist den wonnesam vertrauten Klang der Muttersprache. Die Freiheit, die er meint, findet er da, wo ein Herz „am alten Stamme treu und liebend hängt", wo treue Männer „für die Kirchenhallen, für der Väter Gruft, für die Liebsten fallen". Seine oft allzu strophenreichen Lieder sind besonders glücklich in unvergeßlichen eindrucksvollen Anfängen: „Ha, Windsbraut sei willkommen, Willkommen Sturm des Herrn!" Am feurigsten aber erglühte seine Wange für die Kaiserkrone; am 28. Januar 1814 ruft er dem großen Karl, 1000 Jahre nach seinem Tode, zu:

Steh auf in Herrlichkeit,
Nimm Schwert und Szepter wieder:
Dann kehrt die bessre Zeit
Vom Himmel zu uns nieder.

Kein Zweifel: Die geschichtliche Macht der Romantik verführt den tüchtigen preußischen Beamten dazu, sich allen Ernstes den damaligen, wenig Appetit reizenden Habsburger auf den Kaisertron zu wünschen, da die Hohenstaufen dahin gegangen waren.

Sie beherrschen die Kaiserphantasien der Romantik. Und in ihrem Gefolge verdrängen die Ritter des 13. Jahrhunderts die Faustrechtrecken. Freilich mit Arnimscher Klarheit weiß diese älteren Rittergestalten niemand zu fassen; wie naiv sind Friedrich Tiecks bildliche Versuche. Aber gerade die idealistische Blässe macht dem trefflichen Friedrich de la Motte Fouqué seine Helden so herzinniglich lieb.

Man hat diesen Ritter ohne Furcht und Tadel, der sich mit gläubiger Zuversicht zu dem modernen Ritterstand der Offiziere bekannte, viel belächelt. Schon Wilhelm Hensels hübsch

stilisiertes Bild läßt ein wohlwollendes Lächeln ahnen; der unkritische Idealist, der Vielschreiber, vor dem schließlich die Verleger fliehn, der Gatte mehrerer betriebsamer Schriftstellerinnen, die weiche gute Seele mit den heroischen Allüren hat von Heine bis auf Brandes auch zu minder wohlwollenden Scherzen Anlaß gegeben. Dennoch: wem die Undine gelang, der ist ein Dichter.

Aus einer Hugenottenfamilie gebürtig, war er sich seines Normannenblutes gerne und froh bewußt. Der riesige Roland von Brandenburg weist ihn auf die riesige Vorzeit; das Klappern der Ritterrüstungen im Halleschen Waisenhaus entscheidet seine Ritterromantik. Er beginnt als Pellegrin mit provenzalischen Troubadourklängen, wie er denn trotz seiner mehrfachen Ehen auch noch für eine hohe Minne im Sinne des 12. Jahrhunderts Herz genug erübrigte. Aber der romanische Ritter in Fouqué macht dem deutschen doch Platz in seinem Herzen; selbst sein poetischer Ahn, Herr Fulko von Montfaucon, die Blume der Ritterschaft, erliegt vor dem Deutschen Otto v. Trautwangen. Denn der deutsche Held ist der Sigurdserbe.

Seine Sigurdtrilogie war ein großer äußerer Erfolg, obgleich sie sich nur allzueng, selbst unfrei an Torfäus lateinische Eddaübersetzung anschließt. Und doch hat Richard Wagner ihm sehr wesentliches zu verdanken: die Nornen, der Wanderer, der weissagende Vogel spielen bei beiden die ähnlichste Rolle, und Brünhilds unter Harfenklängen aufrauschender Sonnengruß hebt Fouqués Tagesruf der Brunhilde eben nur in eine höhere Sphäre. Die Zeitgenossen lasen Anspielungen aus Fouqués „Sigurd“ heraus, die den Erfolg steigerten: W. Grimm gab dem Vergessenheitstrank eine tiefsinnige Deutung gegen den Frevelmut der Nationen, die alle alte Liebe und Treue der Vergangenheit leichtsinnig verleugnen, bis die Täuschung ohnmächtig verschwindet.

In Fouqués Romanen wiederholt sich der Artusritter alter Tage: der Titel- oder Hauptheld ist immer siegreich, edel, tugendhaft, überstark, blond, blauäugig, jeder Frivolität abhold; getuscht weiß wie Silber, rot wie Gold. Ihn lohnt die nicht minder tugendhafte Maid, schämig, lockig, lieblich, die dank ihrer nie wankenden Tugend den gefährlichsten Verführern widersteht.

Thiodolf der Isländer, ein riesiger Held, aber die kindlichste Unschuld, so schwer, daß Rosse unter ihm zusammenbrechen, so stark, daß vor seinem Griffe alle Saiten der Harfe springen, — byzantinischer Kaiser könnte er werden, aber ein strenges, stolzes Heldenfräulein lockt ihn leicht in ihre Arme und die des weißen Christ: sie zähmt den Wildling.

Düstere Vergangenheit lastet höchstens einmal auf dem Vater des Helden. Aber wenn in der wirksamen Schlußszene des „Zauberrings", die wohl durch eine Szene des „Hugschapler" angeregt ist, nacheinander der Isländer Ottur, der Deutsche Otto, der Italiener Tedaldo, der Emir Nureddin und Fräulein Blancheflur heimkehren in die Burg ihres Vaters, der sie als Hugur, Hugo, Uguccione, Hygies und Huguenin in Island, Deutschland, Italien, Orient, Frankreich erzeugt hat, so soll diese erotische Odyssee, die auf uns etwas rinaldinihaft wirkt, den Heldenvater nicht herabdrücken, sie stellt vielmehr nach Fouqués Absicht die solidarische Welteinheit des Rittertums dar, dessen beste Wurzeln im deutschen Boden liegen. Ausgezeichnet faßt Fouqué den wechselnden Charakter der Landschaft, von den Schneewildnissen Islands bis zur lechzenden Wüste Arabiens, wie er denn überhaupt vortrefflich erzählt, nur allzu leicht im Tone, zu glatt im Farbenauftrag, ohne Rundung und Tiefe: immer scheint der blaue Himmel durch, „man geht aus Nacht in Sonne, man geht aus Graus in Wonne, aus Tod in Leben ein". Das hebt die kleinere Dichtung „Sintram und seine Gesellen" heraus, daß hier der Held, der, selbst nicht makellos, sich durch Gespenster und Verführungen durchringen muß, um auch den sündigen Vater zu retten, sein umdüstertes, wenn auch zum Licht strebendes Leben in nordischem Winter, im Dunkel der Wildheit und Schuld führen muß: Dürers christlicher Ritter gab Motiv und Festigkeit. Und der reine Reiz der „Undine" hängt mit daran, daß sie ein menschenunkundiges Elementarwesen mit ganz argloser Seele sein darf, keine eindringende menschliche Psychologie verlangt. Das Kindliche in Fouqués Dichtergemüt hat hier einen großen reinen Triumph gefeiert, weil Natur und Mensch sich der Einheit nähern.

Als die Freiheitskriege kamen, wurde Fouqué freiwilliger Jäger und dichtete glückliche Soldatenlieder; als ihn Wunde

und Krankheit nötigte, bald heimzukehren, da begleitet er in den Einleitungen und Schlüssen seines romantischen Epos „Corona“ die Ereignisse. Und auch weiterhin hat er, da er des Adels bestes Werkzeug, das Schwert, nicht mehr führen darf, die Feder für das deutsche und preußische Vaterland geregt. Aus Friedrichs des Großen und des großen Kurfürsten Kriegen entnahm er Dramenstoffe; ein Prinz von Homburg, Nebenfigur von Fouqués Mache, hat die königliche Bühne betreten dürfen, die sich Kleists Helden verschloß.

Der große nationale Gedanke der Romantik hat eine künstlerische Fassung großen Stils nicht gefunden. Die weitaus bedeutendste vaterländische Dichtung der Romantik bleibt doch das Preußenstück Heinrich v. Kleists. Aber der „Prinz von Homburg“ atmet keinen eng preußischen Geist. Das Vaterland, dessen freies Gesetz der herzhafte Mund des Obersten Kottwitz verkündet, das ein großer Fürst mit künstlerischem Schöpfergenuß hier formt, das Vaterland, das Natalie visionär erblickt, „eine feste Burg mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne der Freunde und zum Schrecken aller Feinde“, dies Vaterland ist ein hellseherisch geschautes Preußen der Zukunft, in dem der strenge große preußische Staatsgedanke sich mit dem neuen nationalen deutschen Geiste vermählte, wie schon persönlich der nachtwandelnde brandenburgische Reitergeneral einen Bund des preußischen Militärstaats mit individueller Romantik darstellt. Die Idee Preußens dominirt, gewiß, aber dies Preußen verlangt und belohnt den ganzen Menschen, wie Leib, Pflichtgefühl, Vernunft, so Liebe, Phantasie, Seele.

IV. Romantik des Seelenlebens: Zacharias Werner und Hoffmann.

Das souveräne und absolute Ich Fichtes, das einst die Jenaer Romantik erwärmte, wurde schon durch Schellings Identitätsphilosophie der Alleinherrschaft beraubt, und geistige Richtungen wie Adam Müllers Philosophie des Gegensatzes rücken es in den Kampf mit dem Nicht-Ich. Es entwickelt sich eine romantische Mythe: Phosphorus-Lucifer löste sich durch den Wahn zu „werden ein und etwas“ aus der heiligen Harmonie der Natur los; dies Streben zur Sonderexistenz war der menschliche Sündenfall. Aus dem Kerker „Leben“

gibt es nur die rettende Pforte „Tod“: zum Tode bereiten alle Menschheitserlöser und Mysterien. Liebe und Tod sind die Blüten des Daseins, beide eng verwandt, weil sie beide Aufgabe des Sonder-Ichs bedeuten. Diese Verwandtschaft ist natürlich keine Entdeckung der Romantik; beim jungen Goethe deutet Prometheus der geliebten Tochter Pandora den Augenblick, den Mira in Urbars Armen erlebte, den Augenblick „der alles erfüllt, da alles an dir klingt und bebt und zittert“, als den Tod. Aber die Romantik hat Gefühl und Bewußtsein der Einheit von Tod und Liebe seltsam gesteigert: Novalis hat da noch auf Wagners Tristan gewirkt. Und weil der Tod Verklärung des zur Natur wiederkehrenden Menschen ist, wagt es der Naturforscher der Romantik, Gotth. Heinr. v. Schubert, diese Verklärung gar im Leuchten verwesender Körper zu sehen. Der Dichter dieser Todes- und Verwesungsmystik war der bizarre Ostpreuße Zacharias Werner.

Eine wahnwitzige Mutter hatte ihn als Weltheiland begrüßt; der häßliche hagere Mensch, der sich über seine niedrige Sündenlust nicht täuschen konnte, machte sich im romantischen Kontrast das geläuterte Höllenfeuer zur Gloriole der Heiligen, — wie er denn in krassem Aberglauben bekanntlich endete. Sonderbar daß sein Helios Goethe, der andere Romantiker so schroff ablehnte, diesen unsauberen hohlen Gesellen duldete: vielleicht hoffte der Theaterdirektor auf den glücklichen Theaterdichter. Auch Schillers Dramen hatten seit dem Wallenstein sämtlich romantische Motive mit großem Bühnenerfolg verwertet; Werners strömende Rhetorik, sein glänzendes Geschick für theatralische Szenen des großen Genres, für grelle frappante Bühneneffekte hatte selbst den Praktiker Iffland interessiert. Aber Lyrik, Mystik, Überspannung verdarb dies alles.

Sein kühnstes Werk „Die Söhne des Tals“ sind noch bühnenfähig gewesen. Ihr erster Teil zeigt, wie der Tempelorden auf Cypern verfällt, da Aufklärung, Zweifel, Humanität das Mysterium des Ordens entleeren: er bedarf der Neugeburt durch den Untergang, den die höhere Instanz, das „Tal“, mit kalter Entschlossenheit anordnet. Es bedient sich dazu der rohen Goldgier König Philipps, der nicht ahnt, welchen höheren Zweck er erfüllt. Gespenstische Sendboten

des Tals, der harfenspielende Geist des Templers Eudo, der Geist der vierzehnjährigen Anachoretin Astralis spuken Unheil und Trost kündend schon in den ersten Teil hinein. Der brave Großmeister Molay, der aber nicht auf der Höhe des „Tals“ steht, folgt mutig dem verderblichen Ruf des Königs. Die Kämpfe um das Schicksal der Templer, die den zweiten Teil dramatisch beleben, sind im Grunde nichtig vor dem Willen des Tals, den der eiskalte Idealist Erzbischof Wilhelm von Paris, ein zielbewußter Koloß der äußersten Konsequenz, verkörpert. Die Kirche und ihre Zukunft fordert, daß der unschuldige Molay brenne, seine Ichheit ans Kreuz schlage; der Märtyrer jauchzt überzeugt in Calderonischer Autostimmung dem Scheiterhaufen entgegen. Tiefer dringt in die Geheimnisse des Tals der Jüngling Robert von Oredin, dem ein Alter des Carmel, begierig verstanden, klar macht, daß Selbstentäußerung zu Reinigung, dann zum Tode dränge; „die herrliche Verwesung ist die Krone“. Und der gelehrige Schüler ahnt, daß selbst die krüpplige Unsterblichkeit sterben muß, um das schale Selbst für den Genuß der Ganzheit hinzuopfern. Die asketische Wollust der Ich-Vernichtung wird so bis ins Jenseits getrieben. Aus dieser kranken Stimmung begreift sich das entsetzliche Lied des gespenstischen Harfners von dem Ritter, der der toten Geliebten die Unschuld raubt und dem aus der Verwesung bei grünlichem Mondesschimmer ein Kindlein erblüht. Wie rein und edel wirkt da Goethes Kunst in der „Braut von Korinth“!

Ehrlich gesunde Liebe hat Werners unreine Brunst nie geschildert; überall verfällt er in Mystik und Todeswollust. Selbst Katharina von Bora hat ihren Heiland schon im Traume lieben gelernt; Wanda tötet den Geliebten und sich mit ihm; Attila begrüßt die Ersehnte: „Du bist der Tod“; die heilige Kunigunde lebt in keuscher Ehe. — Und der von jedem Windhauch bewegte Schwächling schwärmt für Kolosse und Übermenschen, jenen Attila, der eine absterbende Welt vernichtet, um sie zu verjüngen, jenen Weidewuth, den gigantischen Preußenkönig, der sein armes Volk durch Götzen seiner Mache erzieht. Aber diese Götzen wachsen ihm über den Kopf, geheime Mächte lösen den starken Willen auf; das Schicksal, das in Werners Schicksalsdrama, dem

„24. Februar", im Grauen der wildesten Gebirgs- und Winternatur erschütternd und geschlossen waltet, lähmt auch sonst mannigfach verkleidet Werners dramatische Handlung.

Der Zwiespalt in Werners Kunst spiegelt das romantische Zweiseelentum wieder. Als Goethe den zwei Seelen in einer Brust ihren klassischen Ausdruck gab, knüpfte er an Wieland und durch ihn an die Griechen an; auch das Christentum kannte längst den Streit von Seele und Leib und ähnliches. Aber die Romantik greift tiefer: sie gewinnt durch die Pluralität des Ich, sei es in fruchtbarer Ehe, sei es im herzzerreißenden Kampf, den Schlüssel zu den geheimsten Seelentiefen und ein neues, sehr wertvolles Kunstgebiet. Die starren Typen, in denen Harpagon nur geizig, Nathan nur weise ist, werden erledigt. Neben Kleist, dem Dichter der Gefühlsverwirrung, ist vor allem E. T. A. Hoffmann der Paganini des zwiespältigen Menschen, an dem diese und jene Welt Teil hat.

Als Offenbach Hoffmann zum Helden seiner besten Oper machte, hatte er französisches Publikum im Auge, das Hoffmann früher schätzte als das Gros der Deutschen. Das genre hoffmannesque war in Frankreich eine beliebte Kunstart, hat mittelbar und unmittelbar auf Slaven und Amerikaner gewirkt. In Deutschland hat Goethes herbes Urteil Hoffmann lange geschadet; heute aber hat er die Hymnen der Enthusiasten mehr zu fürchten, als Tadler und Gleichgiltige. Er verträgt und verlangt ernste ruhige Würdigung.

Auch er stammt aus Königsberg, das sowohl den Kritiker der reinen Vernunft wie den Magus des Nordens geboren hat. Widerspruchsvolle Naturen wie Th. Gottl. von Hippel, wie Scheffner sind ihm früh begegnet. Erziehungspedanterie steigerte schwärmerische Neigungen ins Extrem. Aus seinen Tagebücher kennen wir die bunte Stimmungsskala, die er in jähem Wechsel durchmachte, zu Tode betrübt und grotesk ausgelassen in derselben Viertelstunde. Das bunte Leben in Schmutz und Glanz, das dem jungen Regierungsrat Südpreußens beschieden war, dann die Bohemeexistenz des fahrenden Musikdirektors und der allgeschickten Theaterutilité verstärkte die Neigung zum Unsteten der Lebensführung. Auch der ausgezeichnete Jurist und strenge

Künstler der Reife hat das Bizarre nie verleugnet, sei es bei Luther und Wegener oder im heimischen Zirkel vor irgend einem dämonischen Punsche, sei es selbst in der alltäglichsten Existenz.

Der Künstler Hoffmann hatte drei Seelen: die Musik, die geheimnisvolle Sanskrita der Natur, hat ihm ahnungsvollste Einblicke in die Urtiefen Beethovens, Mozarts, Bachs gestattet; was er selbst schuf, auch seine interessante „Undine", reicht aber bei weitem nicht heran an die Kraft, mit der er andere Musiker deutet. Von dem Zeichner und Maler hat sich Größeres und Ernsteres nicht erhalten; nur Karikaturen, die bei manchen technischen Mängeln doch scharfen Beobachterblick zeigen; oft haben Bilder (Salvator Rosa, Callot, Hogarth, Kolbe) seine Dichtungen angeregt. Die Stimmungsmächte des Musikers, die feste Zeichnung und sichere Farbengebung des Malers, alles kam dem Dichter zu Gute.

Hebbel will durch Hoffmann das Leben als die einzige Quelle echter Poesie erkannt haben. Mit erstaunlicher Scharfäugigkeit suchte und fand Hoffmann interessante Portraits, zumal fratzenhafte Originale; die Skizze „des Vetters Eckfenster" läßt seine Methoden erkennen; als Haupt- und Nebenfiguren (Rat Krespel; der Schüler Tartinis) hat er solche Originale verwertet; seine Kollektaneen enthielten noch reichen Stoff für die Zukunft; der pathetisch alberne grüne Sekundaner mit den hohen Gesinnungen, den er öfter variiert, ist offenbar Selbstbekenntnis; sein Klein Zaches war ein Zerrbild des Fiebers; sein Pechvogel, der Studiosus Anselmus, ist nicht ohne literarische Anregung. Bilder und Musikstücke befruchteten seine Phantasie. Dagegen hatte er kaum Natursinn, höchstens für das Düsterwilde ein wenig; die geheimnisvoll geschlossenen Jalousien eines Hauses unter den Linden packten ihn viel lebhafter als die herrlichste Landschaft.

Es entsprach seiner Beobachtungsweise, daß es meist bei Skizze oder Novelle blieb. Der Roman verlangt ein Weltbild von typischem Wert; die Novelle Goethes und Kleists gestattete, ja liebte den sonderbaren Einzelfall. Hoffmann, von dessen Jugendversuchen wir freilich fast gar nichts haben, zeigt sich in den publizierten Dichtungen von vornherein sehr

sicher seiner Eigenart: Nachtstücke, Fantasiestücke, Unterhaltungen, Capriccios, Tagebuchblätter, nichts größeres. Die „Elixiere des Teufels“ bestätigen, daß er zum Roman nicht berufen war, und der „Kater Murr“ trieb nicht nur einen romantischen Scherz, sondern befriedigte Hoffmanns innerstes Kunstbedürfnis, als er statt eines großen Kreislerromans Fragmente zweier kontrastierter Portraits bot: des selbstgefälligen Katerphilisters und des verwilderten Genies.

Johannes Kreisler, Hoffmanns geliebteste Gestalt, in der er am meisten mit sich selbst abrechnete, stellt wieder das romantische Lieblingsproblem „Genie und Wahnsinn“ dar. Wenn er als entzückter Geisterseher in die Tiefen Beethovenscher Offenbarungen eintaucht, ganz der heiligen Idee der Kunst hingegeben, so mag er dem Philister wahnsinnig scheinen, vor dem er zu Tee, Punsch und Spiel sein Heiligstes profanieren muß. Aber Schelling hat die Sensibilität mit Recht zu den großen Lebenskräften gerechnet. Dem empfindenden Menschen schafft Nelkenduft selbst in der Neuen Grünstraße Visionen. Im Wahnsinn lebt eine Ahnung des Ewigen. Der arme Wirre, der sich für den heiligen Serapion hält, ist weit mehr in seinem Rechte, als der vernünftige Narr, der ihn bekehren will. Wenn sich der Student Nathanael in einen Automaten verliebt, so ist das gräßlich; aber ist der korrekte Elegant und das wohlerzogene Gesellschaftspüppchen etwas viel Besseres als ein Automat? Korrekt kann auch der Affe Milo sein; der Mensch fängt erst bei der Inkorrektheit an; nichts fratzenhaft gespenstischer als der Philister.

Wie der Wahnsinn, so öffnen Traum, Vision, zweites Gesicht die Daseinstiefen. Der prosaischen Seele ist die leuchtende Riesenschlange eine Klingelschnur; dem poetischen Gemüt spricht die ganze Natur. Der reisende Enthusiast ahnt fühlend das aller Kunstkritik verborgene Geheimnis, daß Donna Anna den Don Juan liebt, und ein himmlischer Hauch bringt ihm den Abschiedsgruß der sterbenden Sängerin. Aber Prosa und Poesie leben wohl auch in derselben Brust. Hoffmann fühlte ein zweites Wesen, etwa die Krankheit, fast körperlich in sich. Der Doppelgänger scheint der Romantik der Gipfel alles Grausens; Hoffmann fürchtete ihn, hat ihn aber nie, wie das etwa plump und stimmungslos durch Stevenson geschehen

ist, wirklich dargestellt; bei ihm wie bei Arnim und Fouqué handelt es sich nur um scheinbare Doppelgänger, so entsetzlich es ist, wenn dem schuldbeladenen Mönch in dunkelster Stunde sein eignes Ebenbild nackt grinsend aus dem Boden aufsteigt. — Die Suggestion, die Hoffmann übrigens auch in ihrer heilenden Bedeutung kennt (so im Sanctus), ist meist bei ihm die Macht, die ein Übermensch oder Bösewicht magnetisch spaltend auf schwache Seelen ausübt; das Glas (die aller Romantik verhaßte Brille, Spiegel, Krystallglocken) spielt dabei blitzend und klingend gerne mit. So entreißt die Buhlerin Giulietta und der dämonische Doktor Dapertutto dem guten Erasmus Spikher sein Spiegelbild, und Hoffmann wagt den Scherz, ihn in einem Keller der Jägerstraße mit seinem Leidensgefährten Schlemihl zusammen zu bringen. Aber Chamisso war kein Romantiker: sein Schlemihl ist von einer Deutlichkeit und Gesundheit, die auch das Märchenhafte völlig überwindet, während Hoffmann den Widerspruch des Alltags und des Wundersamen recht grell herausarbeitet. Mit Sympathie für das Wundersame; die verständigen Abschiedsworte der Frau Spikher an den armen Mann ohne Spiegelbild führen uns beinahe Giulietta zu, die wenigstens nicht alltäglich ist.

Eine stilistische Virtuosität von großer, zuweilen erschreckender Macht gestattet Hoffmann die kühnste Mischung. Er versteht es meisterhaft, an Bekanntes, Reales anzuknüpfen, den günstigen Leser einen geläufigen Weg zu führen mit dem nüchternsten Apparat von Annoncen, Trinkgeldern und Hausnummern, und den Vertrauenden leitet er so unmerklich über die Grenze des Wirklichen hinaus, daß er ihn nun selbst zum Gewährsmann, ja zum Mitschuldigen machen kann, wenn das Grausige oder Wunderbare ihn auf einmal umfängt. Was er wagen darf, probiert z. B. die beklemmende Geschichte vom „Elementargeist". Wenn der satanische Major O' Malley um Mitternacht von Nachtgeflügel umflattert in öden Ruinen eine gestaltlose hirnverrückende Gestalt beschwört mit einer Stimme gleich dem dumpfen Brüllen eines fernen Raubtiers, so mag er als Beschwörungsformel die albernsten Sätze aus Pepliers Französischer Anfängergrammatik heulen: die Wirkung ist nur um so grausiger.

Auch den Humor des Alltags hat Hoffmann wohl beherrscht. Die Abenteuer des Geheimen Kanzleisekretärs Tusmann in der „Brautwahl" sind mit voller Freude an dem drolligen Philister erzählt, was freilich nicht hindert, daß die historischen Gespenster, der Alchymist Thurneyßer und der Münzjude Lippold, tausendmal lebenskräftiger erscheinen als Tusmann und selbst als die gebildete Demoiselle Voswinkel. Vor trivialem Blödsinn, wie den Tieck nachparodierten Versen des Studiosus Amandus, verschwindet der böse Zauber des Mohrrübenkönigs Daucus Carota usw.

Die innigste Durchdringung von Poesie und Alltag bietet der nicht genug zu rühmende „Goldene Topf": hier führen alle Handelnden ein Doppelleben; selbst ein so ausgepichter sächsischer Spießbürger wie der Konrektor Paulmann hat einen schwachen Augenblick, in dem er den Famulus des Geh. Archivarius Lindhorst für einen grauen Papagei hält. Die Analyse dieser wunderbar sicher gefügten Dichtung führt tief in Hoffmanns Künstlerseele; so sehr er darunter leidet, daß er in der Krystallflasche dieses Daseins eingestöpselt ist, wir fühlen und wissen, daß er einen recht artigen Meierhof im poetischen Lande Atlantis besitzt, und sind ihm dankbar, daß er uns mitnimmt, und aus der Gnomengestalt des preußischen Kammergerichtsrats steigt ehrfurchtgebietend auf der Sohn des Phosphorus und der Feuerlilie.

Hoffmann fand die Poesie keineswegs nur bei leuchtenden Salamandern und im bänglichen Graus. Heitere Lebensbilder von ganz reinen Farben sind ihm gelungen wie „Meister Martin und seine Gesellen", denen Wagners Meistersinger manches danken, wie die „Fermate", die auf Heine wirkte; im „Meister Johannes Wacht" wird ein sittliches Problem einfach gelöst: ja in dieser Richtung lag vielleicht Hoffmanns nicht ganz durchsichtige Entwickelung. Aber sein Eigenstes, den Triumph seiner Kunst gibt er doch da, wo er das Unfaßbare faßt, die unsichtbare Welt sehen läßt. Das Stichwort „krankhaft" tut ihm nichts an. Die wissenschaftliche Psychologie weiß, daß Krankheit vieles enthüllt, was die Gesundheit verbirgt. Hoffmann hat mit bewundernswerter Schärfe zugleich und Ahnungshelle psychologische und künstlerische

Vorstöße in unbekanntes Land gemacht, hat hinter die Elfenbeinpforte der Träume geschaut, ist in die dunkeln Mysterien der Isis und der Hekate eingedrungen: und auch das sind Götter, große Götter.

V. Romantik der Natur. Eichendorff.

Was ist schöne Natur? Ein deutscher Dichter des 14. Jahrhunderts, der Arzt Heinrich von Wiener Neustadt, malt sich aus „daz allerschœnste lant, eben sleht als ein hant“: also etwa Gegend von Leipzig und Posen. So wechselt der Geschmack. Das Mittelalter sah in der unkultivierten Einsamkeit der Berge und Wälder noch ein feindliches Element, das man fürchtet und meidet; der Natursinn des deutschen Mittelalters gilt in typischer Gebundenheit vor allem dem Wechsel der Tages- und Jahreszeiten; die Kirche warnt wohl gar vor den Freuden der Natur. Die Renaissance, die in Italien das Naturgefühl stark belebte, wirkt bei uns nur sehr langsam: den Schlesiern gewinnt das heimische Riesengebirge poetischen Wert; aber der Sinn für Naturstimmung und Landschaftsbild als Ganzes fehlt ebenso den Detailanalysen Brockesscher Verse wie der sentimental-moralischen Betrachtungsweise der Hallerschen Alpen. Die obligate große Tour, die Bildungsreise des 18. Jahrhunderts sucht Residenzen und Sammlungen, industrielle Etablissements und bekannte Salons auf, belästigt auch allerlei anerkannte Celebritäten; das Gebirge wirkt höchstens als Kuriosum. Gottsched träumt gerade wie Heinrich von Neustadt von den seligen Zeiten, da „aller Berge Sand und Staub die See getrunken“;

„wie flach, wie rund, wie schön wird dann der Erdball sein!“

Zur schönen Natur gehört der Aufklärung noch die Kultur.

Den Umschwung brachte Rousseau; nicht die landschaftliche Größe seiner Heimat, vielmehr der Haß gegen die Überkultur verklärte ihm die tiefe Einsamkeit der Urwälder, Felsen und Abgründe, deren Stille nur der Schrei der Adler und das Rauschen der Gießbäche unterbricht. Auf seinen Spuren, aber schon mit positiver Höhenfreude betritt Goethe des gefürchteten Gipfels schneebehangnen Scheitel.

Die Ideallandschaft der Romantik war nicht das Hochgebirge: wer kannte es? Die harmlosen Felsen von Giebichenstein, die unechten Schweizen Frankens und Sachsens haben Tieck Bergeindrücke gegeben; wichtiger ist weiter Wald, dazu eine Ruine mit Blick auf blaue Berge. Für Löben wird der Wald, weil er so romantisch ist, selbst blau. Brentano läßt, im krassen Gegensatz zur Aufklärung, nur eine Landschaft gelten, die Bildung genug hat, die Fruchtbarkeit in sich zu unterdrücken.

In der Liebe für die unberührte Natur sind die Romantiker einig. Sonst schwanken die Eindrücke. Den Naturphilosophen Schubert weisen die Höhen des Gebirges in den Ideenkreis einer höheren geistigeren Welt; für Zacharias Werner ist die öde Landschaft der Schwarenbach der Tummelplatz finsterer Dämonen; es überwiegt aber die Mischempfindung von Sehnen und Schauer. Das Christentum hat die Naturgötter entthront; aber noch leben die Najaden und Dryaden. Die arme Undine muß blutenden Herzens den treulosen Geliebten mit seelesaugenden Küssen töten; in Kühleborn entladet sich auch die Härte und Quälfreude der Natur, die schon Werther bei unendlicher Liebe zu ihr als grausames Ungeheuer ahnte. Den tiefen Zwiespalt lockenden Reizes und zerstörender Feindseligkeit hat Tieck in seinen Märchen gestaltet: die Waldeinsamkeit, von den Gebilden menschlicher Schuld bevölkert; die Gebirgseinsamkeit, die den Menschen wie einen Trunknen in ihre Zaubersphäre lockt, ihn durch geheimnisvolle Runen, durch wollüstige Bilder kettet, daß er Weib und Heimat hingibt, um in den Felsen zu verschwinden, die von untergegangenen Riesengewalten dunkle Märchen rätseln. Tiecks „Runenberg" traf den Naturphilosophen und Geologen Heinrich Steffens bis ins Herz; noch heute lebt in dem todbringenden Zauber unersteiglicher Felstürme und Eisgipfel etwas von jener düsteren lockenden Macht. Schade, daß Tieck sich durch Moralia (Warnung vor dem Golde) die reine Naturwirkung verkümmert.

Aber auch die unschuldige gesunde Freude an der stillen Natur, in der wir Jugend wiederfinden und Frische, war der Romantik vertraut. Auch der Freiherr Joseph von Eichen-

dorff ging aus von dem Unheimlichen der Natur: bald wird sie ihm heimlich und immer heimlicher:

Noch rauscht der Wald im Grunde
Fort durch die Einsamkeit
Und gibt noch immer Kunde
Von unsrer Jugendzeit.

Eichendorff war Oberschlesier, von Herzen Katholik wie Deutscher. Die weiten Hügelwälder seiner schlesischen Heimat mit ihren glänzenden und verfallenen Schlössern, sie sind der eigentliche Schauplatz seiner Dichtungen, mögen auch Fußwanderungen durch Harz und Thüringen, Kahnfahrten auf Rhein, Neckar und Donau manche Farben hinzugefügt haben. Das Hochgebirge, Italien, zu dem ihn sein katholisches Herz eigentlich hinzieht, das Meer kannte er wenig oder es blieb ohne Eindruck. Seine Jugend verlebte er in altmodischem Adelsprunk; Wagenfahrten mit stattlich höfischem Apparat führten ihn durchs schlesische Land, das ihn mit Zigeunern, Spielleuten, allerlei wanderndem Slavenvolk vertraut machte; Maskerade, Theater, gepflegte Abenteuerlichkeit färbten ein im Grunde ruhiges Dasein bunt. Auf den Bäumen des heimischen Parks las er Volksbücher und -märchen; Halle führte ihn zu Goethe, den er in Lauchstädt sah, aber auch zu Steffens; Heidelbergs Herrlichkeit wurde ihm erhöht durch einen enthusiastischen Freundeskreis. Dem jugendlichen Florens ward zunächst zum Vorbild Isidorus Orientalis, Graf Otto Heinrich von Loeben, dessen „Guido", ein Extrem der Romantik, Novalis an dionysischer Schwärmerei überbot, dessen „Reisebüchlein des andächtigen Pilgers" zugleich auf Eichendorffs katholische Stimmung und Wanderlust wirkte. Aber der Jüngling überwand Loebens im Grunde unselbständige Forciertheit. Die christlich-germanische Tischgesellschaft in Berlin stärkt sein Mannesgefühl wie seine künstlerische Strenge, ohne ihn ganz in ihre politischen Kreise zu ziehen; der Freund des Hauses Mendelsohn wurde Antisemit erst gegenüber dem jüdischen Liberalismus späterer Tage, den er z. B. im Baron Pinkus verhöhnt hat. Eichendorff wurde tüchtiger Beamter, der in der katholischen Abteilung des Kultusministeriums zeitweilig eine Rolle gespielt hat — aber was bedeutet das für seine Dichtung?

Sie geht auf in lyrischen Tönen, Waldesrauschen und Waldhornklang. Er ist im Grunde Lyriker, auch wo er, unglücklich genug, sich an Drama und Satire wagt, auch wo er auf Goethes Bahnen sich im Roman versucht. Da ziehen Edelleute und Poeten ziellos durch Wälder und Schlösser und Städte, erleben Abenteuer mit knabenhaften, hingebenden, dämonischen Weibern, mit launigen und düsteren Sonderlingen: nichts Greifbares; geographische, politische, militärische Andeutungen zerplatzen, sowie man zufaßt; die Besten treibts ins Kloster oder in den fernen Westen. Wie nüchtern klar und realistisch wirkt daran gemessen Goethes vorbildliches Werk „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, wieviel fester hat Immermann in den „Epigonen“ das Leben gepackt! Eichendorffs Gestalten sind so ganz ein Teil der Natur, daß in ihrer gewaltigen Symphonie die dünnen Menschenstimmlein kaum zu hören sind.

Die Novellen, geschlossener, selbständiger, zum abenteuerlichen Inhalt geeigneter, taugen besser zu Eichendorffs lyrischer Grundstimmung. „Schloß Durande“, das Kleistschen Einfluß verrät, ist recht fest erzählt; ebenso „die Entführung“, in der der frohe Held mit männlicher Überlegenheit ein stolz sprödes Mannweib besiegt und — verschmäht. Hier dominiert das Menschengeschick. Umgekehrt gehen in den köstlichen „Glücksrittern“ der junge verfahrne Landsknecht und der alte verlumpte Student so unter in Blütenbäumen und Mondesdämmern und Stromesrauschen, im Spuk und Glanz des verlassenen Waldschlosses und schließlich in dem Wogen der Wälder, daß das menschlich Philiströse und Groteske, das auch vorkommt, daneben fast gespenstisch wirkt und daß uns keine Wunderlichkeit der lockeren Abenteuer befremdet: grade wem dabei Grimmelshausen einfällt, der Eichendorff bekannt war, der erstaunt über die Stildifferenz. Wer wäre Pedant genug, es zu monieren, daß der alte Renommist Suppius im dreißigjährigen Kriege zu Halle studiert? Den Poeten bindet keine Zeit. — Der Höhepunkt dieser Novellen bleibt doch die Geschichte des lieben „Taugenichts“, gerade weil sie ganz Lyrik ist. Der träumende Bursch handelt nicht und denkt nicht, läßt sich tragen und fahren, vom Schicksal und vom Wagen, und wundert sich gar nicht, als ihm schließlich ein

seines weißes Schlößlein und die liebe holde Frau in den Schoß fallen.

Auch Eichendorffs Gedichte träumen, in unbegrenzter Stimmung, aber ohne feste Konturen. Seine Balladen sind schwach, wo sie erzählen wollen; aber die lyrische Andeutung der Naturgewalt über das arme Menschenkind, wie Goethes „Fischer“ und „Erlkönig“ sie gibt, das kann auch er, so etwa in den wenigen Vierzeilern seiner „Lorelei“, die eine unendlich lange Jugendballade glücklich ersetzen. Dem Dichter war auch das Lied vom zerbrochenen Ringlein eine Romanze, obgleich es nur locker gereihte Stoßseufzer und Halbwünsche enthält. Solche Flucht tief gefühlter Vorstellungen und Sehnsuchten, logisch und syntaktisch von sorglosester Zusammenhangslosigkeit, das ist echte Art Eichendorffs: bei ihm ist Heines anscheinend lässige Art in die Schule gegangen. Aber was dem Sohne des Landes, aufgewachsen in der Natur, die notwendige ungekünstelte Dichtform war, Heine erringt es in künstlerischer Arbeit, was kein Tadel ist, und würzt die scheinbar lose Folge der Bilder und Gedanken mit latenten Kontrasten. Eichendorff liegt dies Kunstmittel nicht nahe; ihm ist die Natur eins: der Kontrast entsteht zwar durch das sündige oder auch spaßhafte Menschentreiben: aber ein schalkhaftes Rokokostückchen wie „Sonst“, das auf dem Gegensatz echter und menschlich verkünstelter Natur beruht, gehört doch erst späterer Zeit.

Eichendorff versenkt sich wandernd in die Natur. Er zumeist verkörpert die existence rêveuse et voyageuse, die Frau von Staël an den Deutschen auffiel. Den vagierenden Ständen, Studenten, Jägern, Soldaten, Spielleuten gehört sein Herz: so jenen Prager Studenten, die mit Fidel und Flöte zwecklos, ziellos, glückselig durchs Land schweifen, abhold aller Ofenhockerei, froh der warmen Nacht unter dem Laubdach. Solche singende Wanderlust ist alte deutsche Art von Völkerwanderung und Kreuzzügen bis zu dem Frankfurter Wanderer, der uns „Wanderers Sturmlied“ sang. In dieser Wanderpoesie berührt sich Eichendorff gebend und nehmend mit Wilhelm Müller. Aber wiederum welch Unterschied! Der arme Held der Winterreise, der traurige Müller sieht in der Natur, die er durchwandert, und ihren Phänomenen nur

sein Leid, vor dem alles verbleicht; dagegen bei Eichendorff: wie klein wird alles menschliche Leid, alle menschliche Größe vor der Größe der Natur; im Waldesrauschen verklingt das Heldenlied. Aber das Wandern, das Schwielen brachte und müde Kniekehlen, mahnte noch zu sehr an das Ich; besser das treue Roß, der lautlose Nachen, die trauliche Post, ja der verbotene Sitz hinten auf der herrschaftlichen Kutsche, der durch die Welt trägt wer weiß wohin; ferner Posthornklang erweckt ihm unendliche Sehnsucht: „ach wer da mitreisen könnte in der prächtigen Sommernacht!" Es ist keine Redensart, daß Gott in die weite Welt schickt, dem er Gunst erweisen will. „Zum Wald, zum Wald, zum schönen grünen Wald!".

In der Wunderwelt Eichendorffscher Dichtung ists fast immer Frühling, Sonne, wohl auch ein kurzer Gewitterschauer, sommerliche Mittagsglut: aber kein Winter, kein Landregen. Die schönste Tageszeit ist der Morgen, wenn der Philister im Bett liegt, die Rehe grasen, die Lerche die frische Reisenote schmettert, die Wolken rosig am Himmel ziehn. So gehts durch Wälder, an grauen Schlössern vorbei, durch verschlafene Städtchen, durch fliederschwüle Gärten; mittags rastet es sich so gut verschüttet unter Blüten, von Bienen umsummt. Plötzlich öffnet sich der Wald; vor dem Wandrer liegt die Residenz. Da macht er kehrt und taucht wieder selig unter auf verwachsenem Pfad in die Tiefen des Waldes, in die aus der Weite abendlicher Glockenklang und Hundebellen tönen, wo nur ferne Rauchsäulen menschliche Wohnungen verraten. Der Mond geht auf, die Johanniswürmchen leuchten, die Nixe lockt im Weiher, Nachtigallen schlagen, Brunnen plätschern; — eine wundersame sehnsuchtweckende Welt: Feuersbrunst, Räuberherberge, Spuk und Graus fehlen nicht: aber schließlich wird alles, alles wieder gut. Einseitig ist dieser Natursinn ein wenig: die Poesie des Kiefernwaldes, die weiße Herrlichkeit des Winters ist ihm fern; selbst Weinlese und Kirmes paßt nicht in diese Stille; aus Italiens Sonnenglanz schauen den Dichter beängstigend gespenstische Marmorfrauen und heidnische Sinnenlust an; er lobt sich die Schattenkühle des deutschen Waldes, der deutschen Morgenfrühe, die Leib und Seele gesund erhält. Der Einsiedler im Walde kündet tiefste Weisheit;

der Wald ist ein Symbol des Vaterlandes, eine grüne Burg der Freiheit. Und neben diesem einseitigen Naturenthusiasmus hat nur Gott Platz. Die Leidenschaft der Liebe kennt der Dichter nicht; ihm ist die Liebe stilles Glücksgefühl oder ruhige Melancholie; denn „Nichts ist so trüb in Nacht gestellt, der Morgen macht es wieder gut". Glühende oder stolze Weiber sind ihm unheimlich und sie gelingen ihm nicht; er ehrt nur die zögernde Schamhaftigkeit der keuschen zarten Seele. Über die freie, die emanzipierte Frau hat er sich so grob geäußert, wie es dieser feine Geist kaum jemals sonst getan hat. Aber auch die großen starken Männer der Tat und des Geistes liegen ihm nicht ganz; seine wahren Helden, seine Lieblinge sind der Landsknecht, selig im Walde verschollen, der liebe Taugenichts und Faulpelz; die Poesie der Arbeit fehlt ganz; sein Graf Friedrich erkennt die Fruchtlosigkeit des Schaffens. Der Heros ist ihm im Grunde heidnisch, wie er denn zur Antike gar kein Verhältnis hat; schwerlich hätte er die Kampfesenergie Heinrichs v. Plauen verherrlicht, wenn es da nicht an seine geliebte Marienburg gegangen wäre, die er, wie Plauen vor den Polen, so vor den Bureaukraten gerettet hat. Zumal die Revolutionäre, der Jäger des Schlosses Durande, der Hauptmann in der „Stillen Gemeinde" haben unbedingt Unrecht. Jede soziale Nivellierung weist der Romantiker mit milder Entschiedenheit zurück: der Dr. Magog (Demagog), der Rüpeln mit hohlem Bombast für die Freiheit begeistert, fällt in Wahrheit auf die Silberwäscherin des Baron Pinkus herein; Libertas herrscht in einem herrlichen Traumschloß im Walde, unbekannt den Demagogen und Juden.

Die Natur in menschliche Ordnung umgesetzt ist ihm die Kirche, während der Staat dem preußischen Geheimrat etwas Künstliches behielt. Eichendorff sah die Geschichte an von einem katholischen Standpunkt wie Böhmer und Janssen, aber mit einer arglos liebenswürdigen Blindheit, die entwaffnet. Marienlieder begleiten ihn durchs Leben: Marias Bild ist ihm eine Blume, erspossen aus Liebe, Frühling, Erinnerung und Hoffnung, aus allem was auf Erden wert und teuer ist. Der Pilger zur Himmelshöh ist ihm auch ein

Wanderer, den er liebt; selbst den Tod des geliebten Kindes verwindet er, weil er es jetzt glücklicher weiß.

In dieser stillen Zuversicht berührt ihn der Wechsel der Welt wenig. Auf dem Weltmarkt großer Städte lernt das beschauliche Gemüt die schlimme Zeit am deutlichsten kennen und verwerfen. Der Posthornfreund bekreuzt sich vor den Eisenbahnen, die das Reisen, das ihm Selbstzweck war, möglichst schnell zum Ende bringen wollen. Er blieb das Kind seiner Jugend: Bismarck schrieb 1857 seiner Frau sehr verwundert: „Weißt du, daß Eichendorff noch lebt?"

Er lebt noch heute. In seiner einseitigen Ganzheit steckt sogar etwas Männliches und Großes. Und in seiner Dichtung lebt ein Natur- und Gottesfrieden, der um so kostbarer ist, je seltner ihn die Gegenwart gönnt. Wenn wir aus der Großstadtkultur in die Wald- und Bergeseinsamkeit flüchten, die freilich immer seltner wird, so führt uns Eichendorffs Geist; er hält Bedürfnisse lebendig, die sonst einschrumpfen könnten. Und der Dichter des liebenswürdigsten Faulpelzes warnt auch vor jener Unrast der Tätigkeit, die uns unter dem Mantel der Pflichttreue jede Zeit raubt, die schäbigen Flügel zum letzten Fluge zu putzen. Wir werden Eichendorff lieben, so lange Waldesgrün und das Blauen ferner Berge in deutscher Jugend ahnende Sehnsucht weckt.

Was von Eichendorff, gilt im Grunde von der ganzen Romantik. Auch Kunst und Geschichte, Traum, Ahnung, Gefühl lösen durch Sehnsucht von dem Drucke des geschäftigen Alltags. Die Romantik hat nie Zweifel gelassen, daß ihr Schönheit und Ideal tausendmal wichtiger sind als das Nützliche und die Wirklichkeit. Die Neugeburt Preußens, die Wissenschaft und weithin selbst die Politik des 19. Jahrhunderts haben gezeigt, welche ungeheuren realen Kräfte trotzdem und eben darum in der Romantik lebten. Und wenn der von Natur und Kultur zunächst unzweifelhaft bevorzugte Süden und Westen des Reiches sich bewußt hält, daß diese romantischen Kräfte sehr wesentlich aus nordöstlichen Impulsen erwachsen sind, so wird der Südwesten um so geneigter sein, die (echt romantische) Weisheit anzuerkennen: das ganze

Deutschland soll es sein. Die Romantik hat an allen großen Epochen deutscher Geschichte, oft verkannt, ihr gerüttelt Maß von Anteil gehabt. Die Sehnsucht, die rückwärts schweift und in die blaue Ferne, sie treibt auch vorwärts und zur Höhe. Wer der Ewigkeit aus treuem Herzen dient, der frommt auch dem Tage am besten.

Ein rechter Strom bricht immer
Ins ewige Meer hinein.

Westdeutschland zur Römerzeit.[1]

Von Professor Dr. Hans Dragendorff in Frankfurt a. M.

Im Jahre 55 v. Chr. hat C. Julius Caesar zum ersten Mal ein römisches Heer auf das rechte Rheinufer geführt. Bisher waren die Römer nur mit gleichsam entwurzelten Germanenscharen, wie den Cimbern, den Sueben Ariovists handgemein geworden; jetzt standen sie auf germanischem Boden, in einem Gebiet, das seit geraumer Zeit von geschlossenen germanischen Volksmassen bewohnt war. Und war Caesars Rheinübergang zunächst auch nur ein Demonstrationszug, der einstweilen ohne weitere Folgen blieb, so bezeichnet er doch den Anfang einer großen Wendung in der Weltgeschichte. Mit ihm beginnt das Jahrhunderte lange Ringen zwischen Germanentum und Romanentum. Von nun an spielt ein beträchtlicher Teil der äußeren Geschichte Roms sich an der germanischen Grenze ab, an der Rom Jahrhunderte lang sein stärkstes Heer unterhalten mußte. Rom hatte seinen gefährlichsten Gegner gefunden, den Gegner, dem es schließlich erlegen ist. Deutschland aber tritt mit diesem Augenblick in unmittelbare Beziehungen zur klassischen Kultur, die es seitdem nie wieder ganz verloren hat. So bezeichnet Caesars Rheinübergang zugleich auch den entscheidenden Wendepunkt in der kulturellen Entwicklung Deutschlands.

Caesar hatte den Rhein bis in sein Mündungsgebiet zur Grenze des Römerreiches und eine geschlossene gallische Bevölkerung im Gebiet des heutigen Frankreich, Belgien und der Westschweiz Rom untertan gemacht. Am ganzen Mittel- und Niederrhein waren die Römer dadurch Nachbarn germanischer Stämme geworden, die gerade damals in starker Bewegung nach Westen begriffen, den Rhein zu überschreiten

---

[1]) Die fünf Vorträge, die von Lichtbildern begleitet waren, erscheinen hier in stark verkürzter Form.

begonnen, sich da und dort bereits auf dem linken Rheinufer seßhaft gemacht hatten. Wie sie schon lange die gallischen Landschaften beunruhigt hatten, so bedrohten sie auch weiterhin ständig die neuen gallischen Provinzen Roms. Ob Caesar selbst die Rheingrenze als eine definitive angesehen hat, wissen wir nicht. Jedenfalls ist sie tatsächlich Jahrzehnte lang die Grenze des römischen Weltreiches geblieben. Es sind die Jahrzehnte, in denen Augustus und Agrippa Gallien organisieren, das erstaunlich rasch sich dem römischen Einfluß erschließt und eine der blühensten Provinzen des Reiches wird. Lyon, das Zentrum der gallischen Provinzen wird zugleich der Mittelpunkt des großartigen Straßensystems, durch das Agrippa ganz Gallien erschloß und das dem Römer gestattete rasch sein Heer an jeden bedrohten Punkt, auch an jeden Punkt der Rheingrenze zu werfen, an der immer wieder räuberische Germanenscharen zu Einfällen in das römische Gebiet bereit auftauchten. Das Okkupationsheer in Gallien hat damals noch die doppelte Aufgabe, das neu unterworfene Gallien botmäßig zu halten und es gegen die Germanen zu verteidigen. Dem entspricht seine Aufstellung: das Heer bleibt zunächst in Gallien, die Rheingrenze wird noch nicht dauernd militärisch besetzt und die Verteilung des Heeres trägt einen rein defensiven Charakter. Die Truppen stehen an den Punkten, von wo aus sie am bequemsten jeden beliebigen Punkt in Gallien und an der Rheingrenze erreichen können, und die ersten Stützpunkte der Römer am Rhein liegen an den Stellen des linken Ufers, wo die Straßen aus gallischem Gebiet den Strom erreichen; ihre Bedeutung beruht auf ihren rückwärtigen Verbindungen; so Neuß, so Urmitz im Neuwieder Becken, wo archäologische Forschung früheste Funde nachgewiesen hat.

Diese Organisation des Schutzes konnte keine endgültige sein. Nach dem Jahre 15, vornehmlich aber nachdem die Unterwerfung der Alpenvölker vollendet und die Grenze hier bis an die obere Donau vorgeschoben war, beginnt ein Umschwung in der Politik den Germanen gegenüber. Augustus faßt den Plan, das ganze Gebiet, das sich wie ein Keil zwischen obere Donau und Rhein in römisches Land schob, zum Reiche zu schlagen, dadurch eine leichtere Vereinigung der Donau- und Rheinarmee zu ermöglichen, die Grenze des

Römerreiches bis zur Elbe vorzuschieben und die ständig drohenden unruhigen Nachbarn der gallischen Provinz Rom untertan zu machen. Jetzt werden die gallischen Garnisonen aufgegeben. Der Rhein wird die Operationsbasis und zwei große Standlager werden bei Xanten und bei Mainz angelegt. Ihre Lage ist bezeichnend: sie ist eine rein offensive, an den Punkten, wo am rechten Rheinufer die natürlichen Einmarschlinien nach Germanien münden. Die beiden Hauptlager werden durch eine ganze Kette kleinerer Kastelle, deren Anlage sich an den Namen des Drusus knüpft, Erdwerke, wie auch die beiden Hauptlager, verbunden, von denen eine ausgebildetere Ausgrabungstechnik, nachdem sie sich lange der Beobachtung entzogen, in den letzten Jahren schon eine ganze Anzahl hat nachweisen können. Dazu kommt als eine weitere Vorbereitung der Drususkanal, der der Flotte eine Kriegs-Verbindung vom Rhein zur Nordsee und damit an die deutsche Küste schafft.

Nach diesen Vorbereitungen beginnen die Operationen gegen die Germanen, die Kriegszüge der Römer namentlich im Nordwesten Deutschlands, die die Römischen Heere bis an die Weser und Elbe geführt haben, und die seit lange eins der beliebtesten Themen der lokalen Forschung bilden, ohne daß bisher in wichtigen Punkten, wie der Lokalisierung der Feste Aliso an der Lippe oder der Varusschlacht eine Einigung erzielt wäre. Auf diese Controversen kann natürlich im Rahmen unserer Betrachtungen hier nicht eingegangen werden.

Der Tod des ersten Führers der Römer, des Drusus, der bis an die Elbe gelangt ist, bringt keine prinzipielle Änderung in der römischen Politik. Im Jahr 4 n. Chr. kann Tiberius tief drinnen in Germanien überwintern. Eine römische Flotte läuft in die Elbe ein und fährt hoch an der jütischen Halbinsel hinauf. Es fehlte nur noch wenig und die Verbindung zwischen oberer Donau und Elbe war hergestellt, ganz West- und Süddeutschland unterworfen. Da wurde Tiberius durch den in Pannonien ausgebrochenen Aufstand vom germanischen Kriegsschauplatz abberufen und als nach mehreren Jahren der Aufstand endlich niedergeworfen war, erfolgt in Germanien der Schlag, der wiederum einen Wendepunkt in der Weltgeschichte bedeutet, die Vernichtung des

Heeres des Varus in der dreitägigen Schlacht im saltus teutoburgiensis. Von diesem Moment an scheint es, als ob die zähe Energie der Römer in der Erreichung des gesteckten Zieles dahin sei. Zwar hat Tiberius schnell die unmittelbaren Folgen der Schlappe getilgt und sein Neffe Germanicus ist noch mehrfach tief nach Germanien hineingedrungen, aber seine Erfolge waren teuer erkauft, und schließlich wird er von dem mittlerweile auf den Kaiserthron gelangten Tiberius zurückberufen. Der Plan der Eroberung Germaniens bis zur Elbe wird aufgegeben. Germanien bleibt frei.

27 Jahre sind römische Heere durch Nordwestdeutschland gezogen — eine kurze Episode in der Jahrtausende langen Geschichte des Landes, zu kurz, als daß diese Zeit einen tieferen Einfluß auf die Kultur des Landes gehabt haben könnte. Eine ganze Reihe römischer Lager müssen im Boden Westfalens stecken. Erst ganz allmählich haben wir mit wachsender Ausgrabungstechnik und geschärftem Beobachtungsvermögen gelernt, die Reste dieser Zeit mit Sicherheit nachzuweisen. Gar viele angebliche Römerlager haben schärferer Prüfung nicht stand gehalten, und haben sich als anderen geschichtlichen Perioden zugehörig herausgestellt. Nachgewiesen sind seit wenigen Jahren auf Westfälischem Boden zwei sichere Römerlager, vielleicht noch ein drittes — und doch bedeutet dieser Nachweis einen ungeheuren Fortschritt. Endlich können wir jetzt wenigstens zwei Punkte im Lande festlegen, die eine bedeutsame Rolle in der Geschichte dieser Kriegszüge gespielt haben und sich einordnen lassen müssen in das Gerippe mehr oder weniger gut überlieferter Tatsachen dieser Kriegsgeschichte. Seit 10 Jahren kennen wir den großen Römerplatz bei dem Städtchen Haltern an der Lippe, an dem die Römer während jener 27 Jahre immer wieder geweilt haben. Ein Lager auf dem St. Annaberge, mehrere zeitlich aufeinanderfolgende kleine Befestigungen am Ufer eines alten Lippelaufes, wohl zum Schutze des Lande- und Magazinplatzes bestimmt, dessen Spuren unmittelbar unterhalb entdeckt sind, endlich nördlich davon der große Lagerplatz, der nacheinander drei Anlagen getragen hat, sind bereits nachgewiesen und werden trotz der Schwierigkeiten, welche die Feststellung solcher reiner Erd- und Holzbauten dem Ausgräber bieten, mehr und mehr auf-

geklärt. Schon können wir durch genaue Beobachtung der Einzelfunde sagen, daß das Lager auf dem Annaberg die älteste Anlage ist, können erkennen, daß darauf das ca. 35 ha große leicht gebaute sogenannte Feldlager, auf dieses das weit festere ca. 20 ha große Lager folgte, das lange besetzt gewesen ist, in dem man sich, offenbar während der ruhigen Jahre vor der Varuskatastrophe, schon recht behaglich eingerichtet hatte. Wir sehen die Katastrophe herein brechen — gerade dieses Lager ist offenbar in Folge der Varusschlacht in Flammen aufgegangen. Wir sehen endlich, wie nachher nur noch flüchtige vorübergehende Belegungen des Platzes stattfinden, durchaus passend zu den sprunghaften Operationen der letzten Jahre.

Seit 4 Jahren ist neben Haltern ein zweites Römerlager bei Oberaden an der Lippe gekommen, noch größer als das eben genannte „Feldlager"; ein Lager, für die Dauer gebaut, wie die Reste der sorgfältig bearbeiteten hölzernen Bauglieder zeigen, aber, wie der methodische Vergleich der Einzelfunde mit denen von Haltern zeigt, nur kurze Zeit und zwar nur in der Zeit der frühesten Anlagen in Haltern, also sagen wir kurz nur in der Drususzeit, besetzt gehalten.

Ein drittes Lager, bei Kneblinghausen über dem Möhnethal gelegen, hat, trotzdem es vollkommen römische Lagerform aufweist, noch immer keine entscheidenden römischen Kleinfunde hergegeben. Dafür können wir jetzt vielleicht einen festen Punkt auf der von Mainz nach Hessen hineinführenden Operationslinie nachweisen: in einem großen der Spät-latène-Periode angehörigen Ringwall bei Niedenstein in Hessen erkennen wir mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit Mattium, die von Germanicus im Gebiet der Eder zerstörte Burg der Germanen.

Alle diese Ergebnisse neuerer Forschung berechtigen zu der Hoffnung, daß wir durch methodische Arbeit wenn auch nur ganz allmählich weiter kommen, und daß wir einmal dahin gelangen werden, den ganzen Wust der bisherigen Hypothesen bei Seite kehren und durch Tatsachen ersetzen zu können.

Nach der Rückberufung des Germanicus ist der Rhein im wesentlichen wieder die Grenze des Römerreiches. Nur im Mündungsgebiet reicht der römische Einfluß beträchtlich darüber hinaus. Sonst werden nur einige wenige Punkte

im unmittelbaren Vorlande der Rheinfestungen gehalten und im allgemeinen ein schmaler Streifen auf dem rechten Ufer von den Germanen freigehalten. Man sucht sich von den unbequemen Nachbarn möglichst zu isolieren, und daß es gelungen, zeigt das Fehlen römischer Fundstücke des weiteren I. nachchristlichen Jahrhunderts auf westfälischem Boden. Das römische Heer bleibt zwar am Rhein, aber der ganze Grenzschutz trägt einen rein defensiven Charakter ebenso wie die wenigen Kriegszüge über den Rhein, von denen wir in der Folgezeit hören. Die für die Offensive in großen Massen zusammengehaltenen Truppen werden jetzt verteilt. Unter Claudius sind die großen Zweilegionenlager reduziert worden, indem man je eine der Legionen in ein neues Lager legte. Am Rhein aber richtet man sich für die Dauer ein. Die Holz- und Erdkastelle flüchtiger Bauart werden allmählich durch Steinkastelle ersetzt.

Donau und Rhein waren wieder die Grenze; der zwischen den Strömen in römisches Gebiet einspringende Winkel blieb, aber er konnte nicht immer bleiben. Der alte Plan der Vorschiebung der Grenze wird wenn auch in bescheidenem Umfang wieder aufgenommen. Mit Vespasian beginnt die allmähliche Wiederbesetzung rechtsrheinischen Gebietes in Südwestdeutschland, deren endliches Resultat der obergermanisch-rhätische Limes, der römische Grenzwall bildet, der von Hönningen am Rhein bis Hienheim an der Donau als das größte Denkmal der Römerzeit auf deutschem Boden noch heute vor uns steht. Die schriftliche Überlieferung schweigt über diese großartige Grenzsperre fast völlig. Ihre Geschichte hat ihr erst die vom deutschen Reich unternommene planmäßige Untersuchung der Reste gegeben. Wir haben gelernt, daß unter Vespasian im Jahr 74 die Heerstraße von Straßburg durch das Kinzigtal nach der Donau gebaut ist, die sich in Rottweil-Arae Flaviae mit der von Vindonissa, dem am Zusammenfluß von Aare, Reuß und Limmat gelegenen Legionslager kommenden, vereinigt. Wir wissen ferner, daß noch in flavischer Zeit auch die Wetterau ins römische Reich einbezogen ist, und die Grenze über den Kamm des Taunus vorgeschoben wurde, sodaß die großen Ringwälle, die Refugien und Schlupfwinkel der Germanen, von denen aus sie das

römische Gebiet beunruhigten, in das römische Reich einbezogen wurden. Bewacht wurde die Grenze durch Wachtkommandos, die in Türmen und kleinen Kastellen verteilt an dem Grenzweg standen und ihren Rückhalt in den in der Ebene in größeren Kastellen liegenden Truppenkörpern hatten. Wohl auch schon in dieser Zeit hat man diesen Teil der Grenzwehr mit dem südlichen durch eine Linie verbunden, die vom Main oberhalb Wörth durch den Odenwald südwärts zog, und bald darauf wohl auch den Taunuslimes nordwärts bis nach Hönningen, der Grenze der Provinzen Ober- und Niedergermanien gegenüber, verlängert. So war das ganze in die römische Reichsgrenze einspringende Dreieck dem römischen Reiche einverleibt, auf viel kürzerem Weg konnten die römischen Truppen von der Donau nach Mainz gezogen werden.

Die Limesforschung hat uns aber weiter auch gelehrt, daß der Limes anfangs nur ein von einem Zaun begleiteter Grenzweg war, an dem hölzerne Wachttürme und die erwähnten Kastelle standen. Erst auf einer späteren Entwickelungsstufe, wahrscheinlich unter Hadrian hat man eine förmliche Palissade errichtet. Dann beginnt man, die Holztürme durch steinerne zu ersetzen. An der Odenwaldstrecke ist das unter Antoninus Pius geschehen, wie mehrere Bauinschriften solcher „burgi" ergeben. Bald darauf, ebenfalls noch unter diesem Kaiser, ist dann hier der Limes noch einmal nach Osten vorgeschoben worden. Dieses jüngste Stück verläßt den Main oberhalb Miltenberg und läuft, streckenweise in schnurgerader Richtung, südwärts auf den Staufen zu. Die Kastelle der alten Linie werden geräumt und durch entsprechende an der neuen Linie gelegene ersetzt. Immer noch fehlte auch jetzt dem Limes das, was wir als sein eigentliches Charakteristikum anzusehen gewohnt waren, Wall und Graben. Wir wissen jetzt, daß diese Sperre als weiterer Schutz gegen die immer häufiger die Grenze überschreitenden Feinde erst in der letzten Phase der Grenzwehr entstanden ist und nur etwa 50 Jahre bestanden hat.

Mit der Vorschiebung des Limes auf die äußere Linie hat das Römerreich seine größte Ausdehnung in Germanien erreicht. Fast ein halbes Jahrtausend hat das linke Rhein-

ufer unter römischer Herrschaft gestanden, nur 200, zum Teil nur 100 Jahre lang das rechte. Das muß einen tiefgehenden Unterschied in der kulturellen Entwicklung der beiden Rheinufer bedingen. Weit größer aber mußte die Kluft zwischen dem römischen Germanien und dem freigebliebenen Deutschland werden. Den Unterschied, den diese Jahrhunderte römischer Herrschaft in deutsches Gebiet getragen, hat ein Jahrtausend deutscher Geschichte nicht zu verwischen vermocht. Er wirkt durch das Mittelalter fort und wirkt in gewissem Sinne noch heute.

II.

Im Gefolge des römischen Eroberers ist klassische Kultur in Germanien eingezogen. Während man die alten Kulturländer des Ostens wohl äußerlich römisch organisieren, aber niemals wirklich hat romanisieren können, waren Gallien und Germanien, zu denen bisher nur auf einzelnen Wegen gleichsam vereinzelte Tropfen klassischer Kultur durchgesickert waren, kulturelles Neuland, und während in der östlichen Hälfte des Mittelmeergebietes die römische Eroberung griechischer Kultur zur weiteren Ausbreitung verholfen hatte, war für dieses Gebiet Italien vermöge seiner geographischen Lage die natürliche Vermittlerin der klassischen Kultur. Gallien und Germanien konnten romanisiert werden und mußten romanisiert werden. Caesar und Augustus haben das beide klar erkannt. Die erste Gelegenheit, Massilia, die alte Eingangspforte griechischer Kultur nach Gallien, zu brechen wird benutzt, die bereits stark griechisch durchsetzte Südprovinz, Gallia Narbonnensis, wird vom übrigen Gallien abgetrennt, die Alpenpässe, die italischer Kultur einen direkten Weg ins mittlere Gallien und nach Germanien öffnen, werden gebahnt.

Der Süden Galliens hatte unter dem Einflusse Massilias bereits eine gewisse Kulturhöhe erreicht. Hier endete die Handelsstraße, die seit Jahrhunderten das Zinn aus Britannien durch Gallien hindurch ans Mittelmeer brachte und im Austausch dagegen griechische Kulturerzeugnisse und griechische Einflüsse tief nach Gallien hineintrug. Hier, namentlich in der späteren Provinz Gallia Narbonnensis, war die städtische Siedelungsweise schon ganz ausgebildet und wurde von den

römischen Eroberern anerkannt. Auch in einem großen Teil des übrigen Galliens waren, als Caesar ins Land kam, schon bedeutende Ansätze zu städtischer Siedelungsweise gemacht. Eine ganze Anzahl der alten Fluchtburgen war bereits zu ständig bewohnten festen Siedelungen geworden, und auch sonst im Lande hatten sich schon geschlossene Ansiedelungen von städtischem Gepräge gebildet. Im Gegensatz aber zur städtischen Verfassung Griechenlands und Italiens beruht die gallische Verfassung noch durchaus auf dem Gau und die Römer haben diese Gauverfassung der Gallier beibehalten. Die Städte sind nur Vororte des Gaues. Unter römischer Herrschaft aber haben sie sich rasch und glänzend entwickelt. Wo sie bisher noch gefehlt hatten, wie namentlich im Nordosten des Landes, der kulturell am weitesten zurückgeblieben war, entstanden unter römischem Einfluß neue städtische Siedelungen. Das beste Beispiel einer solchen bietet Trier, die unter Augustus gegründete Augusta Treverorum, eine vollkommen regelmäßige, künstliche, einheitliche Anlage mit geraden rechtwinklig in gleichen Abständen sich schneidenden Straßen — die älteste Stadt auf deutschem Boden.

Ein Hauptgrund für die kulturelle Rückständigkeit des nordöstlichen Gallien gegenüber dem Süden und Südwesten lag zweifellos in der Störung der friedlichen Entwickelung, die hier seit längerer Zeit germanische Eindringlinge hervorgerufen. Die Völker Deutschlands, die weiter abseits von den Quellen und Wegen der Kultur in der kulturellen Entwickelung zurückgeblieben und noch nicht zu völliger Seßhaftigkeit gelangt waren, drängen gerade damals energisch nach Südwesten, angelockt durch den Reichtum Galliens. Die Cimbern und Teutonen, die Helvetier, die aus Süddeutschland in die Schweiz einwandern und von dort zu Caesars Zeit nach Gallien vordringen, die Sueben unter Ariovist, die durch die Pfalz und das Elsaß den Weg nach Gallien suchen, sind alle verwandte Erscheinungen. Am Niederrhein, wo sie nach Ausweis der Gräberfunde offenbar schon seit Jahrhunderten das rechte Ufer besetzt hielten, waren sie schon vor Caesars Zeiten vielfach hinübergeflutet und namentlich in der Gallia Belgica vielfach auf dem linken Ufer seßhaft geworden. Gerade der Stamm der Treverer rühmte sich germanischer Abstammung.

Waren die Treverer in der Tat Germanen, oder wenigstens von starken germanischen Elementen durchsetzt, wofür mancherlei spricht, so müssen sie schon lange vor Caesar eingewandert sein. Denn zu dessen Zeit erscheinen sie vollkommen keltisiert. Der Prozeß der Seßhaftmachung germanischer Völker auf dem linken Rheinufer setzt sich in römischer Zeit fort. Caesar siedelt Teile der Scharen des Ariovist in der Pfalz und im Elsaß an, Agrippa die Ubier um Cöln, Tiberius die Sigambrer am Niederrhein. So werden die Gallier mehr und mehr vom Rhein abgedrängt. Bei den Germanen war im Gegensatz zu den Galliern städtische Siedelungsweise noch ganz unentwickelt. An ein paar Punkten nur scheint eben der erste Schritt getan, die Fluchtburgen in ständig bewohnte Siedelungen zu verwandeln. Diese Grundbedingungen für die kulturelle Entwickelung der von Rom neueroberten Provinzen muß man sich klar vor Augen halten um die völlige Verschiedenheit der Entwickelung im Zentrum und Süden Galliens einerseits, im Nordosten und am Rhein andererseits zu verstehen. Dort eine seit lange ansässige gallische oder gallisierte Volksmasse, die eine eigene Kultur entwickelt hatte, hier massenhafte fremde, minder kultivierte, zugewanderte, am Rhein sogar fast durchweg germanische Bevölkerung, die erst kürzlich über den Rhein gekommen, hier noch kaum Wurzel gefaßt hatte, sowohl ihren Stammesgenossen über dem Rhein, gegen die sie die Rheingrenze schützen sollten, als den westlichen Nachbaren die sie zurückgedrängt, feindlich und fremd. Dazu kommt als mindestens ebenso schwerwiegend ein zweites: während ins Innere der gallischen Provinzen im Gefolge der römischen Okkupation wohl eine Menge Römer, Italiker und andere Angehörige des Weltreiches einwandern, Kaufleute, Beamte usw., aber immer Einzelpersonen, so wird an die Rheingrenze nach kurzem Aufenthalt in Gallien für Jahrhunderte das gewaltige Heer verlegt, eine geschlossene Masse, in großen Abteilungen zusammengehalten, teils Legionen, römische Kerntruppen, teils mehr oder weniger romanisierte Hilfstruppen, die als ein geschlossener Fremdkörper der germanischen Bevölkerung ihres Garnisonsgebietes gegenüberstehen, untereinander durch das Gefühl der Reichszugehörigkeit zusammengehalten. Es liegt auf der Hand, daß unter

diesem Einfluß die Entwickelung des Grenzgebietes ganz andere Wege gehen mußte, als die des inneren Gallien. Das Ergebnis war in Gallien eine reich entwickelte gallo-römische Mischkultur, im Grenzlande eine verrohte italische Kultur.

Und endlich noch ein weiterer damit zusammenhängender Unterschied: bilden künftig in Gallien die aus den Vororten der Gaue erwachsenden Städte die Kulturzentren, so am Rhein die militärischen Lager. Jedes solche Lager ist ein kleines Zentrum für sich, das die kultivierten Elemente zusammenhält. Zu den Soldaten kommen die Händler, Marketender usw., die sich vor den Lagern in Lagerdörfern zusammensiedeln, kommen ausgediente Soldaten, die sich in der Nähe niederlassen. Die städtischen Siedelungen am Rhein erwachsen aus diesen Lagerdörfern. Sind die Bewohner der gallischen Städte in erster Linie die Gallier selbst, so ist am Rhein das städtebildende Element das eingewanderte, fremde. Bildet dort die römische Zeit schon vorhandenes nur weiter, so bringt sie hierher etwas ganz neues, der unterworfenen Bevölkerung durchaus fremdes, das im Gegensatz zu deren bisherigen Gewohnheiten steht und noch hundert Jahre später von den Germanen als etwas durchaus fremdes empfunden wird. Alle rheinischen Römerstädte sind ursprünglich aus Lagerdörfern erwachsen und zeigen das auch in ihrem Plan deutlich genug.

Alle diese Orte sind nach römischem Recht keine Städte. Lager und Stadt schließen sich nach römischer Anschauung aus. Cöln wird Stadt erst als man im Jahre 50 n. Chr. das Legionslager von dort wegverlegte. Nun wurde die bürgerliche Niederlassung, die sich schnell und vorteilhaft entwickelt hatte, als Colonia Claudia Agrippina eine Stadt römischen Rechts, die älteste Stadt am Rhein, die älteste Stadt in germanischem Gebiet. Wie gering hier noch das Bedürfnis nach städtischer Siedelung war, zeigt der Umstand, daß erst ein halbes Jahrhundert später in der zur Colonia Ulpia Traiana erhobenen bürgerlichen Ansiedlung beim Legionslager Vetera eine zweite Stadt hinzukommt, die Vorläuferin des heutigen Xanten.

Mit der städtischen Siedelung haben die Römer ein vollkommen neues Kulturelement in germanisches Gebiet ge-

bracht. Und fremd ist es den Germanen noch lange geblieben. Als in der Mitte des III. Jahrhunderts das östlich vom Rhein liegende Land wieder germanisch und von der romanisierten Bevölkerung verlassen wird, hören auch die städtischen Siedelungen auf dem rechten Rheinufer auf. Die Städte auf dem rechten Rheinufer sind im Gegensatz zu denen des linken Neugründungen des Mittelalters. Die ganz vereinzelten Ausnahmen, wie Ladenburg am Neckar, bestätigen nur die Regel, denn da handelt es sich um vorgeschobene Posten, die die Römer auch nach dem sonstigen Verlust des rechten Ufers nachweislich weiter besetzt gehalten haben.

Ganz anders die Städte auf dem linken Rheinufer. Unter dem Eindruck der sich immer häufiger wiederholenden Germaneneinfälle werden die Städte nicht nur im Grenzgebiet, sondern auch in ganz Gallien vom Ende des II. Jahrhunderts an ummauert. Während bis dahin die Lager an der Grenze die Provinz schützten, übernahmen jetzt die Städte einen guten Teil dieses Schutzes selbst, und damit wird ihnen eine neue Rolle zugewiesen.

Die Städte sind jetzt aber noch mehr als militärische Stützpunkte. Je unsicherer das Land wird, desto mehr ziehen sich die Träger römischer Kultur in die Städte. Durch diesen engen Zusammenschluß der wirklich romanisierten Elemente hat sich erst die Romanisierung der Provinzen Galliens vollendet. Erst in dieser Spätzeit sind die Städte die eigentlichen Träger der römischen Kultur geworden; sie haben den Zusammenbruch des römischen Reiches überdauert, unter den neuen germanischen Machthabern als Kulturzentren weiter gelebt und eine höhere, städtische Kultur über die Wirren der folgenden Jahrhunderte ins Mittelalter hineingerettet. Die kulturelle Überlegenheit des linken Rheinufers über das rechte, die sich bis tief ins Mittelalter hinein fühlbar macht, beruht auf der städtischen Kultur, die es aus der Römerzeit gerettet hat. Bis etwa 900 gibt es in Deutschland nur Römerstädte. So lange hat die Saat der Römerzeit sich lebensfähig erwiesen.

Das Bild der Besiedelung des Landes wäre aber nicht vollständig, wenn wir nicht neben den militärischen Anlagen und den Städten auch noch der ländlichen Siedelungen gedenken wollten. Ländlicher Siedelungsweise hat auch in römischer

Zeit der größte Teil der Bewohner Galliens und Germaniens gehuldigt, während gleichzeitig in den klassischen Ländern das flache Land mehr und mehr verödete.

Die Frage, ob die Germanen von Anbeginn an die Einzelsiedelung bevorzugt oder in lockergebauten Dörfern gehaust haben, denen man dann gern die Einzelsiedelung als etwas ursprünglich keltisches gegenüberstellt, ist noch immer nicht endgültig entschieden. Sie läßt sich vielleicht in dieser Form so kurzweg garnicht beantworten, vielmehr mögen wohl immer die lokalen Verhältnisse, und die damit zusammenhängenden Wirtschaftsverhältnisse, vor allem die Bodenverhältnisse ein entscheidendes Wort dabei mitgesprochen haben. Sicher ist, daß auch in den germanischen Teilen der römischen Provinz die Einzelsiedelung eine maßgebende Rolle gespielt hat, ebenso sicher aber auch, daß die Einzelhöfe, so weit wir sie in Resten noch nachweisen können, zum größten Teil und ursprünglich von den eingewanderten Fremden ausgehen. Ob die kleinen Hütten der eigentlichen Landeskinder in geschlossenen Dörfern, in lockeren Gruppen oder ebenfalls vereinzelt inmitten ihres Landbesitzes gelegen haben, wissen wir zur Zeit noch nicht. Die Besitzer der nachweisbaren Einzelhöfe, der Villae rusticae, sind eine Art Oberschicht der Landbevölkerung, zum mindesten unseren Großbauern vergleichbar. Sie sind, wie ihre Hinterlassenschaft zeigt, bis zu einem gewissen Grade romanisiert, ja vielfach gehören sie dem am durchgreifendsten romanisierten Bestandteil der Bevölkerung, dem Soldatenstande an. Es sind die Veteranen, die sich nach geleisteter Dienstzeit im Lande, in dem sie heimisch geworden, ansässig machen. Es hat den Anschein, daß die Regierung diese Ansiedelung durch Landanweisungen unterstützt hat. Denn in gewissen Gegenden, wie in der fruchtbaren Wetterau, im Rheintal, an der Bergstraße, im Basler Gebiet verteilen sich die Villae rusticae in so gleichmäßigen Abständen, daß man an geregelte Landanweisungen glauben möchte.

So viele Abweichungen diese Gutshöfe durch wechselnde persönliche Bedürfnisse aufweisen, so lassen sie sich doch auf einen Grundtypus zurückführen, den wir durch zahlreiche Beispiele kennen. In dem Gehöft mit seinen Wirtschaftsgebäuden liegt das steinerne Wohnhaus, dessen Räume sich

um einen Innenhof gruppieren. Die Front bildet in der Regel eine langgestreckte Halle, von zwei vorspringenden Gemächern flankiert. Es ist eine Grundrißbildung, die aus dem Süden mitgebracht ist und sich ebenso beispielsweise in Nordafrika findet, wo uns Mosaiken das beste Bild ihres Aufbaues geben. Viel anders kann aber auch schon zwei Jahrhunderte früher die Villa des Scipio, die Seneca schildert, nicht ausgesehen haben.

Ein gewisser Komfort zeichnet auch diese Villae rusticae aus. Namentlich findet sich bei ihnen die Heizung einzelner Räume, ein Luxus, den der Süden in gleichartigen Bauten nicht kennt, eine Folge des rauhen Klimas Germaniens. Hand in Hand geht damit die ausgiebige Verwendung des Glasfensters. Auch Bäder sind vielfach in diesen Gutshöfen zu finden, oft, was für den allmählich steigenden Luxus während der Zeit friedlicher Entwickelung spricht, nachträglich angebaut.

Immerhin ist der Luxus dieser Gutshöfe bescheiden gegenüber den großen Prachtvillen, deren Ruinen noch heute beredtes Zeugnis für das Blühen der Provinz unter römischer Herrschaft, für den Reichtum ihrer Bewohner und für die Sicherheit der Verhältnisse während der langen Jahrzehnte ablegen, da der sprichwörtlich gewordene römische Friede, die größte Leistung des römischen Weltreiches, das die Kriege an die Grenzen bannte, in so weiten Gebieten und so dauernd herrschte, wie nie in der Weltgeschichte wieder. So charakteristisch die kleinen Gutshöfe für das germanische Grenzgebiet sind, so charakteristisch die Luxusvillen für das in seinem Schutze liegende Treverer- und Galliergebiet. Wie heute am Rhein, so reihte sich damals an der Mosel und ihren Zuflüssen ein Landhaus ans andere. Ihre Reste zeigen, daß sie zum Teil wahre Paläste in reichster Ausstattung gewesen sein müssen. War schon bei den Villae rusticae die Ausgestaltung den persönlichen Bedürfnissen entsprechend eine wechselnde, so war natürlich bei diesen Villae urbanae, diesen ganz persönlichem Luxusbedürfnis entsprungenen Bauten, die Möglichkeit des Variierens schier unerschöpflich. Und doch finden wir gewisse Charakteristika der Anlage auch hier immer wieder. Daß diese Luxusvillen nur in den Norden verpflanzte italische Landhäuser sind, liegt auf der Hand und

bestätigt der Vergleich mit den Trümmerstätten der campagna di Roma, Tusculum, Antium, Tivoli und wie die Orte alle heißen, bestätigt der Vergleich mit den Schilderungen, die uns in der antiken Literatur erhalten sind. Natur und Kunst vereinigen sich, um ein behagliches Heim zu schaffen, in dem man sich ausruht. Immer wieder haben wir die in parkartigen Anlagen verteilten Räume, verbunden durch Säulenhallen, vor denen Gartenanlagen, Wasserbassins usw. sich ausbreiten. So sehen wir die Villen auf pompejanischen Wandmalereien, und wie eine Ausführung dessen, was in jenen flüchtigen Veduten uns angedeutet ist, erscheinen die Reste der Villen, die hier bei uns erhalten sind. Es genügt an Beispiele wie die Villa von Nennig, berühmt durch das köstliche Mosaik, von Welschbillig, deren Wasserbassin ein reicher Kranz von Hermenbildern einrahmte, oder die neuerforschte Villa von Wittlich zu erinnern, die geschickt in die Landschaft hineinkomponiert, dem Terrain sich anschmiegend mit ihrer herrlichen Aussicht zeigt, wie auch bei den romanisierten Galliern nicht nur der Sinn für behaglichen Luxus, sondern auch für landschaftliche Schönheit erwacht ist.

Kaum etwas anderes gibt uns ein so faßbares Bild von dem Grade, bis zu dem klassische Kulturbedürfnisse bei uns heimisch geworden, von der langen friedlichen Entwickelung der Provinzen unter römischer Herrschaft. Kaum etwas anderes aber auch ein so deutliches Bild von dem gewaltigen kulturellen Abstand zwischen dem romanisierten Provinzialen und seinen freigebliebenen Stammesgenossen, die diese Bauten bei ihrem Einbruch in die Provinz nicht einmal weiter zu benutzen wußten. Die Villen sind verlassen und verfallen. Fortgelebt aber hat auf dem linken Rheinufer als ein Erbe der Römerzeit der massive Steinbau, der Mörtelbau, die römische Technik, um nach einem halben Jahrtausend mit den Franken einen neuen Eroberungszug über den Rhein anzutreten.

III.

Und nun noch ein drittes Erbe der Römerzeit, das Straßennetz. Daß das erste Erfordernis für die Behauptung eines Gebietes die rasche ungehinderte Verbindung mit den Hauptstützpunkten sei, wußte niemand so gut wie der Römer.

So beginnt die organisatorische Arbeit nach Eroberung eines neuen Gebietes stets mit dem Ausbau des Straßennetzes. Auch Gallien und das eroberte Germanien wird sofort durch ein klug erdachtes Straßensystem umklammert. Den Römern verdankt Deutschland seine ersten Kunststraßen. Im Gegensatz zu den prähistorischen Straßen, die allmählich auf günstigen, von der Natur gewiesenen Linien aus den von Ort zu Ort führenden Pfaden zusammengewachsen, gleichsam spontan entstanden sind und jedes künstlichen Oberbaues entbehren, ist die römische Heerstraße eine Kunststraße, planmäßig angelegt, um zwei entfernte Endpunkte in möglichst nahe Verbindung zu setzen.

Auf den prähistorischen Wegen ist der römische Eroberer ins Land gekommen, manchen prähistorischen Weg, der sich seinen Bedürfnissen anpassen ließ, hat er ausgebaut und seinen Zwecken dienstbar gemacht. Daneben aber haben wir die großen planmäßig angelegten Linien, die jeden einzelnen Stützpunkt ihrer Macht wie ihrer Kultur in Beziehung nicht zu den nächsten Orten, sondern zu den fernsten Punkten des Reiches setzen. Dieses Heerstraßennetz ist eine der imponierendsten Leistungen des Römischen Kaiserreiches, das man so gern als eine Zeit des Verfalles ansieht, und das doch zum ersten Male in der Weltgeschichte einen Weltverkehr geschaffen hat.

Wie wichtig den Römern selbst dieses Straßennetz erschien, sehen wir daraus, daß es Verzeichnisse der Straßen mit genauer Angabe der Stationen und ihrer Entfernungen untereinander gab. Eine Routenkarte hat schon in monumentaler Form Agrippa in der von ihm erbauten Porticus Vipsania in Rom aufstellen lassen, auf die ein guter Teil dessen, was die Literatur an derartigen Angaben uns erhalten hat, zurückgeht. Eine solche Straßenkarte, keine getreue Landkarte, aus praktischem, nicht wissenschaftlichem Bedürfnis erwachsen, ist auch die bekannteste uns aus dem Altertum überlieferte Karte, die tabula Peutingeriana.

Welchen Faktor aber die Römer mit ihrem Straßennetz auch für Deutschland geschaffen, das ermißt man erst, wenn man beobachtet, welche Rolle die ursprünglich aus militärischen und administrativen Rücksichten angelegten Straßen in der

Folgezeit in der kulturellen Entwickelung des Landes gespielt haben. Auf ihnen hat sich der gewaltige Verkehr von Ort zu Ort, von Provinz zu Provinz abgespielt, der Austausch von Nord nach Süd, von Ost nach West, der bei allen lokalen Verschiedenheiten doch eine Kultureinheit geschaffen hat, wie sie die Welt bis dahin nicht gesehen hatte und bis in die jüngste Zeit hinein nicht wiedergesehen hat. Auf diesen Straßen hat sich der Völkeraustausch vollzogen, der die Angehörigen der Nationen des Weltreiches durcheinanderwürfelte. Auf ihnen sind die Religionen des Ostens bis an den atlantischen Ozean, gallische und germanische Gottheiten bis nach Rom und die römischen Staatsgötter durch das ganze Weltreich gewandert. Auf ihnen vollzog sich der Warenaustausch, über den noch heute unser archäologisches Material reiche Auskunft gibt, Auskunft, von der in der Literatur, soviel sie uns auch an Einzelnotizen für Waren, ihre Produktion und ihren Markt gibt, nichts zu lesen steht. Da wächst mit immer schärferer Beobachtung der kleinsten Einzelheiten unsere Kenntnis von Jahr zu Jahr. Da lernen wir, um nur ein paar Beispiele herauszugreifen, was der römische Soldat an Habe anfangs aus Italien mitgebracht und was Händler ihm trotz der für damalige Begriffe endlosen Entfernungen über die Alpen nachgeschafft haben. Wir lernen aber weiter aus ihnen herauslesen, wie überraschend schnell sich italisches Handwerk in der Provinz selbst eingebürgert hat und wie schnell man gelernt hat, seine Bedürfnisse in der Provinz selbst zu befriedigen. So ist fast die ganze Tonware, die die augusteischen Legionen auf ihren Kriegszügen in Nordwestdeutschland brauchen, bereits in Castra Vetera am Rhein gemacht. Eigentlich nur noch die terra sigillata, das feine Porzellan sozusagen, ist italisches Fabrikat und wird aus Arretium bis nach Westfalen verschickt. Wenige Jahrzehnte später wird auch die Terra sigillata schon in Süd-Gallien fabriziert und hat in unseren Gegenden die italische Ware vollkommen verdrängt. An Stelle des italischen Großbetriebes ist, wie wir aus den Fabrikmarken lernen, ein gallischer Kleinbetrieb getreten, dessen Erzeugnisse durch Aufkäufer vertrieben werden, und die deshalb bunt durcheinandergewürfelt auftreten. Wir sehen dann weiter, wie in der Folge neue Fabriken im Gebiet des Allier

entstehen und ihre Ware verbreiten, sehen dann Terra sigillata-Töpfereien in der Belgica und Germanien selbst entstehen und an den Heerstraßen entlang ihre Waren verbreiten. Die Verbreitung eines solchen lokalen Produktes ist oft nur aus dem Studium der Straßen- und Verkehrsverhältnisse zu verstehen. Wir sehen, um nur eines herauszugreifen, wie der Limes selbst als eine solche Kulturstraße dient, wie an ihm entlang von Kastell zu Kastell sich gewisse Erzeugnisse verbreiten, die dem Hinterland fremd sind. Nur so, wenn man den Limes als Straße kennt, versteht man, daß sich rheinische Tonware bis nach Ungarn hinein in den Grenzkastellen findet, während das Binnenland dort aus ganz anderen Bezugsquellen seine Bedürfnisse deckt.

Gerade gegenüber diesem regen Austausch innerhalb der Provinz fällt umsomehr auf, eine wie scharfe Kultur- und Verkehrsgrenze der Limes bildet. Bis an ihn geht alle romanisierte Kultur, die römischen Stücke, die über ihn hinaus ins freie Germanien gewandert sind, kann man zählen. Zwar findet man namentlich in späterer Zeit, von der zweiten Hälfte des II. Jahrhunderts an, viel provinzialrömisches Erzeugnis im freien Deutschland. Die genaue Beobachtung der Fundstatistik zeigt aber, daß es sich hier in der Regel nicht um Handel über den Limes hinweg, sondern um andere Wege handelt; im Osten vornehmlich um die uralten Völkerhandelsstraßen von der Donau zur Oder und Weichsel und weiter an die Ostsee, im Norden um den Seeverkehr von der Rheinmündung aus an die Mündungen der norddeutschen Ströme und deren Lauf folgend ins Land hinein. Auf diesem Wege sind gerade gallisch-römische und rheinische Erzeugnisse, Bronzegeräte, Gläser, Tonwaren, im III. Jahrhundert tief nach Germanien, nach Jütland, ja bis nach Skandinavien hinüber gewandert. Der Handel des Weltreiches wirkt noch weit über dessen Grenzen hinaus. Wieviel mehr muß dieser Verkehr in kultureller Beziehung innerhalb der Grenzen gewirkt haben? Da ist unserer Forschung noch eine große, wichtige Aufgabe gestellt. Es gilt, was wir jetzt erst ahnen, die Rolle festzustellen, die einzelne Zentren vermöge ihrer Lage und ihrer Verbindungen in kultureller Beziehung gespielt haben. Wenn neuerdings darauf hingewiesen ist, daß noch heute gewisse

Dialektgrenzen in Frankreich mit den Zügen der großen Römerstraßen zusammenfallen, so spiegelt sich darin die Rolle, die einzelne Städte, z. B. Lyon, im Verkehrsleben wie in der Kulturentwickelung in der Römerzeit gespielt haben, und daß diese Rolle mit der Römerzeit nicht ausgespielt war, sondern vermöge der in der Römerzeit geschaffenen Verbindungen das Mittelalter überdauert hat.

Das Ende der Römerzeit bringt einen gewaltigen Verkehrsrückgang und namentlich in den germanischen Teilen sind ungezählte Römerstraßen untergegangen, da ihre Anfangs- und Endpunkte ihre Bedeutung einbüßten. Gehalten haben sich nur die Straßen, die auch dem kleinlichen Verkehrsbedürfnis von Ort zu Ort, das diese Zeit hatte, dienen konnten und erst das XIX. Jahrhundert hat hier wieder erreicht, was die Römerzeit schon besessen hatte. Westlich vom Rhein aber hat die römische Tradition unter den neuen Herren fortgelebt. Und als mit den Franken die Überbleibsel römischer Tradition wieder aufs rechte Rheinufer hinüberdringen, da ist es gerade auch der Straßenbau, in dem wir diese Zeit als eine Art Renaissance der Römerzeit erkennen. Das Heerstraßennetz, mit dem Karl der Große seine in Deutschland eroberten Gebiete umklammert, die ganze Organisation desselben ist im letzten Grunde wiederum ein Abkömmling des römischen.

IV.

Als der Römer nach Gallien und an den Rhein kam, fand er dort ein barbarisches, aber nicht unentwickeltes Handwerk vor. Dem Römer mochte es wohl roh und ungeschlacht vorkommen, und mit Behagen wird er gegenüber den groben Töpfen der Kelten und Germanen zu dem schönen italischen Terrasigillatabecher gegriffen haben. Das Bedürfnis nach diesen feinen Gerätschaften hält der Händler wach, der bestrebt ist, die italischen Erzeugnisse dem Soldaten bis ins Innere des Landes nachzuschaffen. Er brachte sie ebenso den Galliern, froh über das weite neue Absatzgebiet. Die Gallier aber waren betriebsame Leute und gelehrige Schüler. Sie haben sich nicht nur bald an die neuen verfeinerten Bedürfnisse gewöhnt, sondern dem Italiker auch bald seine Künste abgesehen und dem Soldaten seine Bedürfnisse

abgelauscht. Überraschend schnell haben sie sich römische Technik zu eigen gemacht. Es ist schon darauf hingewiesen, wie schnell bis an den Rhein hin Werkstätten entstehen, in denen die Soldaten selbst und die mit ihnen zugewandert sind, in durchaus römischer Weise arbeiten. Daneben finden wir aber Erzeugnisse, zunächst namentlich der Keramik, die offenbar von der einheimischen Bevölkerung ausgehen und in denen in interessantester Weise sich italisches mit einheimischem mischt. Römische Technik verbindet sich mit einheimischen Formen, die ihrerseits wieder vielfach nach römischem Geschmack modifiziert werden, dann wieder haben wir rein römische Formen, die in einheimischer Technik nachgebildet sind. Wir sehen, in Gallien ist das einheimische Element stark. Seine Eigenart geht nicht verloren. Auch im neuen Gewand kommt sie zur Geltung und es entsteht ein provinziales Handwerk, dessen lokale Entwicklung wir nun durch die Jahrhunderte römischer Herrschaft hindurch verfolgen können. Es ist ein Handwerk, das sich selbst neben dem italischen sehen lassen kann und das der meisten anderen Provinzen übertrifft. Was für die Keramik gilt, gilt ebenso für die Bronzeindustrie, die sowohl eigene Gefäß- als auch Schmuckformen hervorbringt, gilt für die Emailfabrikation, gilt vor allem für die Glasfabrikation, die es gerade in unserem Gebiete zu hoher Blüte gebracht und ganz charakteristische Formen und Verzierungsweisen entwickelt hat. Köln, Trier, Worms u. a. Orte haben ihre Glasfabriken gehabt, jede mit besonderen Eigentümlichkeiten.

Was wir hier in dem bescheidenen Rahmen des Handwerks und Kunsthandwerkes greifen können, den starken lokalen Ton, der auch neben dem übermächtigen südlichen Element sich kräftig und nicht zum Schaden der Sache zur Geltung bringt, können wir ihn auch in der großen Kunst greifen? Hier müssen wir Unterschiede machen. Es liegt auf der Hand, daß die lokale Eigenart am wenigsten stark sich in der Architektur geltend macht. Mit ihr brachten die Römer etwas vollkommen neues ins Land. Hier waren noch keine heimischen Traditionen geschaffen, an die man anknüpfen konnte. Dazu kommt der offizielle Charakter der Architektur, so weit sie Kunstformen verwendet. Nicht nur in der Frühzeit wird man für die großen Aufgaben immer wieder Architek-

ten aus den Hauptstädten berufen haben und immer wieder werden die Bauten der Hauptstädte auch der Provinz zum Vorbild gedient haben. Hier haben wir mehr oder weniger eine Reichskunst vor uns. Es genügt einen Blick auf die Römerbauten von Trier zu werfen, das, seit 287 selbst Residenz römischer Kaiser, sich mit Prachtbauten geschmückt hat, die hinter denen der anderen Hauptstädte des Reiches nicht zurückstehen. Porta Nigra, Kaiserpalast, Basilika, sie alle zeigen keine lokale Note. Das Amphitheater mit seinen neuerdings aufgedeckten Unterkellerungen für die szenischen Maschinerien zeigt uns, ebenso wie der gleichartige Bau in Metz, daß man auch bei diesen Schaustellungen in der Provinz den ganzen Glanz der Ausstattungen zu bieten und mit der fortschreitenden Technik des Südens Schritt zu halten suchte. Die gewaltigen Thermen von Trier, eine Anlage größten Stils, deren Hauptraum nur wenig kleiner ist als der entsprechende der Caracallathermen, ist in der Grundrißbildung durchaus neben die römischen Kaiserthermen zu stellen und zeigt, wie das ganze Raffinement römischen Badelebens hier auch auf den nordischen Boden übertragen ist, daß die Kelten gelehrige Schüler der Römer waren, und daß auch hier ein Caesar, der die Gunst seiner Untertanen gewinnen wollte, das nicht besser tun konnte, als durch Anlage solcher öffentlichen Prachtbauten. Trier mag als Kaiserstadt die glänzendsten Bäder in unserem Lande gehabt haben, aber keineswegs die einzigen und ältesten. Bezeichnend ist, daß die Bäder bei uns am frühesten an der Militärgrenze nachweisbar sind. Jedes Limeskastell hatte sein Bad. Daneben hat man sich die Heilquellen zunutze gemacht. Aachen, Wiesbaden, Baden-Baden, Badenweiler, Baden in der Schweiz haben großartige Thermenanlagen gehabt, ja die Ziegelstempel aus den Resten mehrerer dieser Bäder zeigen, daß es sich hier um offizielle Bauten handelt, die von der Legion des betreffenden Bezirkes gebaut, in erster Linie den Zwecken des Militärs dienen sollten.

Wenn wir feststellen, daß wir an allen diesen Bauten nichts speziell für unsere Provinz charakteristisches finden, so dürfen wir freilich nicht vergessen, daß uns bei ihnen allen im besten Falle nur noch Teile des Rohbaues erhalten sind und daß alles Detail fehlt. Die Schmuckformen sind verloren. Zahlreiche

Architekturreste in unseren Museen zeigen eine üppige Ornamentik, wie sie in der Spätzeit, der die meisten Bauten angehören, auch überall üblich sind. Gewisse Anzeichen aber deuten darauf hin, daß man auf gallischem Boden schon besonders früh ein Übermaß von Schmuck, eine gewisse Üppigkeit im Ornament geliebt hat. Es genügt auf den Bogen von Orange zu verweisen.

Etwas Eigenartiges können wir in der Architektur nur erwarten, wo ausgeprägte gallische oder germanische Bedürfnisse zu befriedigen waren, wo gewisse Forderungen bereits festgelegt waren, als die Römer ins Land kamen. Und hier wüßte ich eigentlich nur einige Tempel zu nennen, die quadratischen Grundriß haben, offenbar eine gallische Form des Tempels, die in römischer Zeit in massiver Ausführung und mit römischen Kunstformen geschmückt beibehalten wird, konservativ, wie der Kultus nun einmal ist. Reste solcher Bauten sind mehrfach im Treverergebiet und im Innern Galliens, aber auch am Rhein, gefunden. Neuerdings ist ein gutes Beispiel aus Aventicum in der Schweiz bekannt geworden.

Viel ausgesprochener als in der Architektur ist die lokale Eigenart in der Skulptur. Zwar gibt es auch hier gleichsam offizielle Kunst, importierte Kunstwerke, die gerade so gut in einer anderen Provinz des Römerreiches gefunden werden könnten, wie etwa die herrliche in den Trierer Thermen gefundene Amazone, die man wer weiß wo fortgenommen und zur Ausschmückung des Prachtbaues in der neuen Residenz verwandt hat. In eine ganz andere Sphäre kommen wir aber, wenn wir die Skulpturen ansehen, die privatem Bedürfnis entsprossen, in den Vorstellungen ihrer Besteller wurzeln und am Orte selbst diesen Vorstellungen und Bedürfnissen entsprechend entstanden sind. Hier kommt vor allem die Grabplastik und die religiöse Kunst in Frage.

Auch hier zeigt sich wieder der Gegensatz zwischen dem Grenzland am Rhein, in dem das Militär die führende Rolle spielt, und dem Innern der Provinz. Ein großer Teil der rheinischen Grabsteine gehört Leuten an, die irgendwie mit dem Militär in Zusammenhang stehen. Offiziere, Unteroffiziere, Gemeine, Legionäre wie Angehörige der Hülfsko-

horten, Angehörige aller Nationen, die der militärische Dienst bunt durcheinanderwürfelt, treten uns hier entgegen; sie alle fühlen sich als römische Soldaten, nennen stolz den Truppenteil dem sie angehören hinzu und fassen ihre Inschrift in lateinischer Sprache ab. Entsprechend tragen auch diese Grabsteine ein durchaus allgemein römisches Gepräge. Wenn auch in der Ausführung sich lokale Unterschiede zeigen und die eine Provinz diesen, die andere jenen Typus bevorzugt, so sind doch die Typen allgemein römisch und kehren in den militärisch besetzten Provinzen allenthalben wieder. Die nationale Eigentümlichkeit des Einzelnen schleift sich ab. Die Steine sind meist recht derb ausgeführt. Allzugroß war die Kunst der Steinmetzen, die den Truppen an die Grenze folgten, nicht. Aber wir dürfen unsere Soldatengrabsteine auch nicht mit den Werken offizieller stadtrömischer Kunst vergleichen, sondern nur mit Werken aus der gleichen gesellschaftlichen Sphäre. Und da halten sie den Vergleich wohl aus, ja die rheinischen Grabsteine übertreffen beispielsweise die von der Donaugrenze oder aus Afrika stammenden weit.

Ganz anders wird das Bild, wenn wir ins Innere der Provinz gehen, ins Gebiet der Treverer und Mediomatriker, wo die geschlossene einheimische Volksmasse die tonangebende ist. Da kommen ihre nationale Eigenart, ihre Anschauungen, ihre Interessen auch in den Kunstdenkmälern zum Ausdruck. Unter der äußeren Decke römischer Technik bricht hier überall die keltisch-germanische Eigentümlichkeit hervor.

Den reichsten Schatz dieser Denkmäler birgt das Provinzialmuseum in Trier, das namentlich in den 80er Jahren durch die Entdeckung von Bruchstücken solcher Monumente, die in die Fundamente des konstantinischen Kastells in Neumagen verbaut waren, bereichert wurde. Gleichartige Stücke fanden sich in Trier, selbst in der Eifel, im Luxemburgischen, bei Metz. Von diesem Zentrum ausstrahlend reichen verwandte Monumente bis an den Rhein und bis nach Süddeutschland. Neben großen Grabsteinen finden sich altarförmige Monumente, vor allem aber turmförmige Bauten, in mehreren Stockwerken aufsteigend und von einem Schuppendach gekrönt, von deren Aufbau wir uns zum Glück eine klare Vorstellung durch ein noch heute unweit Trier vollkommen aufrechtstehendes Monu-

ment, die sogenannte Igeler Säule, machen können. Diese Monumente prangen in reichem Reliefschmuck. Die Vorliebe der Gallier für eine üppige Dekoration, die alles schmückt und verziert, zeigt sich auch hier. Neben Motiven, die damals der gesamten römischen Kunst eigen sind, tritt uns hier nun eine Fülle lokaler Elemente entgegen. Schon die Friese der Altäre, die in der Regel Tritonen, Nereiden und Seetiere aller Art aufweisen, zeigen allerhand eigenartige Züge, die sich aus anderen Gegenden nicht belegen lassen, wenn auch der Brauch, mit Seetieren das Grabmal zu schmücken, alt und allgemein antik ist. Das Charakteristischste aber sind Szenen aus dem Alltagsleben, die sich hier in überraschender Fülle finden und uns die Bewohner des Moselgebietes in realistischer Ausführung getreu vorführen bei allen ihren Beschäftigungen, ihrem ganzen Tun und Treiben. Da sehen wir die Familie beim Mahl, die Frau bei der Toilette, den Mann auf die Jagd reitend oder über Land fahrend. Wir sehen den Knaben in der Schule, den Handwerker bei der Arbeit. Wir blicken in die Küche so gut wie in das Bureau, in dem die Pächter ihren Zins zahlen, wie auf den Hof, in dem sie ihre Naturallieferungen abliefern. Wir sehen den Kaufladen, sehen die beladenen Maultiere über die Alpen klettern und das Schiff mit den Weinfässern die Mosel hinabfahren. Alle diese Szenen sind frisch gesehen und festgehalten, in vollkommen naturalistischer Ausführung, die den Typus jener Leute, ihre Haar- und Barttracht, ihre Kleidung und ihre Schuhe mit vollster Deutlichkeit erkennen läßt. Diese Szenen sind im Gegensatz zu den Typen der Militärgrabsteine rein lokale Erfindung, aus dem Leben der Gallia belgica gegriffen. Ihnen läßt sich aus anderen Provinzen des römischen Weltreiches Gleichartiges nicht an die Seite stellen. Ihrem ganzen Charakter nach sind sie durchaus eigenartig, eigenartig vor allem durch das liebevolle Eingehen auf die kleinsten Einzelheiten, die Freude an der Darstellung des Alltäglichen. Gegenüber der repräsentativen Kunst Roms vermeint man in dieser gallogermanischen Kunst schon etwas von der Eigenart zu spüren, die hernach die deutsche und niederländische Kunst auszeichnet gegenüber der italischen.

V.

Am Ende der republikanischen Zeit war die römische Staatsreligon in voller Auflösung begriffen. Auch hier tritt Augustus als Reformator auf. Als der nüchterne Praktiker hat er nicht den Versuch gemacht, überlebten Glauben durch Gesetze wieder zu beleben. Aber er hat es verstanden, dem römischen Weltreich wieder einen lebendigen Staatskult zu schaffen. In geschickter Weise hat er ihn mit dynastischen Gesichtspunkten verknüpft und gerade das hat mitgeholfen, dem Staatskult in den Provinzen Eingang und rasche Verbreitung zu schaffen. Eine gewisse Gruppe von Kulten verwächst aufs engste mit dem Reichsbegriff und bürgert sich auch in den Provinzen ein, um so leichter, als man ja keinen Glauben, sondern nur Kult verlangte. Kaiserkult, Kult der Schutzgötter des römischen Reiches bilden den Mittelpunkt der in die Provinzen importierten Kulte. Als sakrales Zentrum der gallischen Provinzen wird der Altar der Roma und des Augustus in Lyon errichtet, ähnlich in Köln die Ara Ubiorum, als Mittelpunkt für die geplante Provinz Germanien. Wie in jeder italischen Stadt, so erhob sich auch in gallischen Städten das Kapitolium, in dem die kapitolinische Trias, Jupiter, Juno, Minerva verehrt wird; das Heer verehrt den Genius des Kaisers, den Genius des Lagers, den Mars, die Viktoria usw. und mit den Kulten sind die Darstellungstypen eingeführt.

Ganz besonders hat das Heer dazu beigetragen, die offiziellen Staatskulte, in denen sich dem Soldaten die Größe des römischen Reiches verkörperte, einzubürgern. Mit den Soldaten aber wanderte auch die bunte Fülle fremder Kulte von Provinz zu Provinz und auf ihre Rechnung ist in erster Linie jene Religionsmischung zu setzen, die die römische Kaiserzeit auszeichnet. Alle diese Lager stehen untereinander in Verbindung. Ein beständiger Austausch von Offizieren, Mannschaften, ganzen Truppenteilen, findet statt. Die Nationen werden durcheinandergewürfelt, und mit den Soldaten wandern die Kulte, ihre angestammten so gut, wie die, an die sie sich in einer ihrer Garnisonen gewöhnt hatten, in neue Quartiere. So sind die Kulte der Donauländer, so die Kulte Germaniens, so vor allem die orientalischen Kulte von Lager zu Lager

gewandert, und dann auch von den Lagern ins Hinterland gedrungen. Es genügt die Namen des Sabazios, des Juppiter Dolichenus, vor allem des Mithras zu nennen. Und auch bei diesen Kulten wandern die bildlichen Typen mit den Kulten von Provinz zu Provinz und begegnen uns an allen Enden der römischen Welt. Wie wir von einer Art Reichskunst sprechen können und am meisten dort, wo das die Reichseinheit verkörpernde Militär das tonangebende Element ist, so haben wir auch eine Art Reichsreligion, offizielle wie inoffizielle, als deren Träger gerade auch wieder das Heer sich zeigt.

Läßt sich der allgemeinen Reichsreligion bei uns nun auch ein eigenartig gallisch-römischer Kultus gegenüberstellen? Bei einem Volke von so ausgeprägter Eigenart erscheint es von vornherein unwahrscheinlich, daß es sich in seiner Religion vollkommen entnationalisiert haben sollte. Und in der Tat hat die gallisch-germanische Religion neben den von dem römischen Herren eingeführten Kulten fortgelebt und kommt auch noch in unseren Denkmälern zum Ausdruck, weit stärker und umfassender sogar, als es auf den ersten Blick scheinen möchte.

Wir wissen, daß die Gallier bereits zu Caesars Zeit bildliche Darstellungen ihrer Götter hatten. Diese echt gallischen Göttertypen finden sich nun auch noch auf einer Anzahl von Monumenten, die bezeichnend wohl alle der Frühzeit der Provinz, dem ersten nachchristlichen Jahrhundert angehören. Da finden wir die nach gallischer Weise kauernden Götter, finden den Cernunnos mit dem Hirschgeweih auf dem Kopfe, finden den dreiköpfigen Gott, finden den Esus, der mit der Axt einen Baum fällt u. a. Fast alle diese gallischen Götter werden auch noch speziell als Gallier durch die Torques, den Halsring, das gallische Stammeszeichen charakterisiert. Bald aber verschwinden diese aus der autonomen Zeit hinübergenommenen Typen mehr und mehr; der übermächtige Einfluß der italischen Kultur macht sich auch hier geltend. Die geläufigen Typen römischer Kunst erscheinen auch auf den Göttersteinen Galliens und dem oberflächlichen Blick scheint zunächst alles Einheimische verdrängt durch das fremde, italische. Bei genauerem Zusehen wird man jedoch bald stutzig gemacht

durch eigenartige, der italischen Kunst fremde Attribute, die hier und dort auftreten, durch ungewohnte Zusammenstellungen von Göttern, endlich auch durch die Auswahl, die aus der Masse italischer Göttergestalten getroffen ist. So muß es auffallen, wenn immer wieder Apollo mit einem weiblichen Wesen verbunden wird, das ihm in Italien durchaus fremd ist; daß, um ein anderes Beispiel anzuführen, immer wieder an Herkules sich die Weihungen richten und sein Bild auf den Altären erscheint; daß immer wieder Merkur, Mars, Herkules vereinigt werden. Entscheidend sind die Inschriften. In vielen Fällen steht zwar nur ein römischer Göttername unter dem Bilde. In anderen Fällen aber ist ihm ein fremder gallischer oder germanischer Beiname hinzugefügt, oder es steht unter dem römischen Bilde gar dieser fremde Name allein. Da sehen wir, daß hier ein einheimischer Gott einem römischen gleichgesetzt ist und wir erinnern uns der Angaben des Caesar und Tacitus, daß die Kelten Apollo, Mars, Juppiter, Minerva, Mercurius, daß die Germanen Merkur, Mars, Herkules am höchsten verehren, d. h. daß sie Gottheiten verehren, die der Römer diesen ihm geläufigen Gestalten gleich setzt. Gerade diese Gottheiten finden wir nun auch auf den Denkmälern aus keltisch-germanischem Gebiet besonders häufig und mit allerhand z. T. offenbar ganz lokalen Beinamen. Und weiter finden wir, wie an gewissen römischen Gottheiten nur gewissermaßen eine Seite, die der Identifizierung entgegen kam, herausgegriffen wird. So hat Apollo neben zahlreichen anderen Funktionen auch die des Heilgottes. Das hat dazu geführt, ihn mit gewissen keltischen Heilgottheiten zu identifizieren, wie wir auch schon aus Caesar erfahren und die Denkmäler bestätigen, die ihn als Heilgott und in unrömischer Weise mit einer weiblichen nymphenartigen Gottheit verbunden, an Heilquellen verehrt zeigen. Man darf wohl die These aufstellen, daß weitaus der größte Teil der Weihungen in Gallien und Germanien einheimischen nur äußerlich romanisierten Gottheiten gilt. Der römische Name, der römische Bildtypus deckt einen einheimischen Gott, so gut wie die lateinischen Namen des Weihenden unverfälschte Gallier deckten. So wenig letztere echte Römer geworden sind, so wenig ihre Götter. Die Weihungen aus gallisch-ger-

manischem Gebiet sind — und das ist bisher noch zu wenig geschehen — in erster Linie als Zeugnisse für den Glauben unserer Altvorderen zu nehmen und für dessen Umbildung unter dem Einfluß römischer Kultur. Diese Denkmäler einer nur äußerlich romanisierten gallisch-germanischen Religion gehören nun nicht mehr der Frühzeit, sondern gerade der späteren Zeit der Provinz an. Die Erscheinung wird verständlich, wenn man bedenkt, daß in der ersten Zeit der Romanisierung der größte Teil der nach südlichem Muster gesetzten Weihungen von den eingewanderten Fremden und dem Teile der einheimischen Bevölkerung ausgeht, der sich ihnen rasch angeschlossen, sich romanisiert hat und nun etwas darin sucht in jeder Beziehung als ein ganzer Römer zu erscheinen. Je weiter aber römische Sitte äußerlich in der Provinz sich einbürgert, je mehr in den Denkmälern die Anschauungen der Provinzialen selbst zum Ausdruck kommen, desto mehr dringt auch hier nationale Eigenart an die Oberfläche. Nicht vernichtet war die gallisch-germanische Religion, sondern nur in der ersten Zeit gleichsam überdeckt. Sie hat die Invasion der römischen wie der orientalischen Kulte überdauert. Nicht die römische Religion, sondern erst das Christentum hat der gallischen und germanischen Religion ein Ende gemacht.

Die beste Parallele bietet die Sprache. Offiziell hat schon Caesar die lateinische Sprache in Gallien eingeführt und wo der Provinziale sich als Römer auffspielt, da schreibt er lateinisch. Man könnte meinen, die gallische und germanische Sprache seien rasch vollkommen verschwunden. Für die germanische an der Rheingrenze mag das auch zutreffen. Die große Völkermischung mag hier das ihrige dazu beigetragen haben, das Lateinische gleichsam als neutrale Sprache durchzusetzen. Anders aber in Gallien. Durch Hieronymus erfahren wir, daß die Treverer noch im V. Jahrhundert nach Chr. keltisch sprechen. Das gleiche bestätigt für andere Landesteile Irenaeos. Ein Blick auf die Denkmäler bestätigt das indirekt. Nicht nur finden wir hier Massen von keltischen Eigennamen, eine ganz eigenartige Namengebung und -ableitung, sondern sobald man aus den großen Städten hinausgeht, geben die Inschriften auch nicht viel mehr als Namen. Viel mehr als ihre Namen konnten diese Leute

wohl meist in lateinischer Sprache nicht schreiben. Demgegenüber mag auffallen, daß die heutige Sprache Galliens eine Tochtersprache des lateinischen ist und die keltische bis auf geringe Reste verschwunden ist. Diesen Umschwung hat aber erst das Ende des Altertums, die letzte Zeit der römischen Herrschaft gebracht, die Zeit, die, wie oben bereits hervorgehoben, die Romanisierung vollendet hat, die Zeit, in der die Städte als die Zentren der romanischen Kultur gerade auch auf das Durchdringen der lateinischen Sprache einen Einfluß gewinnen mußten. Und sicher hat auch hier das Christentum, das in den Städten seine Zentren hat und von hier ins Land hinausgeht, einen starken Faktor gebildet, die lateinische Sprache mehr und mehr einzubürgern.

Es wäre reizvoll, den Faden fort zu spinnen, zu verfolgen, wie durch Jahrhunderte hindurch die römische Saat sich lebenskräftig erhalten hat, um in günstigerer Zeit wieder zu keimen und neue Frucht zu bringen. Es wäre ebenso reizvoll die entscheidende Rolle zu schildern, die das germanische Element im römischen Kaiserreich von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr gespielt hat. Es war eine bedeutsame Wendung in unserer Geschichte, als der Römer ins Land kam. Es war aber zugleich auch eine Wendung in der römischen, ja in der Weltgeschichte. Groß ist, was der Römer bei uns geleistet hat. Daneben aber macht sich allenthalben kräftig das einheimische Element geltend, das im römischen nicht nur nicht untergegangen ist, sondern weit über die Grenzen Germaniens hinaus seinen Einfluß ausübt. Die Geschichte der späteren Kaiserzeit ist nicht nur die Geschichte immerwährender Kämpfe der Römer mit den Germanen, sondern auch des steigenden Einflusses des Germanentums auf das Römertum. Für uns aber ist die Geschichte dieser Zeit nicht ein Teil der römischen Geschichte, sondern es ist *unsere* Geschichte. Sie aufzuhellen, in ihr Verständnis immer tiefer einzudringen, ist nicht nur eine wissenschaftliche Aufgabe, sondern eine nationale.

Grundlinien altgriechischer Landeskunde.

Von Professor Dr. Felix Bölte in Frankfurt a. M.

I.

Drei Hauptmomente bestimmen im voraus das Schicksal eines jeden Volkes: die eigene Anlage, die Natur des Landes, in dem es wohnt, und die Weltlage. Die natürlichen Verhältnisse Griechenlands darzustellen, insofern sie das geschichtliche Leben beeinflußt haben, soll im folgenden versucht werden. Ein rascher Überblick mag zunächst über die Geschichte dieser Frage orientieren.

Daß das gesamte geistige Leben eines Volkes in dem Boden seines Landes wurzelt, daß man die Natur des Landes kennen muß, um die Poesie, die Religion eines Volkes zu verstehen, — das war eine von den Lehren, mit denen Herder im Herbste 1770 in Straßburg für Goethe und seinen Kreis neue Welten erschloß. Und wie dieser Gedanke befreiend und bestimmend auf den jungen Dichter wirkte, so erwies er sich als fruchtbar auch für die Altertumswissenschaft, die damals als etwas jüngere Schwester neben unserer klassischen Literatur heranwuchs, innig mit ihr verbunden, Anregungen gebend und empfangend. Die älteren Versuche, den Boden des Landes als eine der wichtigsten Quellen seiner Geschichte zu verwerten, haben heute nur historischen Wert. Bleibende Bedeutung kommt dagegen dem Werke Carl Otfried Müllers zu. Was wir von ihm besitzen, sollte nur Vorarbeit sein zu einer großen Geschichte der Hellenen, in der er das Gesamtleben des Volkes zu schildern plante, und Ernst Curtius, den er in Griechenland kennen lernte, wollte als einleitendes Werk eine Beschreibung des griechischen Landes liefern. O. Müller starb 1840 in Athen, und Curtius hat den Plan nur für den Peloponnes (1851) ausgeführt. Damit reißt dieser Faden ab. Bursians Geographie von Griechenland (1862/68) ist tatsächlich nur eine Topographie, und die neueren Darstellungen

der griechischen Geschichte von Beloch, Busolt und E. Meyer vermeiden die Beziehungen auf die physikalische Geographie durchaus. So treten auch hier die großen Konzeptionen, mit denen die Altertumswissenschaft begonnen hatte, hinter bescheideneren, mehr technischen Arbeiten zurück, die doch allein tragfähige Fundamente liefern konnten für den Bau, dessen Ausführung man der Zukunft überließ.

Inzwischen war durch andere Bestrebungen die Wiederentdeckung Griechenlands beträchtlich gefördert. Zuerst war es der Wunsch, die Reste der griechischen Kunst kennen zu lernen, der vom XVIII. Jahrhundert an immer neue Reisende ins Land führte. Neben die Archäologen traten früh die Topographen, die das Land als Schauplatz der politischen Geschichte, namentlich der militärischen Vorgänge erforschten. Der klassische Vertreter dieser Reisenden ist Leake (1802—08). Mit der Unabhängigkeitserklärung Griechenlands (1829) beginnen auch die Deutschen sich an der Arbeit zu beteiligen, von denen Roß und Ulrichs nicht unerwähnt bleiben dürfen. An sie schließt sich die unabsehbare Reihe der Reisebeschreibungen an, an der alle Nationen, alle Berufe mitgearbeitet haben. Einen Platz für sich beansprucht die Expedition der Franzosen nach dem Peloponnes (1829—31), deren trigonometrische Aufnahmen das Material für die Carte de la Morée (1832) lieferten, die 1852 zur Carte de le Grèce erweitert wurde.

In den siebziger Jahren beginnt ein neuer Abschnitt in der Erforschung Griechenlands. Durch die Aufdeckung Olympias, die 1875—80 auf Kosten des deutschen Reiches erfolgte, wurde ein neuer Typus der wissenschaftlichen Ausgrabung großen Stils geschaffen, die auch die Erforschung der geographischen Verhältnisse zu ihren Aufgaben rechnet. Wichtiger war es, daß nun Geologen und Geographen das Problem der griechischen Landeskunde aufnahmen. Den ersten Versuch, das gesamte weitverstreute Material zu einem Bilde zu gestalten, machte die physikalische Geographie Griechenlands von Neumann und Partsch, die 1885 erschien, in bezug auf Ziele und Methode ein klassisches Buch. Wichtige Aufschlüsse über den geologischen Bau des Landes brachten in den achtziger und neunziger Jahren die Reisen A. Philippsons, deren Ergebnisse in einer Reihe von Aufsätzen und Büchern nieder-

gelegt sind. Eine vortreffliche Darstellung gibt sein „Mittelmeergebiet". Endlich hat unsere Kenntnis des griechischen Klimas eine wesentliche Förderung erfahren durch den Direktor der Sternwarte in Athen, Aiginetes.

So unvollständig und widerspruchsvoll das Material auch ist, das bis heute vorliegt, die Grundlinien altgriechischer Landeskunde treten doch schon mit ausreichender Deutlichkeit hervor.

Die Meere, die Griechenlands Küsten bespülen, das Jonische und das Ägäische, sind Teile des Mittelmeers und weisen dessen allgemeine Eigenschaften auf. In der subtropischen Zone gelegen, erfährt das Mittelmeer eine beträchtliche Erwärmung und dadurch auch Verdunstung, die durch die Zuflüsse nicht ausgeglichen wird. Es würde also allmählich eindampfen, stünde es nicht durch die Straße von Gibraltar mit dem Ozean in Verbindung. Diese Straße besitzt nun bei einer Breite von 14 km nur eine größte Tiefe von 320 m, bildet also eine Schwelle, die das kalte Tiefenwasser des Weltmeeres ausschließt und nur die oberen Schichten einströmen läßt. Infolgedessen bleibt dem Mittelmeer seine hohe Durchschnittstemperatur erhalten (12—13°), die der mittleren Temperatur der Oberfläche im Winter entspricht. Das ist für das Klima der Mittelmeerländer von größter Bedeutung, namentlich im Winter. Da sinken die Schichten der Oberfläche, die durch die Berührung mit der Luft abgekühlt werden, beständig hinab und werden durch wärmere aufsteigende Schichten ersetzt, die nun ihrerseits wieder die Luft erwärmen. So ist das Mittelmeer nach Th. Fischer eine Warmwasserheizung seiner Küstenländer. — Die Schwelle von Gibraltar verhindert auch den Ausgleich im Salzgehalt des Mittelmeeres und des Ozeans, und der starke Salzgehalt bewirkt die wundervolle Farbe des Mittelmeeres. — Die geringe Breite und Tiefe der Straße von Gibraltar ist endlich auch die Ursache, daß die Flutwelle des Ozeans sich östlich von ihr bald verliert. Die eigene Flutwelle des Mittelmeeres ist schwach und für den gewöhnlichen Beobachter nur in der Tiefe langgestreckter Golfe bemerkbar. Dagegen spielen die Strömungen, die in Meerengen entstehen, eine bedeutende Rolle. Am auffälligsten sind in den griechischen Meeren die

des Euripos, des engen Sundes zwischen dem Festland und Euböa, der sich bei der Stadt Chalkis auf etwa 40 m zusammenzieht.

Ein großer Unterschied besteht zwischen dem Jonischen und dem Ägäischen Meer in bezug auf Ausdehnung und Tiefe, und dementsprechend ist auch die Bedeutung, die sie für Klima und Schiffahrt haben, grundverschieden. Es zeigt sich hier zuerst der Gegensatz von Ost und West, der in Griechenland eine ähnliche Rolle spielt, wie der Gegensatz von Nord und Süd in Deutschland.

Wir begegnen ihm sofort wieder, wenn wir uns jetzt zu der Betrachtung der Winde wenden. In Athen weht im Durchschnitt von 25 Jahren an 120 Tagen der Wind aus N. bis NO., an 88 Tagen aus S. bis SW. Auf dem Ägäischen Meer und an der Ost-Küste Griechenlands ist das Übergewicht des Boreas noch beträchtlich größer. Wie erklärt sich diese Erscheinung? Das Ägäische Meer erweist sich als ein Durchzugsgebiet für die Luftströmungen, welche den Ausgleich herstellen zwischen einem Gebiet niedrigen Luftdrucks im Süden und einem Gebiet hohen Luftdrucks im Norden; dieses wirkt im Winter, jenes im Sommer am stärksten. So zerfällt die Herrschaft der nördlichen Winde in zwei Perioden, November bis Februar und Juli bis September (Etesien). In den Monaten April bis Juni bildet sich über dem nördlichen Teil der südosteuropäischen Halbinsel ein Minimum, dessen Anziehungskraft bis nach Griechenland reicht. Die Bahn wird den Luftströmungen durch das Relief der Erdoberfläche vorgezeichnet. — In Westgriechenland folgen die sommerlichen Nordwinde dem Adriatischen Meere, erscheinen also als Nordwestwinde. Aber sie werden häufiger durch südliche bis südwestliche Winde abgelöst, die durch ein besonderes Minimum über dem Jonischen Meer veranlaßt werden. Im Winter und Frühjahr entsendet das Maximum, das vom Ozean bis über den westlichen Teil der Sahara reicht, südliche Winde gegen das Land. Im ganzen also überwiegen im westlichen Griechenland die südwestlichen Winde ebenso wie im östlichen die nordöstlichen.

Diese monsunartigen Winde werden nun im Ägäischen Meer und an seinen Küsten infolge der energischen Relief-

bildung der Inseln und Vorgebirge in mannigfachster Weise abgelenkt. An Steilküsten im Windschatten drohen dem Schiffer verderbliche Fallwinde. Durch die ungleichmäßige Erwärmung von Land und Wasser entstehen endlich in den Küstenebenen lokale Winde, die tags landeinwärts und nachts seewärts wehen. Die ständige lebhafte Bewegung der Luft gehört zu den charakteristischen Zügen des griechischen Klimas. Daß die Schiffahrt auf dem Ägäischen Meer unter diesen Umständen nicht so einfach war, wie man vielfach behauptet, leuchtet ein.

Ein zweites Charakteristikum des griechischen Klimas ist die ungemeine Klarheit der Luft. In Athen ist die Zahl der heiteren Tage, an denen bis zwei Zehntel des Himmels bedeckt sind, etwa doppelt so groß wie in Frankfurt (63). Ganz bewölkte Tage (mehr als $^8/_{10}$ bedeckt) sind in Athen 44, in Frankfurt 118. Aber nur an 25 Tagen kommt in Athen die Sonne garnicht zum Vorschein, und diese fallen alle in die Monate November bis Januar. Ihnen stehen 123 gegenüber, an denen die Sonne auch nicht einen Augenblick von Wolken verhüllt wird. Die Nächte sind überwiegend heiter, ganz bewölkte Nächte noch seltener als ganz bewölkte Tage. Dementsprechend ist die relative Feuchtigkeit der Luft in Athen sehr gering, im Juli und August unter 50%, November bis Februar über 70% (Frankfurt: April und Mai 65%, Dezember 85%). Allerdings geben die athenischen Beobachtungen auch für Griechenland extreme Werte; der Westen hat ein wesentlich feuchteres Klima. Trotzdem bleibt die größere Klarheit des Himmels etwas, was für ganz Griechenland charakteristisch ist.

Diejenige Erscheinung, die den Nordländer in Griechenland am meisten entzückt, ist die ungemeine Durchsichtigkeit der Luft. Auch die fernsten Teile der Landschaft zeigen sich mit erstaunlicher Schärfe und Deutlichkeit. Dadurch erhält die griechische Landschaft eine Weite und eine Feinheit, die zusammen mit den kräftigen Eigenfarben des Meeres und der felsigen Gebirge, die scharf gesondert jede in ihrer eigenen Nuance klar nebeneinander stehen, das Entzücken und die Verzweiflung der wenigen Maler sind, die bis nach Griechenland vordringen. Dagegen fehlt es der griechischen Landschaft vollkommen an Luftperspektive.

II.

Die Umrisse und das Relief Griechenlands nach der Karte zu beschreiben, wäre ermüdend und unfruchtbar. Ein Verständnis der verwickelten Oberflächenformen, wie sie jetzt sind, können wir nur gewinnen, wenn wir sehen, wie sie geworden sind. Mit dem Maßstab der Erdgeschichte gemessen, ist Griechenland ein junges Land; ganz jung ist das Ägäische Meer, etwas älter die großen Buchten, die in das Festland einschneiden, und dessen Hauptgebirge sind erst in der Kreidezeit aufgefaltet.

In dem Gebirgsbau Griechenlands kommt der Gegensatz von Ost und West wieder deutlich zum Ausdruck. Die westgriechischen Gebirge bilden einen Teil des großen Bogens, der von Albanien durch den Peloponnes über Kreta bis zur kleinasiatischen Küste streicht. Demgegenüber lehrt ein Blick auf die Karte, daß in den ostgriechischen Gebirgen eine ostwestliche Richtung vorherrscht. Die Gebirge der Ostküste Thessaliens und Euböas, die von NW. nach SO. zu ziehen scheinen, bestehen in Wirklichkeit aus schmalen Faltenstücken, die sich von N. aufwölben und nach S. einfallen. Ostgriechenland war also ursprünglich erfüllt von zahlreichen Falten, Meereswellen vergleichbar, die von N. heranwanderten und plötzlich erstarrten. Die charakteristische Richtung der ostgriechischen Gebirge finden wir auch in der Argolis. Westlich von Argos streichen die Gebirge von N. nach S. Die Grenze zwischen beiden Richtungen ist geologisch noch nicht genauer erforscht. Ebensowenig ist das Verhältnis der arkadischen Gebirge zu den Ketten im Norden des Korinthischen Meerbusens aufgeklärt. Das westpeloponnesische Gebirge dagegen, zu dem der Erymanthos gehört, setzt sich deutlich in den ätolischen Kalkalpen fort, die wieder in den Pindos übergehen.

Fassen wir jetzt die Züge zusammen, durch die dieser eigenartige Bau der griechischen Gebirge das geschichtliche Leben bestimmend beeinflußt hat! Die griechischen Gebirge bilden langgestreckte Züge, die oft aus mehreren dicht zusammengerückten Parallelketten bestehen. Mit steilem Böschungswinkel steigen die Hänge aus der Ebene empor. Keine Schutthalde vermittelt den Übergang. Die Kammlinie verläuft hoch, die

Pässe sind wenig eingeschnitten. Infolge des steilen Abfalls reißt das Wasser tiefe Schluchten mit senkrechten Wänden in die Flanken der Berge. In der Tiefe ist meist nur Raum für den Bach selbst. Der Weg windet sich hoch über der Sohle am Abhang hin oder er meidet die klammartigen Schluchten überhaupt und sucht ohne Rücksicht auf die Steilheit möglichst schnell die Höhe zu gewinnen. Kommen also die Täler infolge ihrer Unfertigkeit in ihrer Längsrichtung für den Verkehr meist nicht in Betracht, so bieten sie mit ihren steilen, gelegentlich mehrere hundert Meter hohen Wänden für die Durchquerung oft außerordentliche Schwierigkeiten und werden so zu den Haupthindernissen des Verkehrs. Eine Folge der steilen Auffaltung ist es auch, daß die Gewässer große Massen von Geröll transportieren können, mit denen sie die Ebenen verwüsten.

Nachdem nun die Oberfläche Griechenlands durch diese lebhafte doppelte Faltung mit zwei Systemen paralleler Gebirgszüge überzogen war, erfolgte ein zweiter Vorgang, durch den Umriß und Relief erst die jetzige verwickelte Gestalt erhalten haben, es entstanden Einbrüche, indem hier größere, dort kleinere Schollen in die Tiefe sanken. Das ist ebenso im Inneren des Landes wie an der Küste geschehen.

Eine lange Bruchlinie läßt sich an der Ostküste Thessaliens und Euböas verfolgen und weiter durch die Kykladen. Parallel dazu laufen weiter westlich die Bruchlinien, die den Euripos begrenzen und sich gleichfalls nach SO. durch die Kykladen fortsetzen. An ihrem nördlichen Ende werden sie von den OW. verlaufenden Spalten gekreuzt, die die Othrys von Euböa trennen und nach W. weit ins Binnenland hineinreichen. Wieder parallel läuft im W. ein Einbruch im Binnenlande von der Oite bis zum Kithairon, der Mittelgriechenland erst für den Landverkehr geöffnet hat. Dann folgt wieder westlich der mächtige Einbruch, der Mittelgriechenland vom Peloponnes trennt bis auf die schmale Brücke des Isthmos. Den westlichen Teil füllt der Korinthische Meerbusen, der mit dem flachen Golf von Patras zusammenhängt, den östlichen der Saronische Meerbusen. Beide zusammen bilden ein vollkommnes Gegenstück zum Euripos; auch die Enge bei Chalkis ist eine alte Landbrücke; die schmalen Sunde sind Reste eines

Flußlaufes, dessen Bett das Meer eingenommen hat. Unter sich stehen sie in einem eigentümlich gegensätzlichen Verhältnis. Während im Korinthischen Meerbusen die Nordküste ohne Vorland steil aus dem Meere aufsteigt, das Südufer dagegen von neogenem Schollenland umkränzt wird, ist es im Saronischen Golf umgekehrt. Hier liegt die Steilküste im SW. an der Argolis, während die Nordostküste flach ist. Den südlichen Teil des fünften Einbruchs nimmt der Golf von Nauplia ein; nach N. ist er zuerst durch die Ablagerungen der argivischen Flüsse, weiterhin durch Neogen ausgefüllt. So ist hier die Grenze der ost- und westgriechischen Gebirge verdeckt. Ein richtiger Grabenbruch ist die ostarkadische Hochebene und die Eurotasfurche. Diese werden senkrecht geschnitten durch einen Einbruch, der von Messene bis Tegea reicht. Im Südwesten endlich der gewaltige Abbruch zum Jonischen Meer, das 6 km von der Küste von Sapienza eine Tiefe von 3600 m erreicht. Im westlichen Mittelgriechenland ist der Einbruch der ätolischen Seen zu erwähnen, endlich in Thessalien die beiden Binnenebenen und der Golf von Volo, alle drei voneinander getrennt durch niedrige Gebirge, deren Falten OW. streichen.

Es gilt jetzt die Wirkung dieser Einbrüche auf das geschichtliche Leben zu würdigen, zunächst für die Binnenlandschaften. Die Einbrüche verstärken den Gegensatz von Hoch und Tief und verschärfen ihn; sie rücken die Gegensätze näher aneinander. So vermehren sie die Elemente der Trennung und Absonderung, die in der griechischen Landschaft, namentlich im Westen, schon durch die starke Faltung vorhanden waren. Andrerseits durchbrechen sie auch wieder die Faltenzüge und stellen Verbindungen her. Endlich bereiten sie die Ebenen vor, indem auf ihrem Boden die Ablagerungen der Bäche und Flüsse sich ausbreiten konnten.

Auch die Wirkungen, welche die Einbrüche auf die Küstengestalt haben, zeigen ein doppeltes Gesicht. Einesteils haben sie die hafenlosen Küsten an der Ostseite von Thessalien und Euböa geschaffen und den steilen Absturz am Nordufer des Korinthischen Golfs und an der Ostküste der Parnonhalbinsel. Dabei ist zum Teil wertvolles Land in die Tiefe gesunken, während an anderen Stellen, z. B. in Achaia, wieder Neogenschollen bis zu 1800 m Höhe gehoben sind.

Die wesentlichste Wirkung aber ist die Durchdringung von Meer und Festland, die in Europa nirgend in entfernt ähnlicher Weise vorkommt. Kein Ort des Peloponnes ist mehr als 50 km, keiner in Mittelgriechenland mehr als 60, selbst in Thessalien keiner mehr als 100 km vom Meere entfernt. Diese Durchdringung erfolgt am intensivsten durch die Einbrüche des Korinthisch-Saronischen Meerbusens und des Euripos. Man muß die Schwierigkeiten des Verkehrs im Innern kennen, um die Bedeutung zu würdigen, die das Meer mit seinen feuchten Pfaden für die Griechen hatte. Und wichtiger als das Meer waren diese Meeresarme, auf denen der Schiffer, den Stürmen und Wogen des offenen Meeres entrückt, vom Pagasäischen Meerbusen bis zum Isthmos und von da wieder bis Kerkyra (von Patras an im Schutz der Jonischen Inseln) gelangen konnte. Alle bedeutenden Seestädte Griechenlands liegen an diesen Straßen.

Man hat in Griechenland selten den Eindruck, auf der wohlgegründeten, dauernden Erde zu stehen. Das Auge sieht, wie diese Landschaften entstanden sind; namentlich an den Küsten und auf den Inseln empfindet man unmittelbar: das sind ertrunkene Gebirge. Und der Boden selber bringt es dem Menschen im eigentlichsten Sinne zum Gefühl, daß auch der jetzige Zustand kein dauernder sein wird. An den großen Bruchlinien ist die Bewegung der Schollen auch heute noch nicht zum Stillstand gekommen, wie die beständigen Erdbeben beweisen. Die Westküste, namentlich Messenien, Achaia, die Küsten des Euripos sind am meisten von ihnen heimgesucht. Ganz frei ist keine Landschaft. Man muß die klassische Schilderung des phokischen Erdbebens von 1870 bei Julius Schmidt lesen (Studien über Vulkane und Erdbeben. Lpz. 1881 S. 124 f.), um den furchtbaren Eindruck dieser Erscheinung auf das menschliche Gemüt zu begreifen.

Auch die wenigen vulkanischen Erscheinungen, die in Griechenland vorkommen, sind an die großen Bruchlinien geknüpft. Es sind hauptsächlich heiße Quellen, wie die an den Thermopylen, oder Solfataren wie an der Geraneia. Wirklich vulkanische Ausbrüche finden wir auf der bogenförmig verlaufenden Bruchlinie, die, am Isthmos beginnend, das Plateau der Kykladen im Süden begrenzt und an der

kleinasiatischen Küste endigt. Heute noch tätig ist der Vulkan von Thera. In der Bildung der griechischen Gebirge spielen die vulkanischen Gesteine eine verschwindende Rolle. Ebenso ist es verkehrt, wenn die Alten (Herodot) und moderne Reisebücher das Tempe-Tal oder die Langada im Taygetos durch vulkanische Kräfte entstanden sein lassen. In beiden Fällen handelt es sich um Erosions-Schluchten.

III.

Das Fremdartige der griechischen Landschaft, das Kalte und Herbe, das ihr eignet, beruht zumeist darauf, daß allerorten die ursprünglichen Gesteine und Bodenschichten unverhüllt zutage liegen. So ist auch der Einfluß, den sie auf das Leben der Menschen gehabt haben, ein unmittelbarer und tiefgreifender. Auskunft über die Schichten, welche die Oberfläche eines Landes bilden, geben uns die geologischen Karten. Daß wir diese wenigstens für den Peloponnes, den Nordwesten und Teile von Thessalien besitzen, verdanken wir Philippson. Neuere Forschung von Renz und Frech haben allerdings gezeigt, daß das Alter der Schichten nicht immer richtig angesetzt war, aber die petrographische Bestimmung wird dadurch nicht berührt, und auf diese allein kommt es für den vorliegenden Zweck an. Dieser Zweck rechtfertigt auch eine Beschränkung auf die vier für Griechenland *typischen Bodenformen*: Schiefer und Kalk, Neogen und Alluvium.

Charakteristische Unterschiede zeigen sich zunächst in der *Gestaltung der Oberfläche*. Wo der gewachsene Fels ansteht, verändert sich seine Oberfläche, er verwittert. Durch die Einwirkung von Hitze und Kälte wird der Fels zerspalten, zerbrochen, zertrümmert in immer kleinere Brocken. Luft und Wasser wirken zersetzend auf den inneren Zusammenhang des Gesteins. Die Schiefer zerfallen leicht unter dem Einfluß des Wassers und spalten sich dabei in kleine Platten und Plättchen. Da diese vom Wasser hinweggespült werden, zeigt das Gestein abgerundete Formen, die zusammen mit der dunklen Farbe der Landschaft etwas Eintöniges und Düstres geben. Die hellen, dünnschichtigen Kalke, die in den westgriechischen Gebirgen auf weite Strecken die Oberfläche bilden, sondern sich bei der Verwitterung in Platten und Tafeln. Ganz

anders verhalten sich die massigen, dickbankigen oder gar nicht geschichteten Kalke der ostgriechischen Gebirge. Deren Oberfläche wird vom Wasser förmlich ausgefressen. Überall stehen spitze und runde Zacken und Höcker hervor, zwischen denen lose Steine und kleine Brocken liegen. An geneigten Hängen arbeitet das Wasser tiefe Furchen und Spalten aus. Das Neogen besteht teils aus Konglomeraten, teils aus Mergeln. Die härteren Konglomerate bilden große Tafelflächen mit steilen, oft mehrere hundert Meter hohen Randabstürzen. Die weicheren Konglomerate und die Mergel werden von einem Netz von kleinen steilrandigen Tälern und Schluchten durchzogen.

Daß diese Oberflächenformen für das Leben der Menschen nicht weniger Bedeutung gehabt haben als Höhe und Steilheit der Gebirge, leuchtet ohne weiteres ein. In bezug auf die Wege soll das nun noch etwas eingehender dargestellt werden. Der Schiefer mit seinen sanften Hängen und seiner ebenen Oberfläche ist überall gangbar. Nur wenn der Weg am Berghang entlang läuft, schwindet er leicht zu einem schmalen, nach außen geneigten Band zusammen. Der Kalk dagegen bietet dem Weg auch an steiler Berglehne festen Halt. Durch die rötliche Verwitterungserde, die sich auf ihm sammelt, hebt der Pfad sich scharf ab von dem Grau der Felsen und läßt sich weithin mit dem Auge verfolgen. Anders wird es natürlich, wenn das Wasser den Weg als Rinne benutzt. Dann entsteht ein toller Wechsel von Rissen und Löchern, von Blöcken und hohen Stufen. Bedarf also der Weg im Kalkgebirge der Nachhilfe durch die Hand des Menschen, auch wenn er nur von Fußgängern und Packtieren gebraucht werden soll, so ist das für Fahrwege natürlich erst recht der Fall. Wenn von den hellenischen Kunststraßen im allgemeinen nur geringe Spuren erhalten sind, so liegt das hauptsächlich daran, daß die Griechen keinen Mörtel verwendet haben. Infolgedessen waren die griechischen Straßen der Zerstörung in ungleich höherem Maße ausgesetzt als etwa die römischen, der Zerstörung durch Wasser und durch Menschen. Die behauenen Steine an den Straßen wurden mit Vorliebe zu Bauten weggeschleppt im Mittelalter wie in der Neuzeit. So sind Spuren der hellenischen Straßen nur an ganz besonderen Stellen zu erwarten, nämlich da, wo sie über ebene oder

wenig geneigte Kalkflächen führen. Hier mußte man eine glatte Fläche herstellen, und, damit nun die Räder nicht hin und her rutschten, schnitt man parallele Geleise für sie ein. Erhalten sind derartige Anlagen in allen Teilen Griechenlands, wo Kalk ansteht.

Für die Siedlung sind zwei Momente von ausschlaggebender Bedeutung, das Vorhandensein von anbaufähigem Boden und von Wasser. Sehen wir zunächst, wie die verschiedenen Bodenformen sich für den Anbau eignen! Der Kalk ist das verbreitetste Gestein in Griechenland, es ist der Stein schlechthin. Man wird nicht weit fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Hälfte der Oberfläche des Landes aus Kalk besteht, wahrscheinlich ist es mehr. Die wenige Verwitterungserde, die der Kalk liefert, haftet an Abhängen nur, wenn sie von Baumwurzeln festgehalten wird, sonst sammelt sie sich in den Rissen des Gesteins und in Mulden. Hier kann Getreide angebaut werden, und bei dem Mangel an Ackerland werden selbst ganz abgelegene Stellen im Gebirge benutzt, die der Eigentümer nur zweimal im Jahre aufsucht, zur Zeit der Bestellung und zur Zeit der Ernte, heute wie einst. Der Schiefer bietet für Baum- und Weinpflanzungen geeigneten Boden, einzelne Arten auch für Getreide. Die Konglomerate sind für den Anbau noch ungeeigneter als der Kalk, während die Mergel guten Ackerboden bilden. In der Hauptsache aber ist es allein der Alluvialboden der Ebenen, der für eine dichtere Bevölkerung ausreichenden Unterhalt liefern kann. Aber wie gering ist der Umfang dieser Ebenen! In Messenien 38% der Gesamtfläche, in Lakonien 24%, in Argolis und Korinthia 12%. So ist Griechenland von Natur ein armes Land, und die bescheidene Fläche anbaufähigen Bodens, die es überhaupt nur haben kann, ist außerdem noch beständig bedroht. Im Gebirge reißt das Wasser die Ackerkrume weg, die Ebenen sind in Gefahr zu vermuren oder zu versumpfen. Im Altertum war man auf jede Weise bedacht, die Ackerkrume festzuhalten, und in abgelegenen Gebirgsgegenden, die heute nur durch das Harz ihrer Kiefern oder als dürftige Weide Wert haben, findet man an den Hängen sorgfältig gebaute Stützmauern, Zeichen einstiger stärkerer Besiedlung.

An die Bedeutung des Wassers für das menschliche Leben werden wir in unserem regenreicheren Klima nur bei außergewöhnlich dürren Sommern erinnert, wenn Quellen und Brunnen versiegen. Die klimatischen Verhältnisse Griechenlands, die später zu schildern sein werden, bringen es mit sich, daß hier die Frage der Wasserversorgung eine ganz andere Rolle spielt. Wieder fragen wir, wie sich die verschiedenen Bodenformen in dieser Hinsicht verhalten. Die Schiefer sind für das Wasser wenig durchlässig; soweit es nicht durch Ritzen und Spalten einsinken kann, läuft es auf der Oberfläche ab. Infolgedessen bilden sich an vielen Stellen kleine Quellen, die in der trocknen Jahreszeit versiegen. Der Kalk dagegen verschluckt das Wasser geradezu. Die Oberfläche des Kalkgebirges ist daher wasserlos. Nur wo in Mulden sich die rötliche Verwitterungserde ansammelt, bilden sich in der Regenzeit seichte Lachen. Aber im Innern saugt sich das Kalkgebirge ganz voll mit Wasser, das abwärts sinkt, bis es auf eine undurchlässige Schicht trifft (meist Schiefer). Auf dieser sammelt es sich und tritt dann an einzelnen Stellen in großen Mengen zutage. Die Kalkschichten also nähren die großen Quellen, die das ganze Jahr überfließen und für Menschen und Tiere wie für Pflanzen zu allen Zeiten ausreichend Wasser liefern. Der Schwemmlandboden der Ebenen endlich bewahrt das Wasser in der Tiefe als Grundwasser. Durch Ziehbrunnen muß man es an die Oberfläche heben. Ist der Boden infolge starker Beimischung toniger Bestandteile undurchlässig, so wird die Ebene im Winter in einen See verwandelt. Ist der Zufluß von den umliegenden Bergen stark, so bilden sich Sümpfe. Dasselbe Schicksal würden alle Kessellandschaften teilen, wenn nicht in den Kalkschichten, die unter dem Alluvium lagern und die Umrandung bilden, Klüfte und Schlünde entstünden, durch die das Wasser abfließt. Das sind die eigenartigen Katavothren; teils liegen sie in der Ebene als Sauglöcher, mit Sand und Geröll überdeckt, teils öffnen sie sich als torähnliche Gewölbe in der Bergwand, und das Wasser strömt in sie hinein.

Die offene Siedlung, das Dorf, sucht vor allem die immer fließenden Quellen. An der Grenze von Kalk und Schiefer, wo diese zutage treten, finden wir daher noch

heute die meisten Dörfer. Der Schiefer trägt Fruchtbäume und Wein, zum Teil auch Getreide, das außerdem auf einem Teil des Kalkbodens gebaut werden kann. Weiter hinauf im Gebirge, auf einem felsigen Vorsprung oder einem Gipfel baut sich das Dorf oder der Gau eine Zufluchtsburg, die für die Bevölkerung gerade Raum genug bietet. Das Aussehen dieser primitiven Anlagen wechselt mit dem Material, aus dem sie aufgeführt sind. Der massige Kalk der ostgriechischen Gebirge liefert unregelmäßige Blöcke, der Plattenkalk des Westens Steine von gleichmäßiger Dicke, die sich leichter zu regelmäßigen Schichten ordnen.

IV.

Die Vegetation des alten Griechenland war um eine ganze Anzahl von Pflanzen ärmer, ohne die wir uns die Mittelmeerlandschaft gar nicht vorstellen können. Maulbeerbaum, Limonen und Orangen sind aus Ostasien, Agaven, Opuntien und Mais aus Amerika eingeführt, der Oleander aus Spanien, wie es scheint, erst in nachchristlicher Zeit. Aber diese Fremdlinge verschwinden doch gegenüber dem Reichtum an einheimischen Arten. Denn Griechenland vereinigt ja alle Klimazonen von der subtropischen an. Nirgend kommt es so greifbar zum Ausdruck wie hierin, daß es das Land der Gegensätze ist.

Ein Bild von der Vegetation des Landes gewinnt man am ehesten durch die Betrachtung der Vegetations-Formationen, d. h. der Vereinigungen gleicher oder gleichartiger Pflanzen auf einer größeren Fläche. Der Wald bedeckt heute etwa 13% der Oberfläche, es werden dabei aber Bestände mitgezählt, die wir höchstens als Busch bezeichnen würden. Wirklichen Wald gibt es nur noch im Gebirge, namentlich im NW. Die wichtigsten Waldbäume sind die Aleppokiefer, die um ihres Harzes willen geschont wird, Tanne und Schwarzkiefer im Gebirge von 500 m an, und verschiedene Eichenarten; von diesen wird nur die Knoppereiche geschont, weil ihre Fruchtbecher als Gerbemittel eine lohnende Einnahme liefern. Charakteristisch für den Wald im ganzen Mittelmeergebiet ist die Weitständigkeit, der Mangel an Unterholz, die Dürftigkeit der Bodenvegetation. Auf sanfteren Hängen, namentlich

auf Schiefer und Neogen, tritt da, wo der Wald verschwunden ist, an seine Stelle das Maki, weite Bestände immergrüner Büsche wie Lorbeer, Myrte, Erdbeerbaum, Lentiscus, Oleander u. a. Auf wasserlosen Schieferhöhen endlich und im Kalk sind weite Flächen mit Halbsträuchern bedeckt, die höchstens Kniehöhe erreichen, Thymian, Lavendel, Eriken, Zwiebelgewächsen, Disteln, alle in mehr oder minder großen Abständen voneinander. Diese Formation bezeichnet man mit dem neugriechischen Wort Phrygana.

Einzelstehend findet man in den Feldern Eichen und wilde Birnbäume, an den Wasserläufen schlanke Pappeln und knorrige Platanen, die auch bei keiner Quelle zu fehlen pflegen.

Die wichtigsten Fruchtbäume waren im alten Griechenland Wein, Olive und Feige. Für den Ackerbau kamen außer Gerste und Weizen vor allem Bohnen und Linsen in Betracht und dann eine Fülle von Kräutern und Gemüsen, die teils als Zukost dienten, teils zum Würzen der Speisen benutzt wurden. Eine der seltensten Pflanzen dagegen ist in Griechenland das Gras, und Wiesen in unserem Sinne gibt es nicht.

Will man nun die Frage beantworten, inwieweit die Verbreitung und die Verteilung der Vegetation im alten Griechenland den modernen Verhältnissen entsprach, so muß man Ort und Zeit unterscheiden. In der Nähe der größeren Städte, namentlich der Seestädte, haben die Bedürfnisse von Handel und Industrie frühzeitig die Waldbestände gelichtet. Umgekehrt nehmen Maki und Phrygana heute vielfach Flächen ein, die bebaut werden könnten oder erst seit dem Altertum durch die Unachtsamkeit der Menschen ihre Ackerkrume verloren haben.

Nachdem so die Oberfläche des Landes und die Vegetation in großen Zügen geschildert sind, soll nun von den beiden noch nicht behandelten klimatischen Faktoren das Notwendigste gegeben und dann in einem raschen Gang durch die Jahreszeiten alles Einzelne zusammengefaßt werden.

Zunächst die Temperatur. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt für Athen 17,6°, für Patras 17,5°, die mittlere Temperatur des Januar für Athen 8,57°, für Patras 9,1°, des Juli für Athen 27,27°, für Patras 26,2°, die

Differenz also für Athen 18,7°, für Patras 17,1°. Griechenland liegt der Grenze des kontinentalen Klimas (Differenz 20°) ziemlich nahe, der Osten näher als der Westen. Das kommt am stärksten zum Ausdruck in der langen und gleichmäßigen Dauer hoher Temperaturen im Sommer. In Athen beträgt das Mittel für den Juni 24,4°, Juli 27,27°, August fast 27°, September 23,54°. Die höchste in Athen gemessene Temperatur beträgt 41,7°, Temperaturen von über 35° kommen fast in jedem Jahr einmal vor. Die Kessellandschaften des Innern, auch die ostarkadische Hochebene, haben eher höhere Temperaturen. Nimmt man nun gar die Wirkung der direkten Sonnenstrahlen hinzu, so begreift man, daß Griechenland im Sommer zu den heißesten Teilen der Erdoberfläche gehört. — Im Winter macht sich an den Küsten die Einwirkung des Meeres natürlich bemerklich. In Athen ist in 20 Jahren unter 50 das Thermometer nicht unter 0° gesunken. In den kälteren Wintern beträgt die Zahl der Frosttage etwa 4, Eistage sind in den 50 Jahren dreimal vorgekommen. Im Innern und in den Gebirgen ist die Kälte schärfer und anhaltender. Vereinigt also der Kreislauf eines Jahres starke Temperaturgegensätze in sich, so treten auch im Rahmen kürzerer Zeitabschnitte beträchtliche Schwankungen ein, solche von 17—20° z. B. innerhalb eines Monats ganz regelmäßig, während eines Tages gelegentlich. Auf diesen Charakter des Klimas führten die Alten die größere Elastizität und Abhärtung zurück, die die Griechen des Mutterlandes gegenüber den Bewohnern der Inseln und der Küste Kleinasiens besäßen. Denn daß die mittlere Jahrestemperatur jedenfalls sich seit dem Altertum nicht vermindert hat, dafür läßt sich aus den Nachrichten über das Vorkommen der Palme und das Reifen der Datteln der schlagende Beweis erbringen.

Das charakteristischste Element des griechischen Klimas sind die Niederschläge. Die Hauptmenge der Niederschläge fällt in die kühle Jahreszeit, während im Sommer eine Periode ausgesprochener Dürre herrscht. Der Westen ist regenreich, der Osten verhältnismäßig regenarm. In Athen beträgt das Jahresmittel 393 mm, in Patras 739 mm, in Korkyra 1126 mm. Im Westen herrschen die wasserreichen S.-SW.-Winde vor, die vom Jonischen Meere kommen, im Osten N.-NO.-Winde,

die wie alle aus kälteren Gegenden nach wärmeren wehenden keine Feuchtigkeit abgeben können. Außerdem bringt der Bau der westgriechischen Gebirge es mit sich, daß die feuchten Winde ihren Gehalt an Wasserdampf in der Form von Steigungsregen an ihnen abgeben müssen. Landregen sind auch im Westen ganz selten. In Athen halten die Niederschläge selten viele Stunden an und kommen gewöhnlich nur an 3—4 Tagen nacheinander vor. Die Niederschläge drängen sich in kurze heftige Güsse zusammen; diese werden durch Gewitter gebracht, die in den wärmsten Tagesstunden losbrechen; die Nächte sind heiter. Daß in einer Stunde 30—40 mm fallen, ist in Athen nichts Ungewöhnliches. Es wurden aber in 12 Stunden auch schon 150 mm beobachtet. Es erläutert die Unstätigkeit des Klimas, wenn die gesamte Niederschlagsmenge des regenärmsten Jahres 115 mm beträgt. Dieser Charakter der Niederschläge bewirkt es, daß sie so ungemein zerstörend wirken. — Schnee fällt in Athen vom Dezember bis März im Mittel an fünf Tagen jährlich. Selten bleibt er 3—4 Tage liegen, meistens verschwindet er schnell vor der Sonne. Die Höhe der Decke beträgt nie mehr als 1 cm. An den südlichen Küsten des Peloponnes gehört der Schnee zu den größten Seltenheiten und bleibt nie liegen. Die Binnenlandschaften sind gelegentlich mehrere Tage mit dichter Schneedecke verhüllt. In den peloponnesischen Gebirgen reicht die Schneedecke im Winter bis 700 m herab. An den höchsten Gipfeln verschwinden die letzten Schneeflecke im Hochsommer kaum, bevor der erste Schnee wieder fällt.

Griechenland vereinigt also auch klimatisch stärkste Gegensätze in sich. Jede Landschaft hat ihr eigenes Klima. Ein Gesamtbild vom Gang der Jahreszeiten läßt sich nur geben, wenn man sich im wesentlichen auf die Verhältnisse in den Ebenen beschränkt.

Das griechische Jahr hat zwei Jahreszeiten, eine kühle nasse und eine heiße trockene; sie werden im Oktober durch einen ganz kurzen, im April und Mai durch einen nicht langen Übergang getrennt.

Die Regenzeit wird eingeleitet durch einzelne heftige Gewitter, die sich gegen Mitte Oktober zu mehrtägigen Dauerregen ausdehnen. Nachdem diese den Erdboden genügend

erweicht haben, beginnt im letzten Drittel die Bestellung der Äcker mit Gerste und Weizen. Die Temperatur beträgt noch 19° im Mittel. Gräser und Kräuter beginnen hervorzusprießen, auch einzelne Blumen; die Herden steigen allmählich aus dem Gebirge herab.

November und Dezember sind die Hauptregenzeit. Nord und Süd wechseln beständig und mit ihnen von Tag zu Tag die Temperatur (November 14°, Dezember 10° im Mittel). Im November färben die Bäume mit einjährigem Laub sich herbstlich und werden kahl. Die Olivenernte beginnt, um bis Anfang Januar zu dauern. Aber schon Anfang November geht die Wintersaat auf und das erste frische Gemüse kommt auf den Markt. Im Dezember wird der Boden in den Rebfeldern gelockert und womöglich Wasser aus einem Bach hineingeleitet, um ihn gründlichst zu durchfeuchten.

Im Januar und Februar sinkt die Temperatur auf 9° im Mittel. Der Januar ist der eigentliche Schneemonat. Die Vegetation schreitet stockend und ruckweise vorwärts. Im Januar beginnt in Athen die Mandelblüte, die Pappeln bekommen Blätter. Im Februar kommen die Anemonen in Mengen hervor und bilden an manchen Stellen einen dichten Teppich von blauen, violetten und scharlachroten Blumen.

Im März steigt die Temperatur auf 12°. Schneefälle im Meeresniveau sind selten, heftige Südstürme mit starken Güssen namentlich um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche regelmäßig. Dazwischen kommen herrliche Frühlingstage vor. Der März ist der eigentliche Monat der Belaubung. Die Obstblüte beginnt.

Der April hat im Mittel schon 15°. Im Osten erfolgen wenig Niederschläge mehr, im Westen regelmäßig nachmittags heftige Gewitter. Die Vegetation schreitet schnell zu ihrem Höhepunkt. Alle Bäume belauben sich, der Weinstock seit Ende März, das Getreide steht hoch, eine Fülle von Blumen öffnen überall ihre Kelche. Die Hirten ziehen allmählich wieder in die Gebirge.

Im Mai beträgt die Durchschnittstemperatur schon 20°. Die Niederschläge werden im Osten seltener, aber heftiger. Die Vegetation nimmt bereits ab und beginnt sich gelb zu färben. Im Westen behalten die Regen einen sanfteren

Charakter, das Kraut grünt und blüht noch. Nachdem Anfang Mai der Wein verblüht hat, werden die Rebfelder eingeebnet. Mitte Mai beginnt im Osten die Getreideernte, während dies im Westen erst Ende des Monats der Fall ist, zuerst für Gerste, dann für Weizen.

Im Juni steigt die Temperatur auf 24°. In den Küstenebenen beginnt die Trockenzeit. Die Stoppelfelder sind verbrannt, die Phrygana verdorrt, nur das Maki schillert in dem metallischen Glanz seiner dunkelgrünen Blätter. Die Myrte beginnt zu blühen. Der schrille Ton der Cikade klingt durch die Mittagsstille.

Im Juli und August erreichen Hitze und Trockenheit den höchsten Grad. Das Quecksilber steigt im Mittel auf 27—28°. Nur die große Trockenheit und die Winde machen die Hitze erträglich. Wundervoll sind die Nächte in Athen, die Temperatur sinkt selten unter 18°, dabei ist die Luft ganz trocken, vom Landwind sanft bewegt, und aus der schwarzen Tiefe des Himmels funkeln unzählige Sterne. Eine Menge von Früchten kommen zur Reife, die ersten Trauben schon vor Mitte Juli, während die Weinernte von Mitte August bis Mitte Oktober reicht. Der größte Teil der Vegetation liegt im Sommerschlaf, nur der Wein und die bewässerten Gärten bewahren sich ihr Grün.

Im September läßt die Hitze etwas nach, die Temperatur beträgt 23,5°, aber sie ist drückender, weil die ersten Gewitter die Feuchtigkeit der Luft erhöhen.

Der Oktober entspricht in bezug auf Temperatur und Niederschläge unserem Juli. Gegen Ende des Monats erfolgt der rasche Übergang zur Regenzeit, und damit ist der Kreislauf des Jahres vollendet.

V.

Nachdem nun die grundlegenden Tatsachen der physikalischen Geographie dargestellt sind, kann jetzt versucht werden, aus dem wechselnden Zusammenwirken der geologischen und klimatologischen Faktoren die Eigenart der wichtigsten Landschaften verständlich zu machen.

Thessalien hat seine Oberflächenform durch drei Einbrüche erhalten. In den einen ist das Meer eingedrungen,

er bildet den Golf von Volo. Die beiden andern liegen im Binnenlande und bilden die obere oder westliche und die untere oder östliche thessalische Ebene. Zwischen diesen drei Einbrüchen sind aber Reste der alten Faltengebirge stehen geblieben. Rings von Gebirgen umrandet, bildeten die beiden Binnenebenen einmal Seen, an deren Boden die einmündenden Bäche allmählich das feine Alluvium ablagerten, das den Äckern Thessaliens ihre unerschöpfliche Fruchtbarkeit gibt. Indem dann das Wasser, in einer Senke zwischen Olymp und Ossa zum Meere abfließend, sich immer tiefer eingrub und so das berühmte Tempetal schuf, wurde zuerst die östliche Ebene trocken gelegt. Dann nagten sich die Wasser der westlichen Ebene so tief in das Zwischengebirge ein, daß nun auch diese Ebene austrocknete, während gleichzeitig das Flußsystem des Peneios entstand. Die westliche Ebene, etwa 110 m ü. M. gelegen, ist 50 km lang und 20 km breit, ungerechnet die stattlichen Buchten, mit denen sie in das Gebirge eingreift. Die östliche ist kleiner und liegt 50—60 m ü. M. Mitten in der griechischen Gebirgswelt wirken diese weiten Flächen überraschend auf jeden, der sie zuerst erblickt.

Die Höhe der Randgebirge bewirkt, daß Thessalien unter allen griechischen Landschaften das kontinentalste Klima hat. Der Sommer bringt erdrückende Hitze, die bei SW. zuweilen die Erntearbeit zu unterbrechen nötigt. Im Winter ist es vorgekommen, daß der flache See im SO. der unteren Ebene mit einer Eisdecke überzogen war, die Menschen zu tragen vermochte. Die Höhen zwischen den inneren Ebenen und dem Golf von Volo verhindern das Eindringen der Luftschichten vom Meere her. Auch die Luft stagniert in der Kessellandschaft. An den Randgebirgen geben die Luftschichten, die die Winde herbeiführen, ihre Feuchtigkeit ab. Daher führen die Bäche und Flüsse, die ihnen entströmen, zu allen Zeiten Wasser. In den Ebenen ist der Sommer so regenlos wie in Attika, und selbst im Winter ist die Niederschlagsmenge gering. Das kontinentale Klima kommt endlich auch in der Vegetation zum Ausdruck, Ölbaum und Maki fehlen im Innern. Die Ebenen und die tieferen Hänge sind fast baumlos, außer am fließenden Wasser, und die Bäume, die hier wachsen, werfen im Winter ihr Laub ab. Die Ebenen dienen also durchaus

dem Getreidebau, der in der wohlbewässerten westlichen Ebene zwei Ernten bringen kann.

Eine abflußlose Kessellandschaft bildet der tiefste Teil des Einbruchs, der Mittelgriechenland von NW. nach SO. durchzieht, die Kopais. In diese ergießen sich außer dem Kephisos von NW. und S. her noch eine ganze Anzahl von Bächen und Quellen. Deren Alluvium hat hier eine Ebene geschaffen, die in ihrem Hauptteil 12 auf 20 km mißt. Seit dem Altertum bildete sie in regelmäßigem Wechsel im Sommer eine sumpfige Fläche, im Winter einen seichten See, dessen Wasserspiegel ausgedehnte Rohrfelder unterbrechen. Das Steigen des Wassers wurde durch die Katavothren in den östlichen Randbergen verhindert. Eine dunkle Sage berichtete, daß die Minyer von Orchomenos vor der dorischen Wanderung die Ebene trocken gelegt und ihrem Boden reiche Ernte abgewonnen hätten. Als nun in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Wasser der Kopais mit Hülfe von Einschnitten und Tunnel abgeleitet wurden, kamen diese Deichbauten der Minyer deutlich erkennbar zutage.

Der südlichste Teil des mittelgriechischen Einbruchs wird in der Hauptsache von der thebanischen Ebene und dem Tal des Asopos eingenommen. Ein Höhenrücken durchzieht ihn von Ost nach West, der im Westen bei Thespiai mit den Ausläufern des Helikon verwächst, im Osten nach SO. umbiegt und bei Tanagra sich mit den Vorhöhen des Kithairon und der Parnes berührt. Im Osten, wo er aus Kalk besteht, erhebt er sich bis 600 m. Der westliche Abschnitt besteht aus losem Konglomerat, das nach der Ebene im Norden zu in ziemlich steilen Hängen von 200—300 m Höhe abfällt. Zwischen diesem Rücken und dem Kithairon dehnt sich eine flache, 9 km breite Mulde, deren Boden mit ziemlich mächtiger Ackerkrume bedeckt ist. Das Wasser sammelt sich zum Teil im Asopos, der es in trägem, oft kaum merklichem Lauf dem Euripos zuführt. Nördlich von dem Rücken liegt etwa 200 m tiefer eine feuchtere Ebene mit fruchtbarem Alluvialboden, die keinen Abfluß hat. — Der Höhenrücken, der diese beiden Ebenen trennt, bildet durch seinen steilen Nordabfall ein starkes Verkehrshindernis. In der Mitte aber erniedrigt er sich um etwa 100 m, und so mußte diese Stelle naturgemäß

den Verkehr an sich ziehen. Hier bricht auch das Grundwasser der höher gelegenen Asoposebene in starken Quellen hervor. Diese haben den losen Konglomeratboden mit einer Anzahl paralleler steilrandiger Täler durchzogen. Auf dem Plateau zwischen zwei dieser Täler wurde die Kadmeia erbaut, dicht am Rande der Ebene. — Eine ausgesprochene Binnenlandschaft ist auch dieser Teil Böotiens. Daher wiederholen sich, wenn auch in abgeschwächtem Maße, in seinem Klima und in seiner Vegetation die Züge, die eben bei Thessalien hervorgehoben wurden.

Die Landschaft Attika wird im Osten und im Südwesten von zwei großen Bruchlinien begrenzt. Sie besteht aus vier größeren Ebenen: der von Eleusis, von Athen, von Marathon und der Mesogeia. Auch diese Ebenen sind durch Einbrüche entstanden, die in regelloser Weise die alten von Westen nach Osten streichenden Faltengebirge durchsetzten. Die Mesogeia ist eine Binnenlandschaft, wie der Name sagt; so hat sich hier eine mächtige fette Ackerkrume angesammelt. Die Ebenen von Eleusis und Marathon sind Küstenebenen, gebildet durch die Sedimente der Bäche, beide im Altertum durch ihre Fruchtbarkeit berühmt. Die größte Ebene ist die von Athen. Der Boden besteht fast überall aus einem für den Ackerbau sehr unvorteilhaften Kalkkonglomerat. Dazu kommt, daß infolge der starken Verdunstung die Oberfläche dieses Konglomerats vielfach so fest versintert ist, daß sie die Härte des gewachsenen Felsens erreicht. So ringt der Ackerbau rings an den Hängen dem Boden nur dürftige Ernten an Gerste ab. Ergiebigere Stellen finden wir nur am Fuß des Pentelikon und der Parnes, wo die in den Kalkgebirgen aufgespeicherten Wasserschätze als reiche Quellen zutage treten, und im Gebiet des Ölwalds. Hier hat der Kephisos eine dicke Schicht rötlichen Lehms abgelagert, die das Wasser nicht durchläßt und eine reiche Vegetation zu ernähren vermag. Durch Sedimente ist die Ebene auch gegen das Meer hin ein wenig erweitert worden. Das wichtigste Ergebnis war, daß dadurch die kleine Insel dem Festland angegliedert wurde, auf der Themistokles die Hafenstadt Athens erbaute.

Die Ebene von Argos bildet den durch Fluß-Sedimente zugeschütteten nördlichsten Teil des Golfs von Nauplia. Der

Boden besteht aus teils sandigem, teils fettem Lehm und ist äußerst fruchtbar. Die Flüsse, die dies Alluvium herbeigebracht haben, sind echte Torrenten. Fließendes Wasser gibt es nur in den beiden südlichen Ecken, der nördliche und der mittlere Teil der Ebene ist auf Brunnen angewiesen. Niederschläge fallen sehr spärlich, denn die regenbringenden Südwestwinde geben ihre Feuchtigkeit in den lakonischen und arkadischen Gebirgen ab. Argos gehört zu den trockensten Landschaften Griechenlands. Der nördliche und mittlere Teil der Ebene ist infolgedessen, von kleinen Ölwäldern abgesehen, fast baumlos und wird nur mit Getreide bebaut.

Der Name Messenien, d. h. Mittel- oder Binnenland, kommt ursprünglich nur der kleinen oberen Ebene zu, die 11 km lang ist bei 6 km Breite. Sie bildet eine vollkommen horizontale Fläche fetten Lehmbodens. In trägem Lauf durchschneiden sie die Quellflüsse des Pamisos von NW. und N. her. Nach Norden und Osten gegen die kalten Winde durch Gebirge geschützt, den regenbringenden Süd- und Westwinden geöffnet, erfreut sich die Ebene eines überaus warmen und gleichmäßigen Klimas und reicher Niederschläge. Infolgedessen ist die Vegetation von einer erstaunlichen Üppigkeit. Die Ortschaften verschwinden in Wäldchen von Fruchtbäumen und Cypressen, und in den Feldern verschlingen sich die Ranken der Reben zu dichtem Gewirr.

Die Ebene von Sparta bildet einen Teil der Eurotasfurche, die durch Einbruch zwischen dem Taygetos und dem Parnon entstanden ist. Auch von Norden durch einen breiten Gürtel unwegsamer Berge gedeckt, vom Meere durch eine bis zu 500 m ansteigende Hügelzone getrennt, ist das hohle Lakedaimon eine der abgeschlossensten Landschaften von ganz Griechenland. Der nördlichste Teil der Eurotasfurche ist von Hügelland erfüllt, der Fluß hält sich an der östlichen Seite, meist in engem, gewundenem Tal. Da, wo diese Hügel auf dem rechten Ufer enden, lag Sparta, auf sanften Höhen, ohne Mauern, eine ganz unhellenische Ansiedlung. Aber das stolze Kraftgefühl des siegreichen Erobervolkes offenbart sich darin. Nicht die physischen Bedingungen waren hier maßgebend, sondern der Charakter des Volkes und seine geschichtliche Stellung zur Zeit der Niederlassung. Südlich von

Sparta bis zu jener Hügelzone zwischen dem Eurotas und den schroffen Wänden des Taygetos erstreckt sich die alluviale Ebene etwa 18 km lang und 10 km breit. Bewässert wird sie durch zahlreiche Bäche, die von großen, nie versiegenden Quellen am Fuß des Taygetos gespeist werden. So liegen auch hier für Getreidebau und Baumpflanzungen die denkbar günstigsten Bedingungen vor. Klimatisch gehört die Ebene von Sparta zum kontinentalen Typus mit starken Gegensätzen zwischen Sommer und Winter und zwischen den Temperaturen des Tages und der Nacht.

Daß Sparta die schönste Lage hat unter allen Städten Griechenlands, darin stimmen wohl alle Reisenden überein. An Fruchtbarkeit steht seine Ebene nicht viel hinter Messenien zurück. Und ist sein Winter rauher als der messenische, so besitzt es in den langen Monaten der sommerlichen Glut in höherem Maße die Dinge, die Behagen bringen: schattenspendende Bäume und fließendes Wasser. So ladet das Land mehr noch als Messenien zum Genuß des Lebens ein.

Wie ist es gekommen, daß wir mit dem Wort spartanisch alles bezeichnen, was diesem Charakter des Landes geradeswegs widerspricht? Es ist ein schwieriges und umstrittenes Gebiet, das wir damit betreten. Wir können aber doch noch soviel erkennen, daß die Dorer in Sparta in Gefahr waren, dem Einfluß des Landes zu erliegen, demselben Schicksal der Verweichlichung zu verfallen, wie die dorischen Einwanderer in Messenien, wie so viele nordische Stämme, die an die Küsten des Mittelmeeres vorgedrungen sind. Es entspricht der historischen Erfahrung, daß die Erkenntnis dieser Gefahr und der Weg zur Rettung in dem Kopfe eines Mannes aufblitzte. Die Überlieferung nennt ihn Lykurgos. Er riß sein Volk mit sich fort zu dem heroischen Entschluß, auf allen Genuß zu verzichten, um ein Herrenvolk zu sein.

Nicht anders ist in Athen die entscheidende Wendung erfolgt. Auch hier ist es eine gewaltige Persönlichkeit, die in weniger als einem halben Menschenalter dies mit allen Fasern an seinem Boden, an seinen Äckern haftende Volk zur größten Seemacht umschuf.

So kehrt die Betrachtung zu ihrem Anfang zurück. Die Natur des Landes ist nur eines unter den Momenten, die

den Verlauf der Geschichte vorausbestimmen. Ebenso wichtig sind die Veranlagung des Volkes und die Weltlage. Gemeinsam ist ihnen, daß in ihnen der Zwang der Kausalität genau so unerbittlich waltet wie in den Vorgängen der Natur. Aber die geschichtlichen Vorgänge enthalten ein Element, das dem Naturleben fremd ist, die Freiheit. Die großen Persönlichkeiten sind es, in denen dies Element wirksam wird. Das geistige Vermögen aber, in dem diese Kraft zur Freiheit wurzelt, ist nicht der Verstand und nicht der Wille, sondern die schöpferische Phantasie, die den Menschen verheißungsvolle Bilder im Spiegel der Zukunft erschauen läßt.

II.

Aus den Fachabteilungen.



16



Zur geschichtlichen Forschung über die Kunst des Städtebaues.

Von Stadtrat Dr. Julius Ziehen in Frankfurt a. M.

Wenn ich Recht hatte, als ich im Jahre 1897 in einem Feuilleton der Frankfurter Zeitung (v. 15. Juli, Nr. 194) die Forschung über die Kunst des Städtebaues als eine „vernachlässigte Wissenschaft" bezeichnete, so hat sich seit dem Erscheinen dieses Artikels die Sachlage völlig verändert. Kamillo Sitte ist in der wohlverdienten Weise zu Ehren gekommen, sein Buch vom „Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen" hat nun bereits die dritte Auflage erlebt und in den Arbeiten J. Stübbens, K. Henricis, P. Schultze-Naumburgs und anderer wohlverdienter Schriftsteller sehr wertvolle Ergänzungen gefunden; dazu ist, von Sitte begründet, von Göcke fortgeführt, eine Zeitschrift für Städtebaukunde entstanden, die auch den Fragen der Städtebaukunst die gebührende Aufmerksamkeit zuwendet, und zu Vorlesungen über das Gebiet gesellt sich die sehr willkommene Einrichtung eines Seminars für Städtebaukunde; auch die Architekten-, Bezirks-, Heimatschutz-, Altertumsvereine haben die Fragen des künstlerischen Städtebaues zum Gegenstand ihrer Erörterungen gemacht und die Städtetage ihnen ihre Aufmerksamkeit zugewendet. So herrscht auf dem vor anderthalb Jahrzehnten vernachlässigten Gebiet jetzt ein reges Leben, aus dem sich hoffentlich auch praktische Folgen in reichem Maße ergeben.

Auch für die Geschichte der Städtebaukunst sind im Zusammenhang mit dieser Bewegung bessere Tage heran-

gebrochen; in der Sammlung „Städtebaulicher Vorträge", die die Leiter des oben erwähnten Seminars für Städtebau herausgeben, hat M. Gg. Zimmermann die „künstlerischen Lehren aus der Geschichte des Städtebaues" zu ziehen begonnen und W. Franz in seinen „Bildern aus der Geschichte des deutschen Städtebaues" auch künstlerische Fragen mitbehandelt. Dazu mehrt sich die Zahl der großen Publikationen von „Städtebildern", in denen die einzelnen Baudenkmäler der Städte nicht nur an sich, sondern auch in ihrer Beziehung zum Stadtbilde erörtert werden oder die Entwicklung des künstlerischen Gesamtbildes der Stadt geradezu den leitenden Faden für die Betrachtung bildet, und es ist damit für die Geschichte der Baukunst wohl endgültig der große Fortschritt gewonnen, den Goethe dereinst vor dem Minervatempel von Assisi in kurzer Andeutung gefordert hat, wenn er verlangte, „man sollte nicht allein das Gebäude zeichnen, sondern auch die glückliche Stellung".

Will sie dieser Forderung Goethes genügen, so erwächst der Geschichte der Baukunst ohne Zweifel eine ganze Fülle neuer Richtlinien und Aufgaben; sie muß für die Vergangenheit das tun, was eine — leider noch viel zu wenig als Gegenstück zur Theater- und Literaturkritik für die Öffentlichkeit nutzbar gewordene — Kunstkritik auch den in unserer Zeit entstehenden Bauwerken gegenüber hoffentlich mehr und mehr zu üben lernt: sie muß, fast möchte ich sagen, von der morphologischen zur biologischen Betrachtung übergehen, jedenfalls das einzelne Bauwerk stets und nicht in letzter Linie im Zusammenhang mit seiner Umgebung betrachten und durch grundsätzliche Anwendung dieses Verfahrens zu und mit der Geschichte der Einzelbauwerke zugleich eine Geschichte der größeren und kleineren Baukomplexe des Stadtbildes schaffen, wobei alle die Bedingungen zu erörtern sind, unter denen, z. T. im Kampf mit mehr oder weniger berechtigten praktischen Rücksichten, vielfach auch unter dem Einfluß religiöser Forderungen, architektonische Gesamtbilder sich entwickeln.

Zu der Kunstgeschichte gesellt sich dabei die Künstlergeschichte in anziehender Weise; eine lange Reihe von schöpferischen Geistern auf dem Gebiete der Städtebaukunst, beginnend mit den antiken Meistern, einem Hippodamos von Milet und

Apollodorus von Damaskus, läßt zu dem Reiz der sachlichen Probleme das Interesse am Persönlichen hinzutreten und führt besonders klar vor Augen, wie es in der Tat eine „königliche Kunst" ist, um die es sich bei dem Städtebau handelt. Scharf scheidet sich dabei die auf den bloßen äußeren Effekt bedachte Scheingröße von dem Adel wahrer, nachhaltiger Schaffenskraft, und es tritt zutage, daß dieser Zweig künstlerischer Betätigung vielleicht mehr als irgend ein anderer den Wert oder Unwert des Zeitgeistes zum Ausdruck bringt, wie er sich in der Persönlichkeit und dem Schaffen der führenden Männer der Epoche spiegelt.

Von den ideellen Werten aber, die der Beschäftigung mit der Geschichte der Städtebaukunst eignen, soll einer noch mit einigen Worten besonders hervorgehoben werden: wer sich hineinversenkt in die Reize alter Städtebilder, in dem werden auch die Bestrebungen lebendig, die unter dem Namen des „Heimatschutzes" die Abwehr bilden gegen den Unsegen einer einseitig von materiellen Interessen bestimmten Unkultur, wie sie das Bild so mancher modernen Stadt oder Stadtgegend geschändet hat; es stärkt sich in ihm das Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber dem Werden, Sichwandeln und Vergehen des Stadtbildes, das seine und seiner Mitbürger Umgebung bildet, und die Geschichte wird auch da zur Lehrmeisterin des Lebens, indem sie u. a. zeigt, wie in Zeiten des Verfalls oder der Bedrohung wirklicher Innenkultur auch die Städtebaukunst aufhört, sich zu betätigen, und höchstens ein hohler Prunk die feine Wirkung aller intimen Reize zu ersetzen sucht. Was Moritz Carrière seinerzeit als „Kunst im Zusammenhange der Kulturentwickelung" zum Gegenstand eingehender Betrachtung gemacht hat, das findet in der Geschichte des Städtebaues mit seinen bezeichnendsten Ausdruck.

Klare Richtlinien für eine fruchtbare geschichtliche Betrachtung der Städtebaukunst zu gewinnen, ist nicht ganz leicht, und auch die Methode dieser Betrachtung im einzelnen bedarf noch sehr der Vervollkommnung, wie denn z. B. die Stadtpläne, die ihr dienen sollen, meines Erachtens nach einheitlichen Gesichtspunkten sehr viel ausgiebiger gestaltet werden müssen, indem feste Bezeichnungen für das Nacheinander der verschiedenen Bauperioden vereinbart, ebenso die von öffent-

lichen Bauten eingenommenen Teile des Stadtgebietes von den mit Wohnhäusern besetzten Bezirken durch ein für allemal bestimmte Farben deutlich unterschieden und die Niveauunterschiede innerhalb des Gesamtgebietes grundsätzlich zum Ausdruck gebracht werden müssen. Es ist auch auf diesem Gebiete nicht nur aus Gründen der wünschenswerten Vollständigkeit des geschichtlichen Bildes nötig, auf das Altertum zurückzugehen; gerade die Art der Analyse des Stadtbildes, wie sie die Aufgabe der archäologischen Forschung mit sich bringt, schafft die besten Grundlagen für die Erfüllung aller der eben aufgestellten Forderungen; auch ist es überaus lehrreich zu sehen, wie sich gegenüber dem Altertum die für die architektonische Gesamtwirkung wertvollen Faktoren des Stadtbildes verschoben haben; die systematische Betrachtung dieser Faktoren aber bildet naturgemäß neben der der Alignements einen Kernpunkt für jede erschöpfende Geschichte der Städtebaukunst.

Für das Altertum würde die Aufgabe zunächst wohl in einer kritischen Neubearbeitung des Stoffes bestehen, den vor nahezu 50 Jahren der emsige Fleiß des Hallenser Professors Johann Heinrich Krause in seinem Buche „Deinokrates oder Hütte, Haus und Palast, Dorf, Stadt und Residenz der alten Welt" aufgeschichtet hat; eine solche Neubearbeitung müßte vor allem die reichen Ergebnisse der neueren Ausgrabungen verwerten, die unsere Kenntnis der antiken Städtebaukunst auf eine ganz neue Grundlage gestellt haben; doch auch die literarischen Quellen müßte sie weit systematischer heranziehen, als es von Krause hat geschehen können; die schriftliche Überlieferung ist weit weniger dürftig, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Fehlen uns auch leider die Originalschriften der großen Städtebaukünstler, deren Namen wir hier oben bereits kennen gelernt haben, so haben wir doch manche Spuren des Niederschlags ihrer Lehren in dem Architekturbuch des Vitruv, besitzen eine ganze Reihe auch für die Geschichte der Städtebaukunst wichtiger Städte-Enkomien (Loblieder auf Städte), deren von einem guten Kommentar begleitete Sammlung eine dankbare Aufgabe sein würde, und können doch auch den Geographen und verwandten Schriftstellern, vor allem dem Periegeten Pausanias, manche wertvolle Notiz entnehmen, die an Leben gewinnt, wenn

man sie in den Rahmen einer nach festen Gesichtspunkten systematisch geordneten Betrachtung einfügt; es soll hier wenigstens mit einigen Stichwörtern kurz angedeutet werden, wie eine solche Betrachtung nach meiner Ansicht sich gestalten müßte: I. Entwickelung des Stadtbildes nach Grundriß und Aufriß im allgemeinen: Anlage des Straßennetzes, System der Bildung freier Plätze, Stadterweiterungen, Stadterneuerungen, künstlerischer Ausgleich und künstliche Schaffung von Niveauunterschieden zu Gunsten des Stadtbildes, Gestaltung des Stadtbildes im Verhältnis zu den vorhandenen Gewässern, Verteilung der bebauten und der unbebauten Flächen sowie der Nutzbauten und der sonstigen Bauten im Stadtganzen und in den einzelnen Stadtbezirken, II. Entwickelung der einzelnen Faktoren (oder Elemente) des Stadtbildes: Stadtmauern und Nutzbauten im Stadtinneren: Straßenbauten, Brücken, Marktanlagen, Gerichtsgebäude, Anlagen zur Wasserversorgung, Wandelhallen und Parkanlagen, Rathäuser, Archive, Bildungsanstalten einschließlich der Bibliotheken, Thermen, Kasernen, Wohnhäuser und Paläste, Grabanlagen; sonstige Bauten im Stadtinneren: Tempel und Altäre, Theater und Amphitheater sowie Odeon- und Cirkusbauten, Ehrendenkmäler. Für die Städtebaukunst der Neuzeit hat sich diese Reihe, namentlich in ihrer zweiten Gruppe, vielfach verschoben und verändert; neue Faktoren des Stadtbildes (Verkehrsbauten wie Bahnhöfe u. dergl.) sind hinzugetreten, andere in Fortfall gekommen, auch der Funktionswert der einzelnen Faktoren gegenüber der Gestaltung des Stadtbildes hat sich zum Teil wesentlich verändert, z. B. hat bei Marktanlagen, Wohnhäusern und Theatern eine ganz andere Art und ein ganz anderer Grad architektonischer Außenwirkung Platz gegriffen. Aber gerade die Beobachtung solcher Unterschiede ist lehrreich und liefert fruchtbare Gesichtspunkte für die Gewinnung einer Ästhetik des Städtebaues, die sich nur auf geschichtlicher Grundlage schaffen läßt.

Die neuere deutsche Dichtung in der Schule.*)

Von Professor Dr. Johann Georg Sprengel in Frankfurt a. M.

Unser gesamtes Geistesleben wurzelt in der Sprache, welche ihm Inhalt zugleich und Form verleiht, den durch die Sinne vermittelten Stoff ins Bewußtsein erhebt und gestaltet. Jede Sprache vollzieht dies Geschäft in eigenartiger Weise und gibt damit dem Vorstellen und Wollen der Sprachgemeinschaft ihr besonderes Gepräge; das Geistesleben jedes Volkes bestimmt sich demnach ganz wesentlich durch seine Sprache. Durch die Muttersprache werden wir zu Menschen, nur aus der Muttersprache heraus können wir das Menschsein begreifen; in der Muttersprache ist darum auch der eigentliche Grundstoff aller Jugenderziehung gegeben.

Die gegenwärtige deutsche Sprache ist das Ergebnis des jahrhundertelangen geistigen Schaffens unseres Volkes, das seit zwei Jahrtausenden die besondere Fähigkeit bewiesen hat, die mannigfachsten fremden Kulturelemente in sich aufzunehmen und doch im Kern ein ganz eigenes zu bleiben. In den letzten fünf Menschenaltern hat sich die deutsche Sprache zu einer großen nationalen Kultursprache von fast unbegrenzter Ausdrucksfähigkeit ausgewachsen. Auch von diesem Gesichtspunkt aus muß deshalb die Forderung erhoben werden, daß unsere Muttersprache nicht nur den Ausgangspunkt, sondern auch den wirklichen Kern unserer Jugenderziehung bilde.

Zum Gesamtbegriff der Sprache gehört als wichtigste gestaltende und Inhalt gebende Kraft der Umfang alles dessen, was darin an abgeschlossenen Geisteswerken von einzel-

---

*) Die vorstehenden Betrachtungen bilden einen Auszug aus den allgemeinen Erörterungen des Vortrags, an die sich spezielle Ausführungen über eine Auswahl zur Schullektüre geeigneter moderner Dichtungen nebst Literaturnachweisen anschließen. Die ganze Arbeit soll im Verlag von Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main und Berlin, im Januar 1911 als besondere Druckschrift erscheinen.

nen schöpferischen Geistern als Erlebnis und Ergebnis ihres Menschseins niedergelegt worden ist, das nationale Schrifttum, insbesondere die im eigentlichsten Sinne das Leben neuschaffenden Werke der Dichtkunst. Demnach ist unsere Nationalliteratur vor allem anderen berufen, den geistigen Mittelpunkt unserer Volks- und Jugendbildung abzugeben. In der Dichtung aber schauen wir das Leben so, wie es der Poet aus den Voraussetzungen seiner Zeit heraus erblickte und gestaltete; sie wird darum auch die sicherste und verständlichste Einführung in den Geist der Zeit abgeben. Das vortrefflichste Geschichtsbuch muß daneben unzulänglich bleiben. Schon Schiller hat neben die geschichtliche Wahrheit die philosophische oder Kunstwahrheit gesetzt und ihren Vorzug vor der ersteren hervorgehoben.

Nun hat jeder Zeitraum nationalen Lebens sein besonderes Gepräge. Die Besonderheit der deutschen Dichtung im 19. Jahrhundert seit dem Ausgang der klassisch-romantischen Bewegung ist in der Sachlichkeit zu suchen, in dem Wirklichkeitssinn, der die Gegenwart zu erfassen und das Gegenwartsbild in vielfach neue aus den neuen Stoffen erwachsende Kunstformen zu fassen suchte. Diese Entwicklung steht offenbar in engem Zusammenhang einesteils mit dem damals sich ausbildenden Interesse der Zeit an sich selber, an ihrer Staats- und Gesellschaftsform, anderseits mit dem Aufschwung der exakten Wissenschaften. Wir bezeichnen diesen Abschnitt unseres Schrifttums, der noch nicht abgeschlossen ist, als den des Realismus und zwar in der großen Mehrheit seiner charakteristischen und bedeutenden Erscheinungen als poetischen Realismus, der auf exakter Phantasie beruht. Befreit von dem ästhetischen Irrtum der Klassik, die im Griechentum das absolute Maß der künstlerischen Dinge zu erblicken glaubte, hatte der Realismus zugleich die phantastische Zügellosigkeit der Romantik gebändigt, sich die starken Innenkräfte der idealistischen Geistesrevolution des 18. Jahrhunderts zu wahren gewußt und war noch nicht dem ästhetischen Irrtum des Naturalismus verfallen, der gegen Ende des Jahrhunderts die völlige Übereinstimmung der Kunst mit der Natur zum Ziel setzte. So drängte der gesunde Geist der modernen Dichtung mehr und mehr zur Gestaltung des eigenen Mensch-

seins, und dies geschah zu einer Zeit, da das Deutschtum aus den Kräften seines Volkstums und seiner die Jahrhunderte hindurch zäh behaupteten Eigenart heraus nach endlicher nationaler und zugleich individueller Erneuerung im umfassendsten Sinne rang. In dem großen Strom der realistischen Dichtung machen sich dauernd drei verschiedene Unterströmungen bemerklich, die beiden nach dem Klassizismus und der Romantik hin Fühlung suchenden und die auf die unbedingte Naturwahrheit des Naturalismus hinzielende. Alle drei finden sich schon im Beginn dieser Entwicklung vorgebildet bei Heinrich von Kleist; die klassizistischen Einflüsse zeigen sich dort mehrfach in der äußeren Form, die romantischen machen sich in der inneren Form vielfach geltend, die naturalistischen vorwiegend in der Stoffwahl und in der Vervollkommnung der Technik.

Kleist steht in jedem Sinne an der Schwelle dieses Jahrhunderts deutscher Dichtung, und, ohne daß er selbst irgend welche unmittelbare Wirkung hätte üben können, darf man sagen, daß alle bedeutenden poetischen Erscheinungen des Jahrhunderts innere Beziehungen irgend welcher Art zu ihm aufweisen. Während die Epigonen des Klassizismus, der unsere Dichtung mit Werken von fast unvergänglicher Kraft beschenkt, seine geschichtliche Aufgabe aber mit der Neubelebung des künstlerischen Formgefühls nach antikem Vorbild erschöpft hat, im Verlaufe des Jahrhunderts zwar stets ein breites Publikum fanden, jedoch ohne jeden Einfluß auf den Höhenweg der literarischen Entwicklung blieben, durchdrang die Romantik sauerteigartig die moderne deutsche Dichtung und entfaltete an der neuen Jahrhundertwende wiederum weitgreifenden Einfluß. Die großen Vertreter des reinen Realismus erscheinen seit den vierziger Jahren auf dem Plan und reichen bis zum Ausgang des Jahrhunderts. In den achtziger Jahren setzte mit dem Naturalismus eine neue Literaturrevolution ein, die ohne Bodenständigkeit und innere Kraft vorüberrauschte, arge Verwirrung anrichtete, aber auch positivem, freilich längst vorhandenem Fortschritt in der Auffassung und Behandlung der Aufgaben der Poesie zum Durchbruch verhalf. Auch dem poetischen Realismus, dem um die Jahrhundertwende eine neue Schar stattlicher Talente erwuchs, gab der Naturalismus fruchtbare Anregungen. Daneben

macht sich eine neuromantische Bewegung und auch eine neue idealistische Richtung geltend. Der Zeitpunkt der Jahrhundertwende kennzeichnet sich als eine Zeit des Suchens nach einem neuen künstlerischen Ideal, entsprechend dem Gesamtringen unserer heutigen Kultur nach einer neuen Persönlichkeit.

Der auf lebenswahre Sachlichkeit gerichtete Geist des modernen Schrifttums hat eine poetische Gattung sozusagen neu geschaffen, jedenfalls zu einer bis dahin nicht gekannten Ausdrucksfähigkeit und künstlerischen Wirkung ausgebildet, die poetische Prosaerzählung, Roman und Novelle. Auch die Formkunst des inneren Erlebnisses, die Lyrik, hat sich seit Goethe bei uns mit einer Vielseitigkeit, Tiefe und Kraft entwickelt, noch in jüngster Zeit eine bunte Fülle neuer eigenartiger Blüten gezeitigt, daß man in der deutschen Lyrik dieses Zeitraums vielleicht den Gipfelpunkt aller lyrischen Formkunst erblicken darf.

Im Drama hatte die Klassik eine Höhe erreicht, die in dieser Art kaum zu überbieten war, während die Romantik mit ihrer zerfließenden Willkür gegenüber den poetischen Formen dieser geschlossensten aller poetischen Gattungen keine fördernden Anregungen zu geben vermochte. Doch hat späterhin das romantische Drama in Richard Wagner auf dem bereits von Kleist geahnten, von E. T. A. Hoffmann vorgezeichneten Wege der Musik eine großzügige Verwirklichung erlebt, worin der Typus der modernen Oper geschaffen wurde. In klassizistischen Formen bewegte sich noch großenteils Franz Grillparzer, erfüllte sie aber zuerst mit modern individualistischen Gestaltungen. Hingegen stellte sich Friedrich Hebbel die Aufgabe, Probleme der Gegenwart in eine neue dem neuen Stoff entwachsende Form zu fassen, und begründete das soziale Drama. Bei ihm und Otto Ludwig begegnen wir zuerst der Wirkung des Milieus, das später im naturalistischen Drama unter Ibsenschem Einfluß eine beherrschende Stellung gewann. Aus dem Naturalismus erwuchs in Gerhard Hauptmann ein starkes dramatisches Talent, nachdem in Anzengruber der Realismus und in Wildenbruch auch das idealistische Geschichtsdrama noch Vertreter von bemerkenswerter Gestaltungskraft gefunden hatten,

die beide auch Berührungen mit der ihre Zeit beherrschenden Strömung aufweisen.

Die literarische Forschung, die geraume Zeit gegenüber der modernen Dichtung eine vornehme Zurückhaltung und kühle Nichtachtung an den Tag legte, die auch, so lange sie unter der Alleinherrschaft des klassizistischen Dogmas stand, ganz außer Stande war, der romantischen und realistischen Dichtung gerecht zu werden, hat neuerdings eine erfreuliche Schwenkung vollzogen und sich mit rührigem Eifer der Klärung aller der in der modernen Poesie enthaltenen vielseitigen und weittragenden neuen Probleme hingegeben. Man darf sagen, daß wir heute ausreichend klare Vorstellungen vom Wesen der modernen Literatur, von der Art und Bedeutung ihrer einzelnen Erscheinungen bis zum Naturalismus hin besitzen — während sich die allerjüngste Entwicklung in manchem freilich noch nicht völlig überblicken läßt.

Das Schrifttum des 19. Jahrhunderts erweist sich ganz wesentlich als eine organische Fortbildung der grundlegenden Anregungen, die, in der Kultur des 18. Jahrhunderts begründet, von der klassisch-romantischen Geistesrevolution ausgingen, in denen das vom Dreißigjährigen Kriege zertretene Deutschtum wie durch ein Wunder sich mit neuem Leben erfüllte. Im Mittelpunkt dieser modernen Renaissance stand die Befreiung von den sie einengenden überkommenen, erstarrten Lebensformen, die zu einer stets erneuten Nachprüfung der sittlichen Grundlagen menschlicher Gemeinschaft führte. Durch die vom Sturm und Drang bis zur Romantik hin ausgelösten Kräfte wurde diese zunächst von Griechenland und Italien aus befruchtete neue deutsche Kultur mehr und mehr in den Nährboden des eigenen Volkstums versetzt, und diese nationale Wendung kam im 19. Jahrhundert zu vollem Durchbruch. Ein schroffer Gegensatz zwischen der Denkweise des 18. und 19. Jahrhunderts zeigt sich im Verhältnis zum Staat. Das Interesse des Individuums an den Lebensfragen der Gemeinschaft erwachte, der einzelne begann an ihrer Ausgestaltung teilzunehmen, mochten auch die Ergebnisse dieser Bestrebungen hinter der Erwartung immer noch zurückbleiben; große nationalpolitische Ziele und soziale Aufgaben gaben dem Leben des einzelnen wie der Gesamtheit neue wertvolle

Antriebe. Die wirtschaftliche Entwicklung führte zum Emporsteigen der unteren Volksschichten, das sich im Bild des nationalen Lebens kräftig geltend machte. Das Zusammenwirken und die Reibungen der individualistischen, völkischen und sozialen Bewegung verliehen dem Geistesleben des 19. Jahrhunderts ein ganz neues Gepräge. Dazu tritt eine außerordentliche Vertiefung des Naturgefühls, eine Verfeinerung des gesamten Gefühlslebens, die Ausbildung der künstlerischen Anschauung und Ausdrucksfähigkeit, es entstand die für die Moderne so kennzeichnende Reizsamkeit, der sich allmählich ein von den hochgesteigerten Ansprüchen an die Arbeitskraft wie Genußfähigkeit herrührender Zug von Müdigkeit beigesellte. Die tiefgreifende Entwicklung der Naturwissenschaften machte sich auch im philosophischen Weltbild geltend. Der Aufschwung von Technik, Industrie und Handel, die zunehmende Wohlhabenheit übten erheblichen Einfluß auf die innere und äußere Lebenshaltung. Philosophischer und praktischer Materialismus begannen gegen den idealistischen Nerv der Nation zu ringen, ein tiefer Pessimismus ergriff viele Gemüter. Gegenüber solchen gefährlichen Gewalten bewährte sich dauernd die ungeschwächte Gesundheit der Volkskraft und ein gewaltiger, leistungsfähiger Drang nach Fortschritt auf allen Lebensgebieten. Alle diese Kräfte des modernen Lebens der Nation rangen nach künstlerischem Ausdruck, nach poetischer Gestaltung, mußten notwendig der poetischen Literatur ihren Stempel aufdrücken. Das Thema von der Menschheit großen Gegenständen nahm somit mannigfache neue Gestalten an und bedurfte daher auch neuer künstlerischer Ausdrucksformen. Es ist nicht zu verkennen, daß infolgedessen die Dichtung des 19. Jahrhunderts sich von der des vorausliegenden Zeitraums nach Inhalt und Form nicht unwesentlich unterscheidet, und ebensowenig kann man die Notwendigkeit übersehen, unsere Jugend von heute in das Verständnis des poetischen Bildes der Zeit, aus der sie selber erwachsen ist, ebensowohl einzuführen wie in das der vorausliegenden grundbauenden Literaturperiode.

Eine schwere Täuschung wäre es, wollte man annehmen, es genüge eine gründliche Bekanntschaft mit der Klassik des 18. Jahrhunderts, um auch die Romantik und den Realismus

ohne weiteres zu verstehen. Wie wäre es möglich, von dort her die Maßstäbe zu nehmen für die richtige Auffassung romantischer und realistischer Poesie, ihrer Vorwürfe und Formen, für die Erkenntnis ihrer menschlichen Bedeutsamkeit, ihrer poetischen Wahrheit, ihrer künstlerischen Gestaltung? Nur wenn das heranwachsende Geschlecht alles dies beobachten und begreifen lernt, wird sein literarischer Geschmack derart ausgebildet werden können, daß es mit eigenem Urteil auch dem poetischen Schaffen unserer Tage gegenüberzustehen vermag. Und gerade darin liegt offenbar eine nicht zu unterschätzende Kulturaufgabe des deutschen Unterrichts, deren Bedeutung die ganze Geschichte des literarischen Geschmacks im 19. Jahrhundert mit warnender Eindringlichkeit predigt. Daß damit zugleich einem ebenso berechtigten wie stark empfundenen Bedürfnis unserer Jugend selber Genüge geschieht, ist eine allbekannte und zugegebene Tatsache. Es kommt noch hinzu, daß gerade die Besonderheit der modernen Dichtung der Eigentümlichkeit des jugendlichen Geistes entgegenkommt. Denn dieser neigt zur Beobachtung der Wirklichkeit; die Tatsachen der ihn umgebenden Erscheinungswelt ziehen ihn vor allem an, und er verleugnet auch in seiner Kunstbetrachtung nicht leicht diese Anlage, zu der sich infolge der noch nicht durch die Erfahrung gezügelten Beweglichkeit des jugendlichen Geistes eine Vorliebe für phantastische Ausgestaltung dieser Erscheinungswelt gesellt; die Jugend ist mit anderen Worten realistisch und zugleich romantisch gerichtet. Auch diese psychologische Tatsache bestätigt die Bedeutung der modernen Lektüre für die Schule. Nach alle dem wird man jede höhere Schulbildung, die auf eine ausreichende Einführung in die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts absieht, in einem ganz wesentlichen Punkte als unzulänglich bezeichnen müssen.

Leider bleibt in den preußischen Lehrplänen von 1901 die Dichtung des 19. Jahrhunderts mit Ausnahme des Kleistschen Hohenzollerndramas, zweier der Antike entnommenen Tragödien Grillparzers und eines Hinweises auf die neuere Lyrik vom deutschen Unterricht völlig ausgeschlossen, so daß man sich verwundert nach den Ursachen dieser scheinbaren Abneigung der preußischen Unterrichtsverwaltung gegen die neuere deutsche Dichtung fragt. Im allgemeinen darf man

darin wohl eine vorsichtige amtliche Zurückhaltung gegenüber einer Neuerung erblicken. Weiterhin kommt in Betracht, daß bei der vorhandenen, schon an sich völlig unzureichenden Zahl der deutschen Lehrstunden eine Erweiterung des Stoffgebietes von vornherein untunlich erscheinen konnte, mochte sie auch aus sachlichen Gründen sich noch so sehr aufdrängen. Bestimmend mag auch die bisherige und noch nicht völlig überwundene Herrschaft des klassizistischen Dogmas mitgewirkt haben, mit dem eine Unterschätzung der modernen Literatur notwendig Hand in Hand ging. War es doch möglich, daß noch in den allerletzten Jahren in einem unter halbamtlicher Flagge segelnden Buch über die Behandlung der deutschen Lektüre im Unterricht die moderne Literatur ganz naiv als die der Epigonen abgetan werden konnte. Bei dem nicht an sich humanistischen, aber doch vorwiegend aus humanistischem Nährboden erwachsenden Vorurteil gegen die neuere Literatur spielen auch wohl mancherlei sachliche Bedenken gegen die modernen poetischen Stoffe mit, die nicht sowohl ein schönes, der Wirklichkeit mehr oder weniger entrücktes, der Gegenwart mit ihren Fragen und Kämpfen meist fern stehendes, typisches Menschentum darstellen, als vielmehr ein Ringen nach eigenem, persönlichem Menschsein auf den Grundlagen der modernen Gesellschaft und des modernen Staates, ein Ringen nach freier, vertiefter Sittlichkeit, unter Nachprüfung der bestehenden Anschauungen wie es Hebbel als Ziel des modernen Dramas bezeichnet. Dabei muß naturgemäß mancher ehrwürdige Schein in Trümmer zerfallen. Man könnte aus einer nur einseitig und engherzig konservativen Betrachtungsweise heraus wohl Bedenken gegen die Einführung der Jugend in diese vom Geist der neuen Zeit erfüllten, vom gesunden Fortschritt getragenen Literatur hegen. Besondere Angst verspüren manche vor Kunstwerken, in denen das Verhältnis der Geschlechter eine Rolle spielt, und man hat deshalb noch neuerdings Dichtungen wie den „Faust" und die „Sappho" aus der Schule verbannen wollen — dies in einer Zeit, wo die geschlechtliche Aufklärung als hochwichtige Aufgabe der Erziehung auf der Tagesordnung steht. Dagegen ist vor allem einzuwenden, daß es keinesfalls etwas nützt, wenn man den Kopf in den Sand steckt. Die Jugend liest solche Werke doch. Es gibt nur ein

Mittel, die geschlechtlichen Dinge des gefährlichen Reizes des Geheimnisvollen zu entkleiden, nämlich die größte Offenherzigkeit. Gerade hier erwächst dem deutschen Unterricht eine wichtige Aufgabe, indem er richtig sehen lehrt. Die geschlechtlichen Gefühle sind der stärkste Trieb, den die Natur in den Menschen gelegt hat; sie unterdrücken oder diese Tatsache verschleiern wollen, heißt den Sinn der Schöpfung mißverstehen. Nicht ihre Unterdrückung, sondern ihre Vergeistigung und Versittlichung ist das Ziel unsrer Kultur. Das setzt aber voraus, daß man die natürlichen Dinge klar und ruhig ins Auge faßt. Wer praktische Erfahrung darin und grade eben in der Behandlung einschlägiger Werke der modernen Literatur hat, weiß recht wohl, daß damit der richtige Weg beschritten wird. Den jungen Leuten, die trotzdem noch Werke der Poesie mit lüsternen Augen betrachten, war überhaupt nicht zu helfen. Die anderen aber lernen rechtzeitig ein Kunstwerk von einem Machwerk des Sinnenkitzels unterscheiden, und diese letzteren kommen heutzutage gar leichtlich jedem einmal in die Hand.

Man kann diese grundsätzlichen Betrachtungen über die Bedeutsamkeit der modernen Literatur für die Schule nicht besser abschließen als mit dem, was gegen den Schluß seiner Geschichte des deutschen Unterrichts Adolf Matthias dazu sagt: „Unser junges Geschlecht hört da draußen viel von unserer neuen, unserer modernen Literatur. Vogel-Strauß-Politik können wir dem gegenüber nicht treiben. Nähern wir uns doch ja auf diesem Gebiete recht freundlich unserer Jugend; sonst entfernt sie sich innerlich immer mehr von uns. Es ist deshalb verkehrt, der nachgoetheschen Zeit, ja auch der Dichtung der Gegenwart nicht die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, wo sie die Kreise der Schule fördernd oder auch störend berührt."

Für die Auswahl der Lektüre lassen sich zwei leitende Gesichtspunkte aufstellen, nämlich die Bedeutsamkeit im Künstlerischen und Menschlichen, sodann die Verständlichkeit für die Jugend. Dies dürfte mit einigem zu erläutern sein.

Das menschlich Bedeutsame versteht sich schon aus erziehlichen Rücksichten von selber, es ist aber auch ästhetisch wichtig. Zu beachten bleibt, daß die Betonung des erziehlichen Inhaltes niemals dazu verleiten darf, Werke an die Jugend

heranzubringen, die sich zwar durch löbliche Gesinnung oder stoffliches Interesse empfehlen, als Kunstwerke jedoch schwächlich sind. Denn die Klassenlektüre solcher Schriften müßte im ersten Falle notwendig auf Moralisieren hinauslaufen, und Moralin ist eine Quacksalbe, die immer nur nachteilig zu wirken vermag. Die ethischen Wirkungen müssen sich von selber, ungesucht und sozusagen unbewußt ergeben. Im anderen Falle würde die künstlerische Geschmacksbildung, das poetische Empfinden mit Notwendigkeit bedenklichen Schaden erleiden.

Schließt man nun alles literarisch Minderwertige aus, so ist damit doch nicht gesagt, daß lediglich Werke von erstem Kunstrang betrachtet werden dürften. Für das primitive oder noch wenig entwickelte künstlerische Verständnis, also in den mittleren Klassen beim Beginn zusammenhängender deutscher Lektüre, wenn es noch ganz wesentlich darauf ankommt, den sachlichen Inhalt eines größeren Ganzen erfassen zu lernen, sind auch gesunde Werke mittleren Ranges durchaus brauchbar. Für diese Stufe kommt, wie nachher auszuführen sein wird, die poetische Erzählung ganz besonders in Betracht. Vor Verfrühung edler Lektüre ist dagegen zu warnen; erst mit dem wachsenden Verständnis werden sich mit der Ausbildung des Organs für die Aufnahme auch die Ansprüche an künstlerische Größe und Eigenart im menschlich Bedeutsamen steigern, und wir besitzen ja, wie immer wieder gegenüber den Zweiflern hervorgehoben werden muß, vom Besten eine so reiche Fülle, daß uns nur immer wieder bange sein wird, woher die Zeit für all den goldnen Überfluß nehmen.

Auch im Punkte der Verständlichkeit hat man eine Entwicklung im Lehrgange anzunehmen. Zunächst ist, wie erwähnt, eine Anleitung zum stofflichen Verständnis nötig. Hier wählt man solche Werke, die ein möglichst weitgehendes, annähernd vollständiges Durchdringen gestatten, also möglichst einfache Stoffe mit klaren Linien, ohne schwierigere Verwicklungen im Menschlichen, ohne psychologische Kompliziertheit, die Darstellung naiver Naturen, die aber jedenfalls deutscher Art sein müssen. Ist erst einmal eine gewisse Gewandtheit in der Stoffaufnahme erzielt, so braucht man sich

keineswegs zu scheuen, Werke vorzuführen, die im letzten Ende über das Verständnis der Altersstufe oder der Jugend überhaupt hinausgehen. Junge Leute von fünfzehn bis zwanzig Jahren können vieles und grade das Beste und Tiefste überhaupt noch nicht verstehen, weil ihnen die eigene Erfahrung abgeht, aus der eine wirkliche Einfühlung im letzten Ende nur erwachsen kann. Doch vermögen sie aus eingeborenem Instinkt schon manches davon zu ahnen, und jedenfalls läßt sich zeigen, in welcher Richtung das Verständnis liegt, worauf es dabei ankommt. Hierbei soll man auch bedenken, daß es nicht nur nicht möglich, sondern nicht einmal ratsam ist, alles zu erklären. Die letzten Wurzeln aller Kunst und auch allen Kunstverständnisses ruhen in geheimnisvollen Tiefen der Seele. Man wird also auch schwierigere Dichtungen nicht ausschließen, weil man sich sagen muß, daß dabei manches über manche Köpfe hinausgeht. Es ist schon ein Gewinn wenn in manche Herzen ein gewisser Schimmer der Lichtstrahlen großer Kunst fällt; und verbreitet sich dazu in einigen offeneren Köpfen hellere Klarheit, so mögen andere dabei immerhin im Schatten bleiben. Bisweilen liegt auch ein Samenkorn jahrelang wie tot in der Erde, um endlich doch noch zu keimen.

Zum Schluß wäre für die Auswahl der Lektüre noch ein Gesichtspunkt von allgemeiner Bedeutung geltend zu machen. Es läßt sich nicht verkennen, daß grade auf dem Gebiet der Kunst das subjektive Geschmacksurteil eine besonders bestimmende Rolle spielt. Und wenn schon, wie von allen Seiten und auch von den preußischen Lehrplänen betont wird, der deutsche Unterricht ganz wesentlich auf der Persönlichkeit des Lehrers beruht, so wird man auch in der Stoffwahl dessen individuellen Neigungen möglichst breiten Spielraum gewähren, wozu der mannigfaltige Reichtum unserer modernen Dichtung hinreichende Gelegenheit läßt. Es kommt nicht sowohl darauf an, daß die Jugend grade diese oder jene Dichtung kennen lernt, als daß es an der Hand eines Führers geschieht, der zu dem Dichter und seinem Werk ein wirklich persönliches Verhältnis besitzt. Darum kann man dem neuerdings von beachtenswerter Seite aufgestellten Grundsatz schwerlich beistimmen, es sei alles fern zu halten, dessen Wert immer noch dann und wann von einem leidlich verständigen Menschen angezweifelt

wird. Es läßt sich an Beispielen aus der Praxis der didaktischen Literatur leicht aufweisen, zu welchen bedenklichen Schlußfolgerungen man mit diesem Grundsatz gelangt. Man hüte sich darum bei der modernen deutschen Literatur ganz besonders sorgfältig vor dem Irrtum eines starren Schulkanons, der womöglich die Lektüre eines bestimmten Werkes auf einer bestimmten Klassenstufe verlangt, und überlasse die Auswahl moderner Dichtungen getrost dem Urteil und Geschmack des sachkundigen Lehrers. Dieser wird überdies den Neigungen der Jugend selber, soweit sie sich bereits geltend machen, verständnisvoll entgegenkommen, freilich sie auch mit zarter Hand vor Abwegen zu bewahren und in geeignete Bahnen zu lenken suchen. Die Einheitlichkeit des gesamten Unterrichts wird hinreichend gewahrt, wenn die mittleren und die oberen Jahrgänge stets in derselben Hand vereint bleiben.

Unter voller Wahrung dieser individuellen Bewegungsfreiheit erhebt sich anderseits eine lohnende und geradezu gebotene Aufgabe in dem Versuch, aus der Gesamtheit unserer neueren Dichtung diejenigen Werke ausfindig zu machen, die sich zur Einführung der Jugend nach den ausgeführten Gesichtspunkten ganz besonders zu empfehlen scheinen. Ein solcher Versuch dürfte sich auch als Ausgangspunkt weiterer Erörterungen fruchtbar erweisen.

III.

Festvorträge.





Schiller und die deutsche Bildung von heute.

Festrede
gehalten bei der Jubiläumsfeier des Freien Deutschen Hochstifts
am 7. November 1909.

Von Professor Dr. Eugen Kühnemann in Breslau.

An diesem in der Geschichte des deutschen Geistes bedeutsamen Tage, dem Tage, an welchem Goethe Weimar zum ersten Male betrat, feiern wir ein wenig im voraus ein doppeltes Fest: den 150. Geburtstag Schillers und den 50. Geburtstag des Freien Deutschen Hochstifts. Das Freie Deutsche Hochstift ist gegründet worden am 100. Geburtstag Schillers, um in einer Bildungsanstalt höchster Art den Schillergedanken jener Tage zu erhalten als eine lebendig wirkende Institution, in einer Anstalt, die, unzünftig tätig für das ganze Volk, ein Symbol sein sollte seiner lebendig fortschaffenden Gewalt in der Bildung Deutschlands. So kommt es, daß die Schillertage zugleich Gedenktage des Hochstifts sind. Die Geschichte seiner Jubiläen ist für das Hochstift ein Stück seiner eigenen Geschichte.

Die Jubiläen der großen Dichter und Denker können ihren Sinn nicht haben in einer müßigen Rückschau. Sie sind ein Bekenntnis des Volkes zu seinen Führern. Diese Führer aber bedeuten den Inbegriff der Kulturgedanken, auf die die Bildung des Volkes sich gründet. Zu ihnen muß immer aufs neue die innere Stellung gewonnen und begründet werden aus der jeweiligen Gestalt des Lebens heraus. In diesem Sinne bedeuten die Jubiläen Schillers ein Stück Lebensgeschichte des deutschen Volkes selber. Schiller wächst und wandelt sich mit seinem Volk. Zu den wahrhaft Großen

gehören bedeutet garnichts anderes als jeder Zeit aufs neue in ihren Bedürfnissen und in ihrer Not sich notwendig erweisen, jeder Zeit in ihrer Gestalt ein neues Antlitz zukehren. Im Jahre 1859 feierte man in Schiller wesentlich das gemeinsame geistige Gut. In ihm wurde das Volk seiner geistigen Gemeinsamkeit froh und genoß in ihr das Vorgefühl der politischen Einheit, die es ersehnte. Die Schillerfeier von 1859 hatte einen nationalen, fast einen politischen Sinn. Im Jahre 1905, an Schillers 100. Todestage, war das Reich längst gegründet und die politische Einheit gewonnen; eine neue Epoche hatte angefangen, ein neues Volk trat Schiller gegenüber. So weit auch diese Feier einen nationalen Sinn besaß, war es höchstens im Sinne der Erinnerung an die Verengerung des Horizonts, wie sie mit der Gründung des Reiches eingetreten. Denn der Begriff Deutschtum ist ja nicht identisch mit dem Begriff des politischen Deutschlands. Es war die Erinnerung an das größere Deutschland, an alle die Stammesgenossen auf dem Erdenrund, die in dem Namen Schillers lebendig wurde. Im übrigen aber bedeutete diese Feier eine Einkehr und Besinnung. Das neue deutsche Volk war in all seinen Lebenstrieben seit der Gründung des Reiches gründlich verändert, auf neue gewaltige Aufgaben der Lebensgestaltung gerichtet. Dies Fest antwortete auf die Frage: was ist uns heutigen Deutschen Schiller? und gab ihn dem heutigen deutschen Leben zurück. Es erwarb ihn neu in der geistigen und sittlichen Einheit seiner Persönlichkeit als einen lebendigen Führer. Das Fest von 1909, die Feier seines 150. Geburtstags, folgt zu bald auf die Feier von 1905, als daß es abermals eine neue Epoche bezeichnen könnte. Aber eine große Bedeutung könnte es doch gewinnen, wenn es unter der Nachwirkung jener Tage überall zeigte, was die Deutschen damals gelernt haben. Es sollte den neuen hohen Begriff von Schillers Wesen und Bedeutung überall zur Geltung bringen.

Der eigentliche Feind der freien Würdigung Schillers sind die schulmäßig überkommenen Meinungen über ihn. In ihnen bildet sich die Vorstellung, als sei, was er war und gilt, längst bekannt, als etwas Großes gewiß, jedoch ohne jede wahre Beziehung zu unserem heutigen Leben. In

Wahrheit bedeutet eine solche Persönlichkeit eine ins Unendliche fortwirkende Kulturtat. Sie soll in jeder Epoche neu verstanden werden in ihrer Lebendigkeit für den heutigen Tag. Das ist die Aufgabe, die wir uns in dieser Stunde stellen: jene Kulturtat Schiller in ihrer tiefen Einheit wollen wir begreifen nach ihrer Stellung und Bedeutung für die deutsche Bildung von heute und morgen.

I.

Wer nach der Bedeutung von Schillers Jugend für die deutsche Bildung fragt, der fragt nach der Bedeutung seiner großen Dramen für den heutigen Tag. Gerade diesen Dramen gegenüber empfindet der heutige Mensch leicht eine gewisse Fremdheit. Zu offensichtlich scheint die grelle Unreife in der Anschauung, die Blässe und Gewaltsamkeit der Gestalten. Selbst die Allgemeinheit der Ideale scheint zunächst zu entlegen dem Bedürfnis des Tages. Aber dies alles sind Unvollkommenheiten der Einkleidung. In Wahrheit gibt es keinen orginelleren und keinen moderneren Griff der tragischen Gestaltung. Eine völlige Eigenheit der Auffassung tritt schon mit dem ersten Werk hervor, im wahren Sinn eine neue Form der Tragödie.

„Die Räuber" sind das genialste Jugendwerk, mit dem je ein junger Tragiker seine Laufbahn begonnen hat. Ihre Größe liegt darin, wie sie die Sache der Menschheit selber in den Erlebnissen ihrer Personen gegenwärtig sehen. Dies gibt den Gestalten ihre eigentümliche Größe. Sie erscheinen unwirklich nur, weil sie im höchsten Sinn zu Typen und Symbolen erhöht sind. Als die äußersten Enden der Menschheit stehen sie einander gegenüber: auf der einen Seite Franz, der Unmensch, in dem die sittlichen Begriffe schweigen, der losgelöst ist von allen Banden, die den Menschen an den Menschen binden, in dem das natürliche Gefühl der Blutliebe erlosch; ihm gegenüber Karl, der wahre und volle Mensch, der in seinem natürlichen Gefühl der Blutliebe tötlich Verletzte, für den es keinen anderen Lebensinhalt gibt als die Sehnsucht nach Menschlichkeit auf Erden. Dies gibt die Tiefe des tragischen Griffs. Er stürzt auf seinen Weg der Verbrechen, nicht weil er in irgend welchen selbstischen Wünschen ge-

hemmt ist, sondern, weil ihm die Menschheit gelogen hat. Sie hat ihm durch den Mund des Vaters die Milde versagt. Gibt der Vater keine Liebe, so ist sie nirgends. So stürmt er fort, um die Welt einzurenken und die Sache der Menschlichkeit in ihr zum Siege zu führen. Dies macht die Größe selbst des dramaturgisch-theatralischen Schritts in den beiden großen Handlungen nebeneinander, — die eine langsam, still, schleichend, verborgen, die andere stürmisch, laut, jäh und gewaltsam im Lichte des Tages. Die Gewalt der Umkehr ergibt sich von hier, wenn der eine zum Straucheln kommt auf dem Gipfel seiner Frechheit, der andere auf der Höhe unerhörten Heldenwerks die tiefe Verzweiflung fühlen muß, die den einzelnen im beständigen Abstand vom Ideal der Menschheit hält. Ganz im gleichen Geiste gestaltet sich endlich die mächtige Katastrophe. Da wird der Unmensch zur Strecke gebracht in der Verzweiflung der eigenen Nichtigkeit und Ohnmacht; da findet der Mensch sich zurecht vor dem Angesichte Gottes und der sittlichen Ordnung der Welt: die sittliche Weltordnung selber hat sich wieder hergestellt. Sie ist selber in Frage gewesen, ja die sittliche Weltordnung selbst ist der Held der Räuber. So greift der junge Dichter in diesem Werk alle sittliche Irrung in ihrem letzten Grunde. Denn daß wir unseren menschheitlichen Pflichten nicht zu genügen vermögen, das ist der letzte Grund aller sittlichen Irrung. Alle sittliche Sehnsucht greift er in ihrem Hauptgedanken, der Sehnsucht nach der Menschheit. Alle sittliche Auflehnung versteht er in ihrem tiefsten Recht; denn jene Auflehnung ist berechtigt, die gegen die unmenschlichen Engen einer Zeit dem Gedanken der Menschheit sein Recht erkämpfen will. Mag die Sprache im weitesten Sinne des Wortes in diesem Werk nach Jugend und vergangenen Zeiten klingen, in ihrem tiefsten Lebensgedanken hat die Tragödie, wenn irgend eine, den Charakter der Ewigkeit.

Seltsam ist die innere Selbstkritik in der Entwickelung eines solchen Mannes. Der Fortschritt zum „Fiesco" bestand für ihn darin, daß er ein politisches Geschehen in der Weise seiner menschheitlichen Auffassung behandeln wollte. Dabei ist für ihn der Gedanke der politisch-republikanischen Freiheit genau so gut eine Angelegenheit der Menschheit selber wie

Streben und Sehnsucht Karl Moors. Für uns aber legt sich das Abstrakte der bloß politischen Anschauung erkältend über das ganze Geschehen des Werkes. Hier erklärt sich auch die gewaltsame Übererregung, die die Sprache des Fiesco vielfach weit unnatürlicher als die der Räuber macht.

Aber in „Kabale und Liebe" hat er seine ganze Größe wieder. Er bewegt dies Werk um den unverlierbarsten revolutionären Gegensatz, den Gegensatz der jungen und der alten Generation. Das Recht der Jugend sieht er aber wieder nur als das Recht der Menschheit; das Urrecht der Menschheit ist mit seinen jungen Leuten im Spiel, das Recht auf Liebe. Indem die Welt der Alten um dieses Urrecht sie betrügt, ist sie gebrandmarkt vor Natur und Gott. Die Welt der Alten ist die bestehende, die in Formen erstarrte Welt, die konventionelle Welt. Schillers Tragödie aber entfaltet sich als die Darstellung der Seelen- und Leben-mordenden Macht der Konvention. Auch die beiden Mittel der Konvention sieht er in ihrer Arbeit und gestaltet sein Werk als die Geschichte ihrer diabolischen Wirksamkeit. Es ist die Macht der brutalen Gewalt und die verhängnisvollere Macht der schleichenden List und Intrigue. So groß ist sein Künstlertum, daß er jeden Teil der Handlung ganz hineintaucht in die Stimmung der eben wirksamen Kräfte. Am Ende des zweiten Aktes schlägt die brutale Gewaltsamkeit erschreckend ein. Über den dritten Akt senkt es sich wie das dumpfe Ersticken in dem Vordringen einer hinterlistigen Intrigue. Todestraurigkeit deckt den großen fünften Akt. Unter allen Tragödien, die gegen die Konvention die Sache der Jugend vertreten, bleibt Kabale und Liebe bei weitem die größte. Die Wirklichkeitsmaterialien, die sie der Zeit entnommen, sind vergänglich. Aber die Tragödie muß wieder jung werden, so oft man in allem menschlichen Ringen und Streben die innersten Fragen der Menschheit im Spiel sieht, so oft der Protest gegen eine Zeit in dem starken Willen zur sittlichen Vollendung gegründet ist.

Noch in der Jugend gelang Schiller aus eigener Kraft der starke Schritt der inneren Selbstbefreiung. Vom finsteren Angriff erhob er seine Seele zum hohen Liede. „Don Carlos"

ist das hohe Lied der edlen Jugend. Fast möchte man die Definition von Jugend und Alter in Schillerscher Einfachheit aus diesem Werke entnehmen. Was heißt jung sein? Jung sein heißt: leben in der Hingabe aller Kraft an die heiligen Ideale der Zukunft und der Menschheit. Was heißt alt sein? Alt sein heißt: diesem lebendigen Streben abgestorben sein und sich begnügen in den erstarrenden Formen der bestehenden Welt. Der Gegensatz hat weltgeschichtliche Ausprägung in diesem Werke erhalten: der Ruf der Zukunft erhebt sich gegen die spanische Weltmonarchie und Welthierarchie. Die Grundgegensätze der Weltanschauung stehen gegen einander: Natur gegen Unnatur, Menschheit gegen Unmenschheit, Freiheit gegen Knechtschaft. Wie wogt der Schrei nach Natur durch die großen Schiebungen dieses ersten Aktes; wie brandet er empor zu dem starren Felsen des Thrones in den Worten des Carlos zu Philipp: „Du bist doch mein Vater, gib mir doch Deine Liebe; ich bin doch Dein Sohn, nimm doch meine Liebe", und nichts antwortet als die starre Notwendigkeit des Staats. So folgen die drei Tragödien hintereinander, — die Tragödie des Königs zuerst, der in seiner Höhe und Einsamkeit nun doch einmal in menschlicher Not nach einem Menschen sich sehnt und an dem ersten wirklichen Menschen, den er trifft, sich selbst erkennt in der Unmenschlichkeit seiner Lage; die Tragödie des Freundes sodann, die man nur aus Schillers damaliger Auffassungsweise begreifen kann, — des Freundes, der ein einziges Mal sich verirrt in die Intriguen politischer Machination und am Freunde schuldig geworden die Schuld nur sühnen kann durch seinen Opfertod; endlich die Tragödie des Prinzen, der durch das Blut des Freundes getrennt wird vom Vater, dem im Vermächtnis des Freundes sein großer Beruf der Arbeit für die Menschheit zurückgegeben wird, und der sein Leben verliert in dem Augenblick, da er es gewonnen, da er seine Seele gerettet hat. Es ist ein Untergang nur durch äußere Gewalt. Der ideelle Sieg ist ganz auf der Seite der Erliegenden. Der Jubel der Erwartung läßt sich nicht ersticken. Auch dies mag im Ausdruck manchen Hauch der Vergangenheit tragen, im Grunde spricht aus dem Carlos die Stimmung jeder gläubigen und hoffenden Zeit und ihrer Jugend.

Der Menschheitsgedanke, der alle diese Dramen beherrscht, macht ihre Bedeutung aus; Schiller sieht die Menschheit im Menschen als den Kern seines Wertes, als den Grund und die Größe seiner Tragödien. Nur im Lichte dieses Menschheitsgedankens kommt ihm Sinn und Verständnis in das Menschenleben. Dies ist der junge Schiller.

II.

Die Bedeutung des Mannes Schiller für die deutsche Bildung auch der gegenwärtigen Zeit beruht ganz und gar auf der Bedeutung seiner Philosophie. Für ihn wurde das Mannesalter eingeleitet durch die Wendung zur wissenschaftlichen Einkehr. Die Wendung bedeutet für ihn die Versenkung in die letzten Prinzipien menschlicher Dinge. Er fand sie in dem deutschen philosophischen Idealismus, wie Kant ihn begründet. Hier wird eine Zeit sich ihm verwandt fühlen, wenn sie gleich ihm zu den letzten Grundfragen vordringt. Es ist die Stellung der Philosophie im Bildungsleben, um die es sich hier handelt. Das Urteil über Schiller, den Mann, entscheidet sich mit dem Urteil über die Wahrheit und Möglichkeit des Idealismus. In innerlicherem Sinne liegt hier kein Bruch in seiner Entwickelung vor. Die Definition der Menschheit ist auch hier allein in Frage. Gelang es ihm, die Idee der Menschheit abschließend und endgültig zu definieren? Seine Philosophie ist Philosophie des Lebens, der sich kultivierenden Seele. Aus den kritischen Begriffserörterungen Kants entwickelte er das Evangelium seines Ideals. Gegen den großen Begriffsdenker steht er als der Lebensbringer, der Prophet.

Das Wunder liegt in der fabelhaft einfachen Ableitung des Ideals aus dem kritischen Gedanken. Kants Ethik ist die Definition des Begriffs der Sittlichkeit. Schillers Lehre ist die Botschaft von der Freiheit und Würde des Menschen. Sittlichkeit ist nach Kant die Selbstbestimmung im Sinne unbedingter Aufgaben, der Aufgaben, in deren Erfüllung die Menschheit sich selbst als die Welt der Kultur gründet und hervorbringt. Kant liegt hier alles an der Heiligkeit der sittlichen Welt. Der Mensch soll nicht glauben, diesen unendlichen Aufgaben genügen zu können im leichten Spiel

seiner natürlichen Wünsche. Das Gesetz tritt an uns als unnachläßliche, immer neue Forderung heran. Die Achtung vor dem Gesetz allein kann und soll das Motiv unseres sitt-lichen Handelns sein. An dieser Stelle, wo so viele Härte und beinahe Grausamkeit der Kantischen Anschauung fanden, erkannte Schiller umgekehrt die Entdeckung der wahren Größe und Würde des Menschentums. Nur dem Menschen ist ge-geben, sich selber zu bestimmen im Sinne unendlicher Auf-gaben, in der Selbsterkenntnis seiner Gesetze. Nur ihm ist gegeben unter allen Wesen, die wir kennen, sein ganzes Leben zu stellen in den bewußten Dienst eines einzigen fordernden Lebensgedankens. Dem gewöhnlichen Menschen bleiben die Pflichten leicht ein lästiger Anspruch, dem er gern entginge. Der ungewöhnliche Mensch findet in der selbstgewollten Er-füllung der einen großen Lebensaufgabe die ganze Lust des Daseins. So steigen im philosophischen Denken Schiller, dem Dramatiker, sofort die Lebensbilder empor: das Bild der schönen Seele, deren ganzes Dasein eins geworden mit dem Gesetz und deren sittliches Leben nun in schöner Selbstver-ständlichkeit wie eine reine Darstellung der eigenen Natur dahinfließt, — auf der anderen Seite das Bild des erhabenen Charakters, der in allem Ansturm der Schicksale und unter den unerbittlichen Forderungen der Pflicht die Treue des Dienstes für das Gesetz wahrt. Vor allem aber erhebt sich hier wie von selber vor Schillers Augen das Ideal der Voll-endung des Menschen. Er sieht es in der Totalität, in der Einheit des Menschen mit sich selbst, darin, daß wir ganze und volle Menschen sind: in der Sicherheit des stets auf das Gute sich wieder einstellenden Willens bei aller Freudigkeit und ungebrochenen Frische der Natur, in der großen Stetigkeit der Erfüllung sittlicher Pflichten bei ungebrochener Fülle der Gefühle. So ist die große Persönlichkeit dort, wo das Lebens-werk und seine Erfüllung der ganze Inhalt unseres bewußten Lebens und zugleich der ganze Grund unserer Freude am Leben ist. Sie ist die Einheit von Kultur und Natur, bei der unser ganzes Dasein erfüllt ist von der Darstellung unserer Kulturgedanken und zugleich die ganze Frische unserer Natürlich-keit bewahrt blieb, bei der unsere Kultur natürlich, unsere Natürlichkeit kultiviert ist. Dies ist in Wahrheit das höchste

Ziel der Erziehung und Selbsterziehung. Dies ist das Ziel der Vollendung für die Kultur.

Schiller leitet das unverlierbare Ideal der vollen Persönlichkeit wie die selbstverständliche Zielidee aus den ewigen Grundbestandteilen des Menschenlebens ab, den natürlichen Trieben und den unendlichen Aufgaben. Daß er damit zu uns spricht wie zu seiner Zeit, ja mehr zu uns als zu seiner Zeit, beweist die Kritik der modernen Kultur, die hier sich von selbst ergibt. Wahrhaftig, er kennt unseren Tag und unsere Not: er sieht die unkultivierten wilden Triebe und Wünsche; er sieht die überzivilisierte Ertötung natürlichen Lebens. Er erkennt die Grundgefahr, die in der modernen Kultur immer schrecklicher für die Menschenseele sich entwickelt. Er sieht sie in der Entfaltung immer neuer Bedürfnisse, immer neuer Arbeitsnotwendigkeiten, immer neuer gesellschaftlicher Formen und Einteilungen, mit einem Wort in der immer weiterschreitenden Spezialisierung, die dem Menschen kaum eine Wahl läßt, als sich einzuordnen als ein kleines Rädchen in die ungeheuere und unübersehbare gesellschaftliche Maschine. Das kleine Rädchen schnurrt nun vielleicht mit wunderbarer Präzision und Abrichtung. Aber die Seele darbt, und der Mensch in seiner Ganzheit hat mit seinen Geschäften nichts zu tun und verkümmert. Über all diesen verkümmerten Existenzen richtet er das schlichte und einfache Ziel auf, das Ziel des ganzen und vollen Menschentums.

Aber er hat auch die Botschaft der Erlösung in seiner ästhetischen Erziehung, der Erziehung der Gefühle durch die Kunst. Die Kunst ist das Reich der Totalität. Jedes Kunstwerk ist vollendet in sich selbst. Jedes ist die restlose Darstellung des in ihm angelegten Gesetzes. Ein wirkliches Kunstwerk sein heißt nichts anders als die vollendete Darstellung des Motivs sein, das alle Teile beherrscht in der Gestaltung des Ganzen. Hier ist gestaltetes Leben, hier ist lebende Gestalt. Darum gewöhnen sich im Verkehr mit der großen Kunst unsere Gefühle an die Formen eines solchen voll ausgestalteten Lebens, an eine Welt der Eigenheit und Selbsterfüllung, und das Bedürfnis nach der in gleicher Weise zum Kunstwerk auszugestaltenden Persönlichkeit bleibt zurück. Es ist ein Bildungsgedanke von unverlierbarer Wahrheit

für jeden, der das Menschheitsziel über den Sonderaufgaben des Daseins nicht vergißt und sich die volle Menschlichkeit in allen Ansprüchen des Tages wahren will. Schiller bleibt auch in seiner Reife der Verkündiger der Idee der Menschheit, nur daß jetzt wissenschaftlicher Begriff geworden, was in der Jugend begeisterte Ahnung war. Seine Lehre ist das Urbild einer lebenweckenden Philosophie.

In großartiger Einkehr hat er weiterhin im Sinne seiner Kulturgedanken sich selber gedeutet und die eigene Aufgabe im Zusammenhange des Bildungsweges der Menschheit erkannt. In einer Weltgeschichte der Poesie verdeutlichte er sich den eigenen Beruf und übte so die Selbstbesinnung der Großen, die nur mit der Menschheit zusammen sich selber begreifen. Drei Stadien unterscheidet er in der Bildungsgeschichte der Seele, zuerst die anfängliche natürliche Einheit mit sich selbst, in der Konflikt und Zwiespalt der naiven Kinderseele fremd, dann die Zeit der Spaltung und des Ringens, wenn die unendlichen Forderungen des Lebens uns aufgegangen und nun der Bruch in unsere Seele kam. Endlich aber leuchtet über uns das Ziel der in sittlicher Tat wieder zur Einheit zu bringenden Bildung. Die Poesie ist der Ausdruck des Lebensgefühls der Menschheit. So spiegelt sie als naive Dichtung die natürliche Einheit des Herzens mit sich selbst. So offenbart sie als sentimentalische die Gefühle der Seele, die sich des Bruchs bewußt geworden, schildert als Satire den Abstand der Wirklichkeit vom Ideal, beklagt als Elegie die unwiederbringlich verlorene Einheit, erfreut sich als Idylle an dem wieder hergestellten Glück der inneren Einigkeit. In dieser Weise steht die Neuzeit den Griechen gegenüber, aber auch Schillersche Dichtung der Goethischen. Jede ist mit ihrem Recht und ihren Grenzen erkannt.

Wie die Aufgabe seiner Dichtung im allgemeinen, so bestimmt er im besonderen die Aufgabe seiner Tragödie. Es ist der erhabene Anblick des Menschenwesens, den sie darzustellen hat. Ihre höchste Tugend soll die unerbittliche Wahrheit sein, mit der sie den ewigen Kampf des Menschseins herausbringt, den Kampf der Menschheit mit dem Schicksal, das Leben als die furchtbare und in ihrer Furchtbarkeit erhabene Angelegenheit, die es ist. Die Tragödie sei die Dichtung

vom Leben und seinen tragischen Schicksalsgedanken. Auf ihrer Wahrheit beruht ihre Größe und auf beiden ihre Erhabenheit. Auch hier ist die Aufgabe in ihrer letzten Tiefe begriffen. Schillers Auffassung der Tragödie ist urmodern.

III.

Nur auf dem Hintergrunde dieser Ansicht vom Leben und dieser Auffassung des Tragischen gibt es ein Urteil über die dauernde Bedeutung der Schillerschen Dramen aus seiner reifen Zeit. Die ganze Frage lautet: erblicken wir hier einen Gehalt unverminderter und unaufhebbarer Lebendigkeit? Die reifen Trauerspiele Schillers sind tragische Symbole vom Menschenleben. Nicht der ungeheuere Zusammenbruch einer Welt ist es, der den „Wallenstein" tragisch macht. Die verblendete Sicherheit des Helden ist es, der um so ahnungsloser dem Verhängnis entgegengeht, je unentrinnbarer und sicherer es ihn in sein Netz faßt. In solcher betrogenen Sicherheit malt sich etwas von der unübersehbaren Größe dieses gewaltigen Menschenlebens, von den unentrinnbaren Notwendigkeiten, vor denen der Einzelne so klein und durch die das Ganze so groß wird.

Schiller unterschied in der sentimentalischen Poesie Satire, Elegie und Idylle. In seinen weiteren Werken ist es, als bestätige er durch sein eigenes Dichten die Richtigkeit dieser Begriffsbestimmung und Einteilung. „Maria Stuart" ist eine tragische Satire, das Lied von der Größe und von der Kleinheit des Menschenlebens. Es ist groß im Sinne der gewaltigen Verhängnisse, die über ihm sind. Der tragische Schicksalsgedanke dieses Werkes ist der Gedanke des Todes. Um Leben und Tod der Königin handelt es sich in jedem Wort. Da haben wir nun das ewig menschliche Spiel: noch einmal erwachen die Wünsche nach den süßen Lockungen dieses Daseins; noch einmal brechen die Affekte durch in schrankenlosem Erguß in der Szene der beiden Königinnen; aber endlich sammelt sich der Geist in reiner Fassung vor dem Angesichte des Todes. Die Kleinheit aber des Menschenlebens liegt in der Allzu-Menschlichkeit, mit der all die Großen der Erde hier jeder nur die eigene winzige Sache kennen. Jeder sieht

nur das eigene kleine selbstische Ziel, keiner beweist den großen Ernst vor der tragischen Fügung der Dinge.

Die „Jungfrau von Orleans" ist Schillers tragische Elegie. Sie ist das Lied von dem Schicksal der Größe unter den Menschen. Hier ist wirklich einmal Größe. Gott selber, das göttliche Wunder, erscheint unter den Menschen in der Prophetin, eine der ewigen lebenweckenden Ideen ist Fleisch geworden, die Idee des Vaterlandes. Der Glaube an das Vaterland, der Wunder tut, richtet das niedergebrochene Volk wieder auf. Aber die Kleinheit des gewöhnlichen Menschenlebens ist seine Alltäglichkeit und die Sehnsucht nach der Alltäglichkeit. Die Menschen ertragen den Glanz des Festtags nur, so lange es sein muß, und an dem ewigen Alltag des Daseins muß die Prophetin zu Grunde gehen.

In der „Braut von Messina" hat Schiller wie in einem Schulfall noch einmal mit einander ausgesprochen die ewige Schicksalsnatur des Daseins in der unberechenbaren Notwendigkeit seiner wirren Fügungen und zugleich seine unerbittliche sittliche Größe.

„Wilhelm Tell" ist Schillers dramatische Idylle. Es handelt sich um das Erwachen des Volks zum Selbstbewußtsein, um den Übergang aus dem Glück der Natur zum Glück der Freiheit oder aus der Freiheit der Naturwesen zur besseren selbstgeschaffenen Freiheit der sittlichen Wesen, um die Entstehung des freien Bürgertums. Nirgends in der Entwickelung dieser Werke verleugnet sich der große Künstler, der die Grundidee seines Schaffens bewahrt und zugleich die Schmiegsamkeit beweist für immer neue Töne und immer neue Gestaltungsweisen, je nach der Eigenart des dichterischen Gedankens. Die Symbolik dieser Werke ist wahr bis auf den heutigen Tag und für alle Zeiten. —

Es ist das Schicksal in der Entwickelung menschlicher Dinge, daß jede neue Generation ihren eigenen Lebensgehalt herausgestalten muß durch den Gegensatz gegen die alte. Über alle Gegensätze hinweg aber bewähren sich die großen einheitbildenden Gestalten der Geschichte. Sie sind die Einheit in der Menschengeschichte, die Einheit der Bildung selbst. Es ist eine Gestalt, um deretwillen wir die Entwickelung der letzten 2000 Jahre als eine Einheit sehen; jede Zeit hat

sich ihr eigenes Bild von ihr gemacht; jede sie für ihre Bedürfnisse neu geschaffen. Denn was einer Epoche als Ziel ihrer Arbeit vorschwebt, kann nicht übernommen werden als Tradition — es muß selbst geschaffen sein. So ist Homer die Einheit der griechischen Bildung. Es ist uns Deutschen nicht so gut geworden, daß Luther die Einheit unserer Bildung wäre. Werden Goethe und Schiller diese Einheit sein? Dann jedenfalls begriffe man auch das Weiterschreiten durch beständige Gegensätze gegen sie. Denn eine weltgeschichtliche Gestalt sein heißt, zur Orientierung der immer neuen Generationen dienen; Orientierung bedeutet Bekräftigung der eigenen Willensrichtung und daher bald Übereinstimmung, bald Gegensatz. In den Gebieten seiner Lebensarbeit beginnen wir wirklich bereits in Schiller die Einheit der auseinanderstrebenden Entwickelungen zu sehen. Er erinnert uns an die wahren Grundmächte unserer Bildung, an den philosophischen Charakter deutscher Kultur, an ihre sittliche Grundidee, die Kultur der freien Persönlichkeit, an ihren Willen zum ästhetischen Ausdruck in großen Kunstformen und hier insbesondere wieder in dem Ernst der hohen Tragödie. Aber selbst die, die nach ihm kamen, verstehen wir bereits als die auseinandertretenden Momente seines großen zusammenfassenden Wesens. Die große dramatische Entwickelung Deutschlands im 19. Jahrhundert geschah gewiß vielfach im bewußten Gegensatze gegen Schiller. Und dennoch! Kleists edler Realismus gipfelt in seinem „Prinzen von Homburg". Der „Prinz von Homburg" stellt uns dar, wie das stürmische selbstische Jünglingsherz sich zur Einheit stimmt mit dem Gesetz des Vaterlandes. Es ist die Nationalisierung des Schillerschen Lebensgedankens. Grillparzers gesamte Dichtung ist eine einzige sanfte Elegie, das wehmütige Lied von den Verlusten, die dem Herzen in seiner Einheit mit sich selber bereitet sind im notwendigen Gange der Kultur, in dem Gange, den Schiller eben uns als den notwendigen gelehrt hat. Bei Hebbels sittlichen Weltkatastrophen handelt es sich allemal um die Wiederherstellung des sittlichen Ganzen gegen das frevelnde Individuum. Das sittliche Ganze wird als eine unerbittliche Notwendigkeit gedacht, die als Macht und Herrscherin in diesem Dasein wirkt ganz im Sinne Schillers, der

nur mit geringerer Betonung des spezifisch sittlichen Akzents das Individuum den unerbittlichen und ungeheuerlichen Notwendigkeiten gegenüber stellt. Ibsens Kunst ist gewiß oft als ein äußerster Gegensatz gegen die Schillersche empfunden, aber auch bei Ibsen erklingt aufs neue jener Schillersche Ruf nach der Freiheit und Eigenheit der Persönlichkeit, nur in einer näheren und engeren Anwendung auf die heutige Gesellschaft. Wenn aber in den späteren Werken das Ibsensche Lebenswerk sich selbst zernagt, so liegt das an der geringeren ethischen und künstlerischen Freiheit, wenn wir ihn mit Schiller vergleichen. Er verlangte das Ideal in der Wirklichkeit von heute auf morgen, er sah es nicht wie Schiller als den unendlichen Zielpunkt der Lebensmühe in jeder neuen Zeit. Im Gebiete der Kämpfe um die Lebensanschauung weisen wir nur auf einen Mann, dessen geschichtliche Bedeutung man vielleicht einmal darin erblicken wird, daß er in einer Zeit naturalistischer Überschätzung des Äußeren die Seele und die Schicksale der Seele verkündete als das, was wichtig ist und allein Bedeutung hat, daß er der Ausdruck der in der Zeit erwachenden Sehnsucht nach einem neuen Idealismus war. Was ist in allen Wirrheiten der Einzelentwickelungen der durchgehende Gedanke Nietzsches? Es ist der Gedanke vom Recht des Menschen auf sich selbst, der Gedanke der sich selber das Gesetz gebenden und ihr eigenes Gesetz lebenden Persönlichkeit; es ist der Lebensgedanke Schillers. Nur fehlt es Nietzsche an Schillers weltgeschichtlichem Blick für die Notwendigkeiten in der Entwickelung und Bildung der Seele. Es fehlt an einer philosophisch notwendigen Ableitung aus den Prinzipien. Darum bewegt sich der Gedanke in lauter Phantasmen. Sie alle, alle diese Männer erscheinen als die einzelnen Möglichkeiten, die in der großen Einheit des Schillerschen Lebens befaßt waren. Wenn eine solche Möglichkeit für sich selber sich ausbildet, kommt sie zu einer stärkeren Ausprägung als bei dem Aufgehen in der allumfassenden Einheit. Daher vielleicht die edle Blässe, die gegenüber diesen neueren Entwickelungen Schillers Werk eigentümlich ist. In der Tiefe und Einheit seiner Tat aber bleibt er der Heros und Prophet, der Ausdruck und der Deuter der deutschen Kultur.

Das Freie Deutsche Hochstift.
1859—1909.
(Zum 10. November 1909.)

Von Dr. Paul Neumann.

An eine Geburtsfeier Schillers diejenige unseres Freien Deutschen Hochstiftes anzuschließen, mag anspruchsvoll erscheinen; allein wir haben die innere Wahrheit, die wirkliche Geschichte für uns. Das Hochstift ist aus der Begeisterung der Schillerfeier von 1859 geboren; es ist ein Kind dieses Überschwangs und es muß unter dem Sterne seiner Geburtsstunde stehen für alle Zeit, zu Freud und Leid. Sie ist seine Kraft, aber auch sein Schicksal.

Von der Schillerbegeisterung des Jahres 1859 können wir uns heute nur schwer eine Vorstellung machen. Man muß schon an die Zeppelin-Begeisterung unserer Tage erinnern, um zu verstehen, welche Stürme die Volksseele zu solchen Zeiten durchbrausen. Wer aber den Wogen bewundernd zuschaute, welche die Schillerbegeisterung des Jahres 1859 wälzte, wer staunend wahrnahm, wie in der Erinnerung und Wertung dieses Geistes die deutschen Stämme, die noch vor 10 Jahren und seitdem nicht minder in Parteien zerrissen im Kampfe mit ihren Regierungen gelegen hatten, nun unter sich und mit diesen nämlichen Regierungen einig waren, und wie das wogenschäumende Weltmeer eine unabsehbare Einheit im Reiche des Geistes und des Gedankens bildeten: wer dieses sah, der konnte die Vorstellung fassen, die heißersehnte deutsche Einheit und Freiheit, wenn sie sich zur Zeit nicht auf Erden und in der rauhen Wirklichkeit des Daseins aufbauen ließ, wenigstens im Reiche des Ideals, im Reiche der luftigen Gedanken, im Reiche des Geistes zu schaffen. Wie unmittelbar diese Vorstellung mit Schillerschen Ideen zusammenhängt, ist ohne weiteres klar; wurde doch Schiller damals „der verklärte Volksgeist" genannt.

Hier in Frankfurt, wo das einzige Einheitsorgan Deutschlands tagte, an der Stelle, wo wie man meinte, Schiller selbst in der unbefriedigendsten Zeit seines Daseins, die geistige Einheit Deutschlands zu gründen, den Plan gefaßt hatte, wollte man einen Bundestag aller Geistesmächte, einen Bundestag der deutschen Gesamtbildung begründen.

So verstand den Zeitgeist der zu Lüneburg am 30. Januar 1822 geborene Otto Volger, Geologe und Paläontologe, damals Dozent der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M.

Er verband sich mit Gleichgesinnten und suchte eine Vereinigung zu schaffen, welche alle Freunde und Träger deutscher Wissenschaft, Kunst und Bildung versammeln, sich über alle von Deutschen bewohnten Länder erstrecken und eine lebendige Vertretung der gesamten deutschen Bildung darstellen sollte. Dazu sollte eine unabhängige, von allen sonderstaatlichen Zuschnitten freie Hochschule, ein freier gemeindeutscher Gelehrten- und Künstlerhof geschaffen und allen Deutschen die Befreiung der Geistestätigkeit vom Zunftzwang gewährt werden.

Am 23. Oktober 1859, im Saale der Gesellschaft Karl zum aufgehenden Licht wurde dieses hohe Ideal in Wirklichkeit umzusetzen versucht.

Sechzig Mitglieder fanden sich vor; von diesen wurden zur Beratung der Satzungen erwählt: Friedrich Hessenberg, Dr. med. Fritz Kellner, Georg Reichard, Dr. jur. Friedrich Scharff, Dr. phil. Otto Volger, Dr. phil. Ludwig Matthes, letzterer von Offenbach a. M. Die Satzungen sind in der Sitzung vom 2. November 1859 festgestellt, die Genehmigung des Senats ist am 4. November 1859 erteilt, und so beschloß man, zum hundertsten Geburtstag Schillers diese Satzungen zu veröffentlichen, zum Beitritt einzuladen, am 10. November das Vereinsjahr zu beginnen und diesen Tag durch Jahresfeste zu feiern.

Damit war das

„Freie Deutsche Hochstift"

gegründet. Am 3. Dezember 1859 ist die erste Hochstiftsitzung abgehalten worden.

Der Name „Hochstift“ ist wohl von einer Nürnberger Vereinigung entlehnt. Dort gab es damals ein Gesamtes Deutsches Hochstift für deutsche Geschichtsforschung.

Das Freie Deutsche Hochstift trat nun in dieser seiner ursprünglichen Gestalt auf in dreifacher Gliederung:

1. als Gelehrten- und Künstlerhof (Akademie), vor welchem jeder das Ergebnis eigener Geistestätigkeit mündlich vortragen oder in Werken vorzeigen sollte,
2. als freie Hochschule ohne Zwang in bestimmte Fächer oder bestimmte Aufgaben wie Vorbildung zu einem Lebensberufe. Die Lehrtätigkeit besteht in einzelnen Vorträgen oder zusammenhängenden Vortragsgruppen sog. Lehrgängen,
3. erscheint das Leben des Freien Deutschen Hochstifts in Schaustellungen und Ausstellungen zur Belehrung mit oder ohne erläuternde Vorträge.

Die Mitglieder sind entweder Freunde — später heißen sie meist Genossen — oder Meister.

Der Meistertitel wird von dem Gelehrtenhof oder seinem Ausschuß verliehen; er wird als Ersatz für den Doktortitel gedacht; die zwölf ersten Meister besaßen übrigens schon den Doktorhut einer deutschen Universität. Der Meistertitel wird unentgeltlich verliehen und frei von formalen Voraussetzungen, wie Examen, Dissertation und dergl., lediglich auf Grund der Würdigung des bis dahin vorliegenden Lebenswerkes eines Gelehrten oder Künstlers.

Man kann diesen Gedanken bewundern, wird aber doch die Frage stellen müssen, woher sollte die Autorität genommen werden, welche über das Lebenswerk lebender Menschen mit Anspruch auf Maßgeblichkeit sollte urteilen dürfen? Woher sollten die Meister, die doch diese Dinge nur im Nebenamte bearbeiten konnten, die Zeit nehmen, ein noch nicht abgeschlossenes Lebenswerk mit seinen ungezählten Entwicklungsmöglichkeiten zu überdenken und zu beurteilen? Deutlicher als vieles andere zeigt dies, welche Schwierigkeiten der jungen Stiftung entgegentraten, sobald sie ernstlich daranging, ihre hochgespannten Ideen in Wirklichkeit umzusetzen.

Zunächst schien man indes davon nichts zu bemerken. Die Zahl der Genossen wuchs in die Hunderte, und wenn

wir die Berichte jener Tage durchgehen, begegnen wir stolzen Namen, die weit über die Grenzen Deutschlands hinaus gekannt waren; und unter den Namen der Dozenten jener Tage findet sich manchen jungen Mannes Name, der später eine Zierde deutscher Hochschulen, vieler deutschen Jünglinge Lehrer und Meister geworden ist, zu dessen Füßen mancher von uns in jungen Jahren begeistert gesessen hat.

Offenbar kam dieser günstigen Entwicklung eine Zeitströmung entgegen, nämlich die eigentümliche Schätzung von Wissen und Bildung, welche der bürgerliche Liberalismus von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts übernommen, bis durch das 19. Jahrhundert und noch heute vielfach festgehalten hat. „Wissen ist Macht". Man war ganz ehrlich der Meinung, daß man die Massen nur richtig zu belehren, ihnen möglichst viel Wissen beizubringen habe, um ihnen die Einsicht in den vernünftigen Zusammenhang alles Geschehens zu eröffnen; daß dann diese Einsicht die Menschen selbst vernünftiger machen und ihren Willen und ihre Taten vernunftgemäß bestimmen werde, und so nach und nach durch Belehrung alle Menschen zur Vernunft d. h. zum sittlich Guten gebracht werden könnten, sodaß man schließlich keinen Zwang, keine Polizei und keinen Krieg mehr brauche. Dabei übersah man, daß Wissen nur ein Element wie aller Erziehung, so auch der Volkserziehung ist, daß bei vorzugsweiser Verstandespflege Gemüt und Phantasie verkümmern, Willens- und Tatkraft erlahmen können. Daß überhaupt vom Wissen zum Können ein weiter Weg ist, wissen wir wohl heute recht gut; damals aber machte das wenig Sorge; der gewaltige Wissensdrang war da: Das Hochstift schien eines der Institute, die dem entgegenkamen: Alles ging gut. Meister und Genossen lebten in Freuden in ihrem luftigen, deutschen Geistesreich.

Man pflegt als den Begründer des Hochstifts, als den Führer dieser ganzen Bewegung Otto Volger zu betrachten. Volger ist sicher nicht der bedeutendste der alten Hochstifts-Meister. Es wäre ein falscher Gesichtspunkt, ihn neben Männer wie Bunsen, Helmholtz, Kirchhof, Robert Mayer, Justus von Liebig, Kuno Fischer, Alfred Krupp, neben Maler wie Andreas Achenbach, Cornelius, Kaulbach, unseren Dombaumeister Denzinger, oder Dichter wie Geibel, Grillparzer,

Jordan, Gutzkow stellen zu wollen: denn nicht in den schöpferischen Gedanken liegt seine Bedeutung, an denen ihn die Genannten und viele andere überragten, sondern in der Leitung, in der Anordnung der vorhandenen Kräfte.

Man darf eines nicht übersehen. Neben all den hohen Ideen vom einigen deutschen Geist gab es im Hochstift ein gut Teil tagtäglicher, langweiliger, handwerksmäßiger Bureauarbeit, zu der die ganz Großen sich für zu gut hielten und es auch wohl sind. Diese Arbeit tat Volger. Er tat sie ungern und nicht mustermäßig, aber er tat sie, und damit etwas, was ihn andern unentbehrlich machte. Darum wollen wir heute, statt zu untersuchen, was an dem Menschen Volger fehlsam und sterblich war, lieber von dem reden, was an ihm unsterblich ist, von seinem großen, von Freund und Feind neidlos anerkannten Verdienst: die Rettung des Goethe-Hauses.

Das Haus, in welchem Johann Wolfgang Goethe geboren war, ging bekanntlich einige Jahre nach dem Ableben des Herrn Rat 1795 in fremde Hände über; aber ein günstiger Stern hatte 60 Jahre lang über diesem Hause gewaltet, es waren keine Änderungen in Dach und Fach vorgenommen worden.

Jetzt, im Jahre 1861, drohte Gefahr: der letzte Besitzer plante einen Umbau des Goethe-Hauses. Ein Laden sollte zu ebener Erde links vom Eingang gebrochen, eine Tapezierwerkstätte im Vorplatz des ersten Stockes eingerichtet werden.

Diese Möglichkeit berührte in weiten Kreisen peinlich; aber es blieb bei dem Gefühl; einer klagte es wohl dem andern, der andere gab dem ersten recht, keiner wußte Rat noch Tat, auch nicht der Altertumsverein hier in Frankfurt.

Man pflegt in diesem Zusammenhange wohl den freistädtischen Behörden vorzuwerfen, daß sie nicht zur Rettung des Goethe-Hauses eingeschritten seien; dieser Vorwurf wird oft übertrieben; es war die Zeit des Rechtsstaates; der moderne Staatsbegriff mit seinen unzähligen Kulturaufgaben war noch nicht an der Herrschaft. Wer will sagen, ob dem Senat, wenn er mit einem solchen Antrage hervortrat, von der eifersüchtigen Bürgerrepräsentation nicht entgegengehalten wurde, das sei Privatsache; man solle sich um die gesetzgebende,

ausübende und richterliche Gewalt kümmern, eine weitere Bevormundung wolle man nicht. Aber mochte der Senat immerhin froh sein, wenn er mit den Parteien im Innern, den Nachbarn und den Bundestagsgesandten Ruhe hatte; daß er nicht den geringsten Versuch zur Rettung des Goethe-Hauses gemacht, keinerlei Anregung gegeben, auch die hervortretenden Bestrebungen einzelner nicht gefördert hat, ist nicht zu entschuldigen, hat aber gerade in unserem Geschlecht den Ansporn gegeben, das früher Versäumte gut zu machen. Lassen wir also Erörterungen und Vorwürfe, und freuen wir uns, daß die rettende Tat kam.

Wie es scheint, war Volger der einzige, welcher sah, daß man mit Gefühlen und Reden nichts schaffte, daß man das Goethe-Haus, wenn man es retten wollte, haben mußte, und wenn man es haben wollte, kaufen, und wenn man es kaufen wollte, Geld schaffen mußte. Und da er kein Geld hatte, das Hochstift aber auch keines, eine öffentliche Kasse dafür nicht zur Verfügung stand, so tat er, was vor ihm und nach ihm viele haben tun müssen: er nahm den Klingelbeutel in die Hand und ging von Haus zu Haus. Der Erfolg war überraschend. Hören wir, was Volger selbst bei der fünften Jahresfeier erzählt hat: „Es gehört zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens, der Tage zu gedenken, an welchen ich, bald mit diesem, bald mit jenem Freunde, hier in Frankfurt von Haus zu Haus wanderte und für den Kauf des Goethe-Hauses um Beisteuerung bat. Es gereicht der Bürger- und Einwohnerschaft dieser Stadt für immer zu hoher Ehre, mit welcher Freudigkeit und mit welchem Bewußtsein des Anteils an dieser Ehre fast jeder, der es konnte, ja mancher mit wahrhaft beschämender Freigebigkeit, seine Gabe spendete, und die Ansprecher mit wärmster Teilnahme, ja oft mit Worten des Dankes für die geschehene Ansprache entließ. Nur der Unzulänglichkeit unserer sammelnden Tätigkeit ist es zuzuschreiben, daß die gesammelten Beträge nicht die dreifache Höhe erreichten."

So gelang durch hochherziges Zusammenwirken der deutschen Fürsten, allen voran Kaiser Franz Josef und König Wilhelm, mit der Frankfurter Bürgerschaft die Rettung des Goethe-Hauses.

Welches Ansehen und Vertrauen Volger persönlich damals genoß, geht daraus hervor, daß man ihm unbedenklich diese Mittel anvertraute und er das Goethe-Haus zunächst in eignem Namen 1862 erwerben durfte. Im März 1863 hat er seine Rechte an das Freie Deutsche Hochstift abgetreten. Die Genehmigung des Senats, welche zu diesem Grunderwerb erforderlich war, erfolgte am 30. Oktober 1863 und damit gehörte Goethe's Vaterhaus dem Freien Deutschen Hochstift. Es wurde sofort zum Stiftshause; seine Verwaltung, seine Sitzungen fanden fortan daselbst statt. Damit war das Hochstift in den Dienst auch des zweiten jener Großen getreten: es wirkte seitdem im Andenken an Schiller und Goethe.

Dieser Vorgang, den genugsam zu verbreiten man nicht unterließ, mußte natürlich das Ansehen des Freien Deutschen Hochstifts in ganz Deutschland erhöhen. Die Zahl der Mitglieder stieg noch im Jahre 1863 auf gegen 500, bald über 700 auf 1000.

Wir haben hier in Frankfurt in unseren Tagen bedeutende Institute entstehen sehen — ich erinnere nur an das Serum-Institut, die Akademie, jüngsthin das Liebieg-Haus — und haben uns gewöhnt, bei solchen Gründungen unter den ersten Voraussetzungen nach den Geldmitteln zu fragen, welche solchen Instituten die Erreichung ihrer Zwecke dauernd möglich machen sollen.

Die Mittel des Freien Deutschen Hochstifts bestanden aus den Mitgliederbeiträgen von 3½ Gulden jährlich und Gelegenheitsgeschenken, welche man sich namentlich im Bedarfsfalle unmittelbar erbeten zu haben scheint. Im Jahre 1881 betrugen die Eingänge ca. M. 14 000, einschließlich M. 6000 Besuchsgelder aus dem Goethe-Haus. Damit war nicht viel anzufangen, wenn man den einen oder anderen Beamten anständig zu bezahlen hatte, und auch Volger empfing für seine Mühewaltung einen Ehrensold.

Diese Sorglosigkeit mußte aufhören, als es gelegentlich, wie in jeder Verwaltung, finanzielle Mißerfolge gab, und als die Folgen der Finanzkrisen der fünfziger Jahre und die Befürchtungen, welche sich aus der politischen Lage Deutschlands und Europas ergaben, eine gewisse Geldknappheit hervorriefen, welche es schwer machte, bei den alten Gönnern auch fernerhin

größerer Beträge versichert zu bleiben, noch schwerer machte, sich neue, opferwillige Freunde zu erwerben.

Ein anderer Umstand, welcher geeignet war, die weitere Entwicklung des Hochstifts zu hemmen, lag in dem wissenschaftlichen Betriebe des Gelehrten- und Künstlerhofes. Die Meister aller Berufe versammelten sich regelmäßig zu Gesamtsitzungen, in welchen Vorträge gehalten, Kunstwerke oder wissenschaftliche Schaustücke, Naturfunde, Präparate, Modelle vorgestellt wurden. Diese Sachen waren, wir sehen es noch aus den alten Berichten, meist recht gut; hier wurden die Anfänge des Fernsprechwesens, der Taucherglocke, des Unterseebots, die neuesten Ergebnisse der Sanskritforschung für die Sprachenvergleichung erörtert. Aber je besser, je tiefer und meistermäßiger sie waren, desto schwerer mußte es den hörenden Meistern sein zu folgen und zu urteilen. Denn diese Gesamtsitzungen waren eben nicht nur von den Fachgenossen, sondern von allen Meistern, welche Zeit hatten, besucht. Es war keine Gewähr gegeben, daß der Vortragende Fachgenossen oder gar hervorragende Fachgenossen als Hörer und Beurteiler fand. Denn was brauchte und konnte der Maler oder Bildhauer von der Theorie der Elektrizität und des Magnetismus, oder ein Physiker von Sanskrit verstehen. Die Möglichkeit eines fruchtbringenden Vortrags und einer anregenden Verhandlung war in Frage gestellt, wenn die Urteilsfähigkeit der Hörerschaft von Zufälligkeiten abhing, und es mußte diese Einrichtung der Gelehrtenvorträge sehr bald die Hörer erlahmen lassen, die Vortragenden, nachdem sie einmal ihre Erfahrungen gemacht hatten, entmutigen und abschrecken.

Ein drittes und vielleicht das ausschlaggebende Moment, die fernere Entwicklung des Hochstifts ungünstig zu beeinflussen, war der Wechsel in der Richtung, welche die allgemeinen Interessen des deutschen Volkes nahmen. Der Gedanke, aus dem das Hochstift geboren war, war die Einheit des deutschen Volkes im Geiste. Wenn man aber die wirkliche staatliche Einheit sich zu schaffen hoffen, danach streben und ringen, dafür bluten und sterben konnte?: Diese Wirklichkeit war stärker, machtvoller, werbender als das Gebilde des Gedankens.

An Italiens Vollendung im Jahre 1859 hatte man zu lernen wieder angefangen; der Dänenkrieg von 1864 hatte

unzweideutig gelehrt, daß es gemeindeutsche Fragen irdischer Natur gab; dann brauste der Gewittersturm von 1866 durch Deutschland, der Norddeutsche Bund kam, es kam das Jahr 1870, es kam das Reich. Jetzt stand die deutsche Einheit auf Erden, eine leibhafte Erscheinung; nicht so, wie mancher sie sich geträumt, aber sie war da. Bedurfte man noch einer Vermittlung bloß im Geiste?

Und weiter: Die politische Entwickelung brauchte eine große Zahl von Kräften. Sie fing an, in ihre Kreise zu ziehen, was in Deutschland von geistiger Bedeutung war. Viele, die bis dahin im Mißvergnügen an bestehenden Verhältnissen, nur in spekulativer Gedankenarbeit tätig gewesen waren, fanden Befriedigung in steter Arbeit für Staat und Gemeinde. Dazu ward die Staats- und Gemeindetätigkeit überhaupt umfassender und bedurfte mehrerer Kräfte denn zuvor. Man begreift, daß diese allgemeine Entwickelung geeignet war, wie ähnlichen Vereinigungen, so auch dem Freien Deutschen Hochstift, den Wind aus den Segeln zu nehmen. Mindestens bedurfte es größerer Anspannung, mußte man neue Wege und Aufgaben suchen, sollte das Freie Deutsche Hochstift bleiben, als was es gegründet war, eine Vereinigung aller deutschen Geister. Man empfand dies im Kreise der Meister und Genossen in Frankfurt und anderwärts im Reiche; wir spüren jetzt Strömungen und Gegenströmungen; manches sieht nach Reformversuchen aus. Die Mehrheit und ihr voran Volger bleibt bei den alten Formen, Einrichtungen und Gedanken und schilt das Neue, das sich hervorwagen will. Die Meister waren alt geworden und ergingen sich in herbstlich unfruchtbaren Erörterungen über ihren Meistertitel, die Stiftsrose und ähnliche halb geheimnisvolle, halb zwecklose Dinge.

Volger selbst war, im sechsten Jahrzehnt seines Lebens, vor der Zeit müde, starr geworden, unfähig sich anzupassen und umzulernen. Vielleicht hatte er seine Kraft auch zu sehr zersplittert; man darf daran erinnern, daß er nicht nur Frankfurt mit einer gesunden Wasserleitung zu versehen unternommen, sondern durch die Aufsuchung von Kohlenbergwerken die ganze Umgegend mit Heiz- und Beleuchtungsstoffen versehen wollte. Die bekannten Schicksale dieser Unternehmen

dürfen hier unerörtert bleiben; sie haben aber jedenfalls mit zu der ungünstigen Vermögenslage Volgers beigetragen und drohten nun für das Stift verhängnisvoll zu werden.

Denn jetzt leuchtete über dem Freien Deutschen Hochstift plötzlich und unerwartet ein Glücksstern. Was es bis dahin nie besessen, ein großes Vermögen, das die Gewähr sicherer Mittel auf lange Zeit verhieß, winkte ihm.

Am 19. Dezember 1880 war der städtische Kanzleirat Dr. juris Theodor Adolf Jacob Emanuel Müller gestorben. In einem Kodizill vom 11. April 1879 hat er dem Freien Deutschen Hochstift ein Kapital von M. 500 000 gestiftet, mit der Auflage, dieses sicher zu verwalten und die Zinsen zu Stiftszwecken zu verwenden. Zur Annahme dieses Legats war landesherrliche Genehmigung erforderlich. Die Berater König Wilhelms aber trugen Bedenken, diese Genehmigung zu befürworten. Sie verlangten eine Abänderung der Satzungen, sodaß sie als Grundlage zur Verleihung der Korporationsrechte dienen könnten und größere Sicherheit für zweckmäßige Verwendung und dauernden Erhalt des Legats böten. Hierüber entbrannte der Kampf im Hochstift und in diesem Kampf entlud sich aller Zündstoff, der sich durch die Niederhaltung der Reformgedanken aufgehäuft hatte. Volger und seine Anhänger waren empört über die „Polizeiwillkür der Regierung". Sie suchten dahinter lediglich Schikane, Machinationen der Gegner und ergingen sich in flammenden Protestreden und Schriften über Intriguen, Verleumdungen, Verfolgungen und Undankbarkeit; indes sie übersahen, daß die Regierung im Rechte und deswegen ihr eigenes Verhalten gefährlich war, weil das so bitter nötige Vermögen dem Hochstift entgehen konnte: so waren denn die Maßregeln nur halb, die Vorschläge zur Abänderung der Satzungen genügten der Regierung nicht. Darüber ging der Sommer 1881 hin. Die Gegner Volgers erkannten die Gefahr und nutzten diese Lage wie begreiflich aus. Schließlich spitzte sich der Streit so zu, daß in der Sitzung vom 6. November 1881, in welcher die Wahlen für das neue Geschäftsjahr vorgenommen wurden, Volger bei der Wahl zum Obmann nicht wieder gewählt, sondern an seiner Stelle der frühere Senator und Bürgermeister Rechtsanwalt Justizrat Dr. Karl Nikolaus Berg zum Ob-

mann gewählt wurde. Darob natürlich unsagbare Erbitterung auf seiten der Unterlegenen. Es regnete Proteste, Beschimpfungen und Verleumdungen; aber es blieb dabei.

Am 18. Dezember 1881 hielt das Hochstift seine erste Gesamtsitzung unter Dr. Bergs Leitung, und es folgten nun drei Jahre voll harter, entsagender Verwaltungstätigkeit, erbitterter, gehässiger Angriffe Volgers und seiner Freunde, und währenddem die Auseinandersetzung zwischen Hochstift und Volger, zum Teil im Prozeß, schließlich im Vergleich, die Abrechnung dessen, was des Hochstifts und was Volgers Privatgut war, die Ausarbeitung der neuen Satzungen, die landesherrliche Genehmigung derselben unterm 21. Januar 1884 und die Genehmigung zur Annahme des Müllerschen Vermächtnisses, endlich die Neueinrichtung der Tätigkeit und Verwaltung des Hochstifts auf Grund der neuen Satzungen.

Als die Männer, welche an dieser Neubelebung des Hochstifts mitgearbeitet haben, sind neben dem Obmann Dr. Berg, Dr. Grotefend, Otto Hörth, Dr. Braunfels, Dr. Holthof, Hermann Mentzel und Dr. Presber von Frankfurt, von Darmstadt Medizinalrat Dr. Dix und Dr. Adami zu nennen.

An dem Neubau der Akademischen Abteilung und dem sogen. vorbereitenden akademischen Ausschuß haben gewirkt: Dr. Grotefend, Justizrat Euler, Maler Junker, Wilhelm Jordan, Direktor Hecht, Professor Lucae von hier, Professor Roquette, Büchner, Kobelt, Dr. Dix und Professor Schäfer von Darmstadt.

Die eigentlichen Aufgaben des Stiftes kamen neben diesen Arbeiten selbstverständlich etwas zu kurz, aber sie wurden doch mit Anstand erledigt; und schließlich! auch diese Zeit ging vorüber und vom Jahre 1884 ab herrschte Ordnung und neues Leben. Die laufende Verwaltung wurde nun dem neuen Verwaltungsausschuß übertragen. Sein erster Vorsitzender war Dr. Berg. Ihm folgten: Dr. Rießer, Freiherr von Holzhausen, Geheimräte Dr. Reinhardt und Dr. Leykauff, Justizrat Dr. Benkard, Geheimrat von Reden und Landgerichtsdirektor von Forckenbeck. Die Vermögensverwaltung lag beim Pflegamt. Seine Vorsitzenden waren: Paul Schnetter, Moritz Cahn, Rudolf Leipprand, Ludwig Hefermehl und Bernhard Auffenberg.

Dankend sei hier auch der hingebenden, langjährigen Tätigkeit gedacht, welche Herr Jacques Craz als Kassierer des Pflegamts im Ehrenamte ausgeübt hat.

Aus dem Künstler- und Gelehrtenhof war die Akademische Abteilung geworden, welche sich in mehrere Unterabteilungen nach Wissenszweigen gliedert, in denen sich nun die Fachgenossen zusammenfinden. In den Sitzungen dieser Fachabteilungen oder Sektionen strömt das künstlerische und wissenschaftliche Leben des Stifts. Ihre Vorsitzenden treten zusammen zum Akademischen Gesamt-Ausschuß, welchem die Vorbereitung der äußeren Lehrtätigkeit, die Vorträge, Lehrgänge, Ausstellungen, Berichte und dergleichen unterstellt ist. Erster Vorsitzender des Akademischen Gesamt-Ausschusses ist, nachdem der Vorsitzende des Vorbereitenden Akademischen Ausschusses, Dr. Grotefend, abgelehnt hatte, Veit Valentin geworden, sein erster Stellvertreter Dr. Carl Flesch.

Daß die Lehrgänge des Freien Deutschen Hochstifts sich so rasch unerwartete Beliebtheit nicht nur bei den Hörern sondern auch bei den Lehrern erworben haben, daß es namentlich sehr bald für viele Universitätsprofessoren einen besonderen Reiz gewann, das, was sie sonst werdenden Studierenden vortrugen, nun einmal vor reifen und gebildeten Laien zu behandeln, ist namentlich Veit Valentins Verdienst, ist seiner nie ermüdenden Hingebung, seinen Verbindungen zu danken. Ihm war die Tätigkeit im Hochstift ein Stück seines Lebens und das soll ihm hier nicht vergessen werden. Zwar war diese Einrichtung der Lehrgänge wohl nicht in den Kreisen des Hochstifts und sicher nicht damals erfunden; aber die Probe auf das Exempel, die hier gemacht wurde und der gute Erfolg, der hier zutage trat, hat den Grund für die Nachfolge gelegt, und wohl das meiste, was in dieser Art heute in Deutschland in Hochschulkursen oder Volksvorlesungen gemacht wird, geht auf die Erfahrungen zurück, die hier in den achtziger Jahren mit den Lehrgängen gemacht worden sind.

Als Veit Valentin um Weihnachten 1900 jäh aus dem Leben gerissen wurde, wurde Geheimrat Reinhardt sein Nachfolger. Ihm ist die Einrichtung des sog. „großen Lehrganges" zu danken, der sich unter Benutzung des größten zur Verfügung stehenden Saalraums an einen größeren Zuhörerkreis

wendet als ihn regelmäßig die Mitglieder des Hochstifts bilden; auch ist seiner Mitwirkung bei der Umgestaltung der Berichte zum Jahrbuch zu gedenken.

Durch gemeinsame Arbeit aller unserer Verwaltungskörper war es nach und nach geglückt, das Goethe-Haus frei zu machen von den Verwaltungs- und Sitzungszimmern des Stiftes und von all den Schaugegenständen, die sich im Laufe der Jahre aufgespeichert hatten, mit Goethe's Person aber vielfach gar nichts zu tun hatten. Das Goethe-Haus selbst und seine Einrichtung wurde in jahrelanger Arbeit wieder in den Zustand gebracht, wie es der alte Herr Rat eingerichtet hatte, und wenn das, was man jetzt dort sieht, auch nicht in allen Stücken mit dem alten Bestand identisch ist, so gibt es doch in der Gesamtheit eine selten treue Anschauung von der Umgebung, in welcher Goethe und die Seinen hier gelebt haben. Für das Gelingen dieser Arbeit ist neben Herrn Professor Heuer, welcher den alten Bestand aus den Urkunden erst hat ermitteln müssen, den Herren Otto Cornill, Donner-von Richter und Ferdinand Günther zu danken.

Die Bibliothek wurde zweckmäßig eingeschränkt und innerhalb dieser Beschränkung mächtig ausgebaut. War sie früher eine allgemeine, ziemlich planlose Sammlung gewesen, die einfach alles aufnahm, was ihr zuging, und sich von anderen ähnlichen Anstalten in Stadt und Land nur durch die Kleinheit ihrer Bestände unterschied, so wurde diese alles umfassende Allgemeinheit nunmehr aufgegeben, die Bibliothek als Sonderbibliothek auf die literarischen Erzeugnisse von und über Goethe und Schiller und ihre Zeitgenossen unter Zurechnung des ihnen voraufgegangenen und des ihnen nachfolgenden Geschlechts beschränkt. Für diesen Zeitraum aber wurde möglichst lückenlose Vollständigkeit erstrebt und die jetzt über 40000 Bände starke Sammlung ist eine vielbenutzte, unentbehrliche Arbeitsstätte in- und ausländischer Forscher geworden.

Für diese Bibliothek mußte nun aber auch Platz geschafft werden. Dieselbe Anforderung stellten die übrigen Bestände an Erinnerungsstücken, graphischen Werken, Bildern, Autographen und Manuskripten. Für beide wurde in den Jahren 1895—1897 Archiv und Museum neu geschaffen, und hier kam durch das dankenswerte Zusammenwirken der städtischen

Behörden und unserer eigenen Kräfte der Museums-Neubau hinter dem Goethe-Haus zustande, der seit seiner Vollendung im Jahre 1897 ein steter Anziehungspunkt für Einheimische und Fremde geworden ist. Des besonderen Verdienstes, welches sich um diesen Hausbau Professor Heuer, Dr. Benkard, Direktor Reinhardt und Baurat von Hoven erworben haben, sei hier gerne gedacht, mit herzlichem Dank auch an dieser Stelle der opferwilligen Freigebigkeit unserer Mitbürger und auswärtigen Freunde, welche Museum und Archiv füllen halfen, sodaß heute, nach zwölf Jahren, jene Räume schon nicht mehr ausreichen und wieder an Erweiterung und Neubau gedacht werden muß.

Schlagender indes als all dies, beleuchtet die neue Entwicklung des Hochstifts ein Blick auf seinen Beamtenkörper. Ungefähr dreißig Jahre ist das Stift, wenn man von Boten und Schreibern absieht, mit zwei Beamten, deren Tätigkeit aber von Anfang an in einer Person vereinigt war, ausgekommen, dem Verwaltungsschreiber und dem Bibliothekar. Ersterer, der Mann mit dem schwer deutbaren Titel, offenbar ein später Abkömmling der alten gelehrten Stadtschreiber, war wie diese zugleich Kanzleivorstand und Urkundsperson. Er sollte den gesamten Briefwechsel des Stiftes leiten, andererseits Berichte über die Sitzungen und alle Beschlüsse in seinen Protokollen festhalten, endlich beim Vollzug der das Stift verpflichtenden Urkunden mitwirken. Als Träger dieses Amtes hatte man sich einen jungen Gelehrten gedacht, der auf eine Anstellung wartete, etwa einen Oberlehrer oder Privatdozenten vor seiner Habilitierung; man hatte sogar zeitweise geglaubt, daß die Stelle im Nebenamte versehen werden könnte, obwohl man ihrem Träger nach und nach alle Geschäfte aufpackte, die satzungs- oder übungsgemäß nicht einem anderen oblagen.

Der erste Verwaltungsschreiber nach 1884 war Dr. Holthof. Ihm folgte von 1886—1887 Dr. Pallmann, jetzt Direktor der Kgl. Bayr. Graphischen Sammlung in München, und diesem von 1887—1888 Dr. Jung, jetzt Direktor des Städtischen Archivs in Frankfurt a. M. Seit dem Februar 1888 ist sein Nachfolger Professor Dr. Otto Heuer. Die Hingabe dieser Männer an die Pflichten ihres Amtes, ihre persönliche Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit auch untereinander, insbesondere beim jeweiligen Wechsel, hatte die Unzulänglichkeit

dieser Einrichtung lange verdeckt. Allein auf die Dauer konnte es nicht angehen, daß die unmittelbare Verwaltung des Hochstifts nur auf zwei Augen gestellt war, wenn alle übrigen Verwaltungsstellen im Ehrenamte versehen und grundsätzlich häufigem Personenwechsel unterworfen waren. Zunächst schritt man im Jahre 1897 dazu, dem Verwaltungsschreiber einen Vertreter zu bestellen, der eben durch diese Vertretung sich sehr leicht in die Geschäfte einarbeiten konnte. Dieser Vertreter aber wuchs sich naturgemäß zu einem unentbehrlichen Gehilfen aus, sobald die Geschäfte anwuchsen, und dies trat sehr rasch ein, als unsere Bibliothek mehr ausgebaut war und die Arbeitskraft ihres Leiters vollständig in Anspruch nahm. So wurde Dr. Robert Hering in dieses Amt als Vertreter (Assistent) des Verwaltungsschreibers, der zugleich verständlicher Generalsekretär benannt wurde, berufen.

Aber auch diese Kraft mußte sich als unzureichend erweisen, sobald durch den Erwerb vieler Manuskripte, an deren literarische Ausbeute man doch auch denken mußte, wenn ihre Aufspeicherung überhaupt einen Sinn haben sollte, die Einrichtung eines besonderen Archivs nötig wurde und der Bau des Museums vollendet war. Jetzt mußte die Stellung eines Archivars neu geschaffen werden, welche Dr. Hering übernahm, während als Bibliothekar im Jahre 1903 George von Hartmann eingetreten ist. Diesen beiden Einzelämtern gegenüber, also über Bibliothek und Archiv, übernahm Professor Dr. Heuer die Oberaufsicht und Verantwortung, während seiner unmittelbaren Leitung das Museum, dessen Direktor er wurde, unterstellt blieb.

So haben sich in weniger als 25 Jahren die Verhältnisse gewandelt: An Stelle eines Amtes, das man sich rasch wechselnd in der Hand junger Leute dachte, sind heute drei Ämter besetzt, von welchen jedes eine volle Manneskraft fordert, Ämter, von denen jedes geeignet ist, nicht nur ein paar Jahre, sondern größere Abschnitte, Jahrzehnte, ja vielleicht die Dauer eines Menschenlebens auszufüllen.

Ganz das nämliche Bild der Entwicklung gibt ein Blick auf die vermehrten Stellen unserer Unterbeamten, wie sie unsere Jahresberichte, namentlich die des Pflegamts bieten oder eine Vergleichung der nüchternen Zahlen unserer Haushalt-

pläne. Überall ein gesundes, erfreuliches Anwachsen und ein Vorwärtsdrängen. Mitten in dieser Bewegung stehen wir heute. Das Hochstift zeigt wieder einmal etwas von seinen alten Absonderlichkeiten; heute an seinem 50. Geburtstage steht es nicht an einem Abschnitt, einer Epoche; nein, im Gegenteil, alles ist im Fluß, alles Leben, kein Anhalten. Darum ist auch heute kein Augenblick, preisend mit viel schönen Reden des Erreichten zu gedenken, Stadt und Welt zu zeigen, wie herrlich weit wir es gebracht. Wohl dürfen wir uns freuen, daß vieles erreicht, manches sogar recht gut gelungen ist; aber wir sehen zu deutlich, was noch zu tun übrig bleibt und welche großen Aufgaben die allernächste Zukunft bringen muß.

Es gilt, in den Fachabteilungen die wissenschaftlichen Kräfte, welche hier in Frankfurt und in der näheren Umgebung rege sind, zusammenzuhalten, die Mitglieder der akademischen Abteilung zu wissenschaftlicher Arbeit dauernd frisch zu erhalten und durch ihre Leistungen teilnehmen und beitragen zu lassen zu der fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis überhaupt.

Es gilt, in den Lehrgängen einem gebildeten Laienstand wechselnd aus den verschiedensten Wissenszweigen neue Anschauungen über bekannte Dinge und unbekannte Ergebnisse neuerer Forschungen vorzulegen, persönliche Beziehungen zu den die Lehrgänge leitenden Gelehrten, namentlich solchen, welche auswärts ihrer Arbeit leben, zu knüpfen und zu festigen und dadurch die wissenschaftlich gerichteten Kreise unserer Stadt und Nachbarschaft anzuregen und an dem geistigen Leben der Zeit unmittelbar zu beteiligen.

Es gilt, unser Museum weiter auszubilden, in Bibliothek und Archiv möglichst vollständig und möglichst in Urbildern was an Goethe, Schiller und ihre Zeitgenossen, an die ihnen vorausgehende Generation, die sie erzogen, und das nachfolgende Geschlecht, welches ihre Werke zuerst hat auf sich wirken lassen, also das ganze Jahrhundert von 1750—1850 erinnert, zusammenzubringen und zusammenzuhalten.

Hoffen wir, daß der Verwaltung unseres Hochstifts Kraft und Begabung wie Mittel für diese Aufgaben nie fehlen.

Goethes Vater.

Zum zweihundertsten Gedächtnistage seiner Geburt.

Von Prof. Dr. O. Heuer.

In dem Schülerverzeichnis des alten hochberühmten Gymnasium Casimirianum zu Koburg steht unter dem 24. Mai 1725 als Name eines neuen Schülers eingetragen: Johann Caspar Goethe, Francofurtensis, cauponis filius — Johann Caspar Goethe aus Frankfurt, eines Gastwirts Sohn —, von späterer Hand ist hinzugefügt: Doctor juris, und noch später ist die Bemerkung nachgetragen: pater poetae inclyti — der Vater des berühmten Dichters.

Das sind die drei Stufen in dem Leben dieses Mannes: der unbekannte Frankfurter Gastwirtssohn, der gelehrte Jurist und kaiserliche Rat und endlich der Vater Goethes.

Die letzte, die höchste dieser drei Stufen ist es, die seinen Namen der Nachwelt überliefert hat.

Soweit „Dichtung und Wahrheit", längst das Gemeingut aller Kulturnationen, in allen Kultursprachen gelesen wird, soweit ist die Figur des bedächtigen Herrn Rat, neben der der lustigen Frau Aja, bekannt und vertraut. Der kräftige Charakterkopf des stattlichen wohlgebauten Mannes ist uns in Melchiors meisterhaftem Relief aus dem Jahre 1775 getreu und lebenswahr überliefert. Sein äußerer Lebensgang ist in den Hauptzügen sicher festgestellt.

Über sein inneres Wesen aber, über den Gehalt und Wert seiner Persönlichkeit, über den Einfluß, den er auf die Entwicklung seines großen Sohnes geübt, ist man noch immer nicht zu einem sichern und gerechten Urteil gelangt. Zwar beschäftigt sich der Sohn in seiner Selbstbiographie sehr viel mit dem Vater, weit mehr als mit der Mutter. Immer wieder kommt er auf ihn zurück, immer neue Züge weiß er von ihm zu erzählen. Aber es bleiben einzelne Züge, sie wollen sich nicht zu einem abgerundeten Bilde zusammen-

schließen; auch an Unklarheiten und Widersprüchen fehlt es nicht. Eigene Äußerungen des Herrn Rat waren nur wenige bekannt, auch Urteile von Zeitgenossen über ihn nur sehr spärlich vorhanden, und diese meist aus seinen letzten Lebensjahren, als schwere Krankheit seinen Geist zu umnachten begann.

Nun traten vor etwa fünfundzwanzig Jahren die herrlichen Briefe der Frau Rat ans Licht, und eine Epoche wohlberechtigter Frau Rat-Begeisterung brach an. Man wandte den Eltern Goethes vermehrte Aufmerksamkeit zu, die Frage ihres Einflusses auf den Sohn wurde eifrig erörtert. Die Mutter stand natürlich im Vordergrunde des Interesses. Schnell bereite, aber nicht immer berufene Skribenten beeilten sich, die vollwichtigen Goldstücke ihrer Briefe in gangbare Scheidemünze umzuprägen. Der billigen Kontrastwirkung halber rückten sie, um die Gestalt ihrer Heldin in um so hellerem Lichte sich abheben zu lassen, die Figur des Vaters in den tiefsten Schatten. Sie versuchten sogar, das Haupt der Frau Aja mit einer Märtyrerglorie zu umgeben, die zu dem fröhlichen Gesicht mit den lachenden Augen gar schlecht passen will. An der Seite des ungeliebten, philiströsen, mürrischen, knauserigen Gatten soll Katharina Elisabeth die schönsten Jahre ihres Lebens unbefriedigt und unverstanden vertrauert haben. Daß dieser Haustyrann seinen Sohn nie verstanden, daß er seine Jugend verkümmert, der freien Entfaltung seiner Kräfte alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt habe, erschien außer Frage. Die Legende von dem greulichen Philister, der durch die seltsame Laune des Schicksals der Vater eines großen Dichters ward, bildete sich rasch und sicher, und sie ist, wie alle Legenden, von zähester Lebenskraft.

Vereinzelte Proteste verhallten ungehört. In der Festschrift des Hochstifts zu Goethes 150. Geburtstagsfeier habe ich in einer Schilderung des Verhältnisses des Dichters zu seiner Vaterstadt auf die unbestreitbaren Verdienste des Herrn Rat hingewiesen. Gleichzeitig trat eine tapfere Frau für den Geschmähten in die Schranken. Felicie Ewart — Emilie Exner, geb. von Königswarter — stellte in ihrem Büchlein „Goethes Vater" die bekannten Nachrichten sorgfältig zusammen und unterzog sie mit psychologischem Feingefühl und pädagogischem Takt einer eingehenden Würdigung. Sie gelangte zu einem

sehr günstigen Urteil über den Mann und sein Werk. Seine Wirkung auf das große Publikum übte das mit echt frauenhafter Wärme geschriebene Buch erst in diesen Tagen.

Damit ist im Publikum einer gerechteren Würdigung die Bahn gebrochen, und da uns jetzt eine Anzahl neuer Quellen einen tieferen Einblick in das Wesen Johann Caspar Goethes gewährt, so steht zu hoffen, daß die alte Legende allmählich ihre Kraft verlieren wird. Von solchen Quellen sind zu nennen: die Beschreibung seiner großen italienischen Reise, seine Ausgabebücher, die Pläne und Rechnungen des bekannten Umbaues seines Hauses, einzelne zeitgenössische Äußerungen und endlich das reiche Material, das Elisabeth Mentzel in ihrem trefflichen Buche über Wolfgangs und Cornelias Lehrer verarbeitet hat.

Johann Caspar Goethes äußeres Leben floß ruhig dahin. Am 31. Juli 1710 wurde er als Sohn des früheren Schneidermeisters und damaligen Besitzers der alten Schellhornschen Posthalterei und des Gasthofes zum Weidenhof auf der Zeil aus dessen zweiter Ehe mit Cornelia Schellhorn, geb. Walther getauft. Sein Vater, der es durch Intelligenz, Strebsamkeit und Glück zu bedeutendem Wohlstande gebracht hatte, konnte ihm den Eintritt in die juristische Laufbahn gestatten. Johann Caspar bezog nach Absolvierung des Koburger Gymnasiums die Universitäten Leipzig und Göttingen, arbeitete am Reichskammergericht zu Wetzlar und promovierte 1738 in Gießen mit einer umfangreichen, von Fachleuten als bedeutend anerkannten Dissertation. Sodann vervollständigte er seine praktische Ausbildung durch längere Arbeit am Reichstage zu Regensburg und am Reichshofrat in Wien. Von hier aus trat er anfangs 1740 über Graz, wo er zu dem Feldmarschall Grafen Seckendorf in Beziehung kam, seine italienische Reise an, von der er über Frankreich und Holland in die Heimat zurückkehrte.

Diese Reise, das große Ereignis seines Lebens, hat er an der Hand sorgfältiger Aufzeichnungen zum Gegenstande einer eingehenden Darstellung gemacht. Er wählte die beliebte Form von Briefen an einen ungenannten Freund und arbeitete, mit Hilfe des alten italienischen Sprachlehrers Giovinazzi, ein 650 Quartseiten umfassendes Manuskript in elegantem Italienisch aus, den Viaggio per Italia nel anno 1740. Im Jahre

1768 wurde die Arbeit, die lange Zeit seine Lieblingsbeschäftigung gebildet hatte, abgeschlossen. Das Manuskript ruht noch heute ungedruckt im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar. Zwar spricht der Autor in der Vorrede die Absicht aus, damit vor das Publikum zu treten, aber nachträgliche Zweifel, ob die Beschreibung der ein Menschenalter zurückliegenden Reise noch auf Interesse rechnen dürfe, scheinen den bescheidenen Mann von der Drucklegung abgehalten zu haben. Jetzt sind 170 Jahre verflossen, und die Schilderung der damaligen Zustände Italiens würde manchem willkommen sein. Vielleicht entschließt man sich einmal zur Herausgabe dieser eigenartigen schriftstellerischen Leistung, die uns der Vater unseres großen Dichters hinterlassen hat. Bis jetzt sind nur Bruchstücke daraus in einer fesselnden Zusammenstellung der Mitteilungen aus Venedig veröffentlicht, die P. von Bojanowski, der Senior der Weimarer Goethefreunde, 1899 in „Weimars Festgrüßen, der Vaterstadt Goethes und dem Freien Deutschen Hochstifte dargebracht", gegeben hat. Die Mailänder Schlußepisode hat Sandvoß 1899 im „Neuen Jahrhundert" mitgeteilt.

Das Werk ist für die Kenntnis des Wesens seines Verfassers von höchster Bedeutung. Hier allein tritt der junge Johann Caspar Goethe vor uns hin, während uns sonst immer nur der alte Herr Rat gegenwärtig ist. Da ihm jeder Hang zum Fabulieren fehlte, da er Wahrheit und nicht Dichtung geben will, so liegt sein Wesen unverschleiert und ungeschminkt vor uns. Die Reise, die ihn über Venedig nach Rom und Neapel, von da zurück wiederum über Venedig nach Mailand und Genua führte, ist nicht wie die seines Sohnes ein sehnsuchtsvolles Ringen nach höchster künstlerischer Offenbarung; die Marmorbilder haben es ihm nicht angetan, er sieht noch nicht mit den Augen Winkelmann-Goethes.

Die Reise des echten Sohnes der Aufklärungszeit ist eine auf das Nützliche, auf die Vervollständigung seiner Kenntnisse gerichtete Studienreise. Nicht die Antike steht ihm im Vordergrunde des Interesses, sondern die lebendige Mitwelt: Land und Leute, Sitten und Gebräuche, Regierung und Gesetzgebung, und erst in diesem Zusammenhange Kunst und Antiquitäten. Die stolze Republik von San Marco, das anerkannte Vorbild sublimster Regierungskunst und Verwaltungstechnik, fesselte

den jungen Juristen in besonderem Grade. Er betrat Venedig zur Zeit des Karnevals, der damals noch in seiner üppigsten Blüte stand. Der Landessprache völlig mächtig, nahm er an dem bunten Treiben regsten Anteil. Im Tabarro mit Maske und Kopftuch mischt er sich in das Maskengewühl des Markusplatzes: „ich bewegte mich in der ungewohnten Tracht so leicht, als wäre ich darin geboren", fügt er mit Stolz hinzu. Er besucht alle die Feste und Maskenbälle der vornehmen wie der bürgerlichen Welt. Er tanzte zierlich das Menuett und wußte die schönen Tänzerinnen galant zu unterhalten. Manch dunkles Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem stattlichen Tedesco. Dem Theater, besonders der Oper, und den weltlichen wie geistlichen Konzerten werden viele Abende gewidmet, hatte er doch die Vorliebe für Musik vom Vater ererbt und spielte selbst Laute und Flöte. Aber niemals verliert er sich im Genuß; er bleibt immer der aufmerksame Beobachter, der hinter dem Schein, der ihn nicht blendet, das Wesen zu erkennen sucht. Nennt er sich doch selbst einmal „eigenartig und von nachdenklichem Wesen".

Getreu der eudämonistischen Philosophie seiner Zeit, mißt er nur dem Wert bei, was geeignet ist, die menschliche Glückseligkeit zu erhöhen, dasselbe Prinzip, das unsern heutigen Wohlfahrtseinrichtungen zugrunde liegt. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet er kritisch die vielbewunderten Regierungsmaximen der Signoria, die kirchlichen Institutionen und Gebräuche wie die gesellschaftlichen Einrichtungen und Gepflogenheiten. Neben rückhaltloser Anerkennung — so z. B. der Urbanität der venetianischen Nobili, an der der steife, eingebildete deutsche Adel sich ein Beispiel nehmen könne — fehlt es nicht an strengen Urteilen, wie über die Inquisition, das Hazardspiel, die Sittenlosigkeit. Bei aller Selbständigkeit, ja Schärfe seiner Kritik bleibt er stets bescheiden und gerecht. Er betont es öfters, daß dies eben sein subjektives Urteil sei, das er niemand aufdrängen wolle, andere mögen anders darüber denken. Mit dieser Bescheidenheit sehen wir ein inniges Zartgefühl, einen feinen angeborenen Takt verbunden. Dafür nur ein Beispiel.

Die Signoria gibt dem auf der Durchreise in Venedig anwesenden polnisch-sächsischen Kronprinzen ein glänzendes

Ballfest. Der höchste Prunk der Lagunenstadt ist in dem feenhaft geschmückten Saale von San Chrysostomo entfaltet, und ein wunderbar farbenprächtiges Bild entrollt sich dem Auge des staunenden Fremdlings. Da fällt sein Blick auf den armen, an beiden Füßen gelähmten fürstlichen Jüngling, der in seinem Sessel zusammengesunken sitzt, die Augen sehnsüchtig auf die fröhlichen Paare geheftet, die sich vor ihm im Reigen schwingen. Da ist für Johann Caspar der Zauber gebrochen, die Festesfreude dahin, er sieht nur noch das arme leidende Menschenkind. Wie grausam, ruft er aus, dem Armen ein solches glänzendes Schauspiel zu bieten. Der Anblick des Vergnügens, von dem er für immer ausgeschlossen ist, muß ihn ja das Fürchterliche seines Zustandes doppelt schmerzlich empfinden lassen.

Bei aller Verstandesmäßigkeit seines Denkens ist der Doktor Goethe doch weit entfernt, die Rechte des gesunden natürlichen Gefühls zu verkennen. Er ist in tiefster Seele empört über die Grausamkeit, mit der man blutjunge, bildhübsche Mädchen der Aristokratie zur Enthaltsamkeit des Klosterlebens verdammt, zu dem ihnen jeder Beruf fehlt. Wer wird die armen Kinder vor sich selbst schützen, wenn Herz und Sinne erwachen und ihr Recht begehren? Der galanten Freiheit des venetianischen Klosterlebens gegenüber, in die er ebenfalls einen Einblick tut, ist diese schwere, ernste Lebensauffassung nicht ganz am Platze. Aber gerade im Gegensatze zu dem oberflächlicheren italienischen Wesen berührt dieses zarte Mitgefühl besonders angenehm. Goethes Vater besitzt eben diese echte deutsche Sentimentalität des Herzens, die sich in die Seele des andern zu setzen vermag, mit ihm empfindet und leidet, und nicht die so alamodische unfruchtbare Gefühlsseligkeit der Wertherzeit.

Hand in Hand mit dieser wahren Humanität geht eine aufrichtige, wie sein Sohn meint, etwas altertümliche Frömmigkeit, eine klare, kindliche Gottesverehrung, frei von Unduldsamkeit, Dogmenwesen und Mystizismus. Sein Gott ist ihm der allgütige liebende Vater. Geben wir unsern ungezügelten Leidenschaften nach, beladen wir uns mit Sünde und Schuld, so beflecken wir nicht nur unsere reine Seele, das herrlichste Gottesgeschenk, sondern wir beleidigen auch den

gütigen Vater im Himmel. Und innerlich sauber, streng gegen sich selbst, rechtschaffen und ehrlich ist Goethes Vater sein Leben lang gewesen. Fromm sein, das heißt gut sein, das ist das Glaubensbekenntnis des Vaters, wie es später das des Sohnes war.

Aus dem weiteren Verlauf der Reise, bei der in Rom der antiken Welt, in Neapel der schönen Natur ein wenig mehr Beachtung geschenkt wird, will ich nur die für Johann Caspar so charakteristische Schlußepisode, den Mailänder Liebesroman, noch kurz erwähnen. Wie in des Dichters Leben die schöne Mailänderin eine Rolle spielt, so auch in dem des Vaters. Am Fenster seines Gasthofs stehend, erblickt er am Fenster gegenüber ein liebliches Mädchen, und er glaubt zu bemerken, daß auch sie nicht ohne Anteil herüberschaut. Schnell entschlossen nimmt er einen Bogen Papier, schreibt mit großen Buchstaben einige galante Worte darauf und klebt ihn an die Fensterscheibe, so daß die Schöne mit dem Opernglase den Gruß lesen kann. Sie antwortet auf gleiche Weise, und so entspinnt sich eine zärtliche Korrespondenz par distance. Er versichert, sie sei die erste Dame Italiens, die sein Herz bezwungen, und sie errät sofort seine Nationalität: „Du bist ein Tedesco, denn du kannst erröten". Da er inzwischen auch den Namen seiner Angebeteten, Maria Giuseffa Neroni, erkundet hatte, kam es zu einem richtigen Briefwechsel, dem Gedankenaustausch zweier schönen Seelen. Seiner Bitte um eine Unterredung gegenüber hüllte sie sich in den Schleier des Geheimnisses. Johann Caspar versuchte nicht, ihn zu zerreißen, denn von dem Sprüchlein seines Sohnes:

Komm' den Frauen zart entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort ....

kam für ihn nur dieser erste Teil in Betracht, zur Befolgung des zweiten fehlte ihm die erforderliche Kühnheit. Die praktischere Italienerin hatte wohl eingesehen, daß eine nähere Anknüpfung mit dem schüchternen Fremdling doch zu keinem Ziele führen könne. Die Liebenden trennten sich, ohne sich gesprochen zu haben. Maria Giuseffas Briefe folgten dem Scheidenden nach Turin und Genua, und noch von Frankfurt aus sendete er ihr Neujahrsgruß und Geschenk. So klingt der

Viaggio per Italia in einem zarten Liebesidyll poetisch aus. Und poetisch verklärt ist dem Herrn Rat das Andenken Italiens allzeit geblieben. Wenn er dem Sohne später von dem Wunderlande erzählte, da wurde der Mund des Schweigsamen beredt, und in dem stillen Studierzimmer baute sich dem lauschenden Knaben eine märchenhafte Traumwelt auf.

Man denkt sich den Vater Goethes vielfach als den eingefleischten Frankfurter Spießbürger und übersieht, daß Johann Caspar Frankfurt als Knabe verlassen und bis zum vollendeten Mannesalter nur vorübergehend wieder besucht hat, daß er seine ganze Ausbildung durch siebzehn Jahre in der Fremde, in den verschiedensten Gegenden Deutschlands empfing und im Auslande vollendete. Kein Wunder, daß der Einunddreißigjährige sich bei seiner Rückkehr den heimischen Verhältnissen entwachsen fühlte. Es heißt in Dichtung und Wahrheit: „Mein Vater mochte sich auf Reisen und in der freien Welt, die er gesehen, von einer elegantern und liberalern Lebensweise einen Begriff gemacht haben, als sie vielleicht unter seinen Mitbürgern gewöhnlich war". Der reichsstädtische Dienst scheint für ihn keinen besondern Reiz gehabt zu haben. Während der Frankfurter Jurist nach Absolvierung seiner Studien sich um ein städtisches Amt zu bemühen oder in die Liste der Rechtsanwälte aufnehmen zu lassen pflegte, hat Johann Caspar beides unterlassen, obwohl ihm „keine der Eigenschaften fehlte, die zu einem rechtlichen und angesehenen Bürger gehören".

Dagegen erwarb er 1742 von dem damals in Frankfurt weilenden Kaiser Karl VII. den Titel eines Kaiserlichen Rates. Wir dürfen annehmen, daß er diese hohe Auszeichnung der Vermittelung des ihm wohlgeneigten Grafen Seckendorff verdankte, der aus dem Dienste Maria Theresias in den des Gegners übergetreten war und als Generalissimus die kaiserlichen Heere führte. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß bei der Verleihung des Titels der Eintritt Goethes in den Reichsdienst ins Auge gefaßt war. Wenn es Karl VII. gelang, sich zu behaupten, wenn die Übertragung der Reichsregierung von Wien nach München dauernd wurde, so war dort für Männer Raum, die mit der Erfahrung in der Reichspraxis Welt- und Menschenkenntnis verbanden. Beide Eigen-

schaften werden in Goethes Ratsdiplom besonders hervorgehoben. Seine Gesinnung war eine entschieden antiösterreichische und ist es noch lange Jahre geblieben. Der Gang der Kriegsereignisse und der frühe Tod des Kaisers verhinderten aber die Verwirklichung etwaiger derartiger Pläne.

Bestimmtes läßt sich über die Absichten, die den jungen Doktor bei der Erwerbung des Ratstitels leiteten, nicht sagen. Sicher ist nur, daß des Sohnes Angaben darüber in Dichtung und Wahrheit den Tatsachen nicht entsprechen. Er sagt, der Vater habe sich nach seiner Heimkehr zur Übernahme eines der untern städtischen Ämter bereit erklärt, „wenn man es ihm ohne ‚Ballotage' übergäbe". Der Ausdruck Ballotage hat nun in der Goethe-Literatur viel Unheil gestiftet. Man nahm ihn in dem heute üblichen Sinne der geheimen Abstimmung durch weiße und schwarze Kugeln. Während nun die einen den Frankfurter Rat schelten, daß er das Verlangen des tüchtigen Mannes nicht erfüllt habe, finden die andern dies Verlangen anmaßend und unbillig, da ja der Sohn selber sage, daß es weder „gesetzmäßig noch herkömmlich" gewesen sei. Und nirgends in der Welt wird wohl ein Amt, das von einem Kollegium zu besetzen ist, ohne vorherige Abstimmung verliehen. Von einer solchen ist aber hier auch gar keine Rede.

Die „Ballotage", oder „Kugelung", wie die technische Bezeichnung im Frankfurter Verfassungsrecht lautet, bedeutet keine Abstimmung, sondern eine Auslosung. Bei Besetzung der städtischen Ämter mußten in jedem Falle drei Kandidaten nominiert werden, unter denen das Los zu entscheiden hatte. Drei Kugeln, eine goldene und zwei silberne, wurden in eine Urne getan und von drei Senatoren in Vertretung der Kandidaten gezogen. Wen die goldene Kugel traf, der erhielt das Amt.

Von einem „Gesuch" J. C. Goethes, ihm ein Amt ohne diese Kugelung zu übertragen, und seiner Abweisung findet sich jedoch in den Akten keine Spur. Es kann sich also höchstens um ein Privatgespräch mit einem Schöffen oder Senator gehandelt haben, in dem Goethe, der ein Gegner der Lotterie, des Glücksspiels in jeder Form war, seine Meinung über diesen Brauch geäußert haben mag. Als verständiger Mann kann er niemals daran gedacht haben, daß man für ihn eine

solche Ausnahme machen werde, die höchst selten unter ganz besondern Verhältnissen vorkam und stets der kaiserlichen Genehmigung bedurfte.

In Dichtung und Wahrheit heißt es freilich: „Als ihm sein Gesuch abgeschlagen wurde, geriet er in Ärger und Mißmut, verschwor, jemals irgendeine Stelle anzunehmen, und um es unmöglich zu machen, verschaffte er sich den Charakter eines kaiserlichen Rates, den der Schultheiß und die ältesten Schöffen als einen besondern Ehrentitel tragen. Dadurch hatte er sich zum Gleichen der Obersten gemacht und konnte nicht mehr von unten anfangen. Derselbe Beweggrund führte ihn auch dazu, um die älteste Tochter des Stadtschultheißen zu werben, wodurch er auch auf dieser Seite von dem Rate ausgeschlossen wurde". Der Sinn dieser nicht ganz klaren Darstellung kann nur der sein: J. C. Goethe verschwört zwar die Annahme eines Amtes, traut seiner eigenen Festigkeit aber so wenig, daß er 1742 nach dem Ratstitel greift, um sich selbst den Eintritt in ein unteres Amt unmöglich zu machen. Nun blieb aber immer noch die Sorge, man möge ihm gleich das hohe Amt eines Senators aufdrängen und er schwach genug sein, es anzunehmen. Diese Angst quält ihn nun sechs Jahre lang, bis er ihr schließlich im Jahre 1748 durch die Heirat mit der Tochter des Stadtschultheißen ein Ende macht. Jetzt ist er vor sich selbst geschützt und kann seinem Schwur treu bleiben, da nahe Verwandte nicht im Rate sitzen durften. Schade nur, daß die Heirat aus diesem „Beweggrunde" völlig überflüssig war, denn Johann Caspar war bereits seit Jahr und Tag vom Rate ausgeschlossen, da sein Stiefbruder, der Zinngießermeister Hermann Jakob Göthe, seit dem Frühjahr 1747 auf der Handwerkerbank im Römer saß.

Die ganze Erzählung scheint auf Frankfurter Stadtklatsch zurückzugehen; an Neidern fehlte es ja der rasch emporgekommenen Familie nicht, behauptet doch schon Senckenbergs scharfe Zunge, der alte Friedrich Georg Göthé sei toll vor Hochmut gewesen. Dieser Klatsch war dem urteilslosen Knaben einst zugetragen, und er wiederholt ihn hier in aller Naivität, ohne zu überlegen, in welchem Lichte er den Charakter seines Vaters und die Ehe der Eltern erscheinen läßt. Mochte der achtunddreißigjährige Rat auch die Vor- und Nachteile

seiner Verbindung mit der achtzehnjährigen Tochter des unbegüterten ersten Beamten der Stadt sorgfältig erwogen haben, der „Beweggrund" seiner Wahl war innige Zuneigung zu dem lieblichen Mädchen. Katharina Elisabeth Textor war froh und ungebunden aufgewachsen, wie die wilde Rose im Hag. Sie brachte weder Reichtümer noch Gelehrsamkeit mit, aber gerade die Eigenschaften, die dem ernsten Manne fehlten, ihre sonnige Frohnatur, die leichte optimistische Lebensauffassung. Und die beiden grundverschiedenen Naturen haben sich in glücklichster Ehe vortrefflich ergänzt. Er hat die Gattin mit liebender Sorge umgeben, sie auf Händen getragen, und sie ist dem Alternden in seiner langen schweren Krankheit eine treue Pflegerin gewesen. Mit derselben Liebe wie die Gattin umschloß der Herr Rat auch die Kinder, die sie ihm gebar. Das stattliche Bürgerhaus, das er durch den Umbau von 1755 aus den beiden alten, 1723 von seiner Mutter erkauften Renaissancehäusern schuf, sollte der festgegründete Stammsitz seiner Familie sein. Die Pläne dieses Baues setzen uns jetzt, in Verbindung mit den ebenfalls erhaltenen Rechnungen der Handwerker, in den Stand, den persönlichen Anteil des Hausherrn an dem Werke festzustellen. Es ergibt sich, daß es sein eigenstes Werk ist. Den breiten, bequemen Treppenaufgang, die großen Vorsäle, die klare Einteilung der geräumigen Zimmer hat er selbst ersonnen, wie vorausahnend, daß das Haus, das er baute, einst einem Wallfahrtsorte gleichen werde.

In diesen von ihm selbst geschaffenen schlicht vornehmen Räumen, die er mit seiner Bibliothek, seinen Gemälden, Kupferstichen und Sammlungen aller Art füllte, lebte der Herr Rat hinfort, ohne die Bürde eines Amtes zu tragen, seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen und seiner Familie. In nimmer hastender, aber auch nimmer rastender Tätigkeit arbeitete er, immer weiter lernend, an der Ausbildung seines Geistes, an dem Ausbau einer harmonischen, in sich geschlossenen Persönlichkeit, auch darin seinem Sohne ein Vorbild.

Als die Hauptaufgabe seines Lebens aber betrachtete er die Erziehung dieses Sohnes. Früh hatte er dessen phänomenale Begabung erkannt und für den „singulären" Menschen eine singuläre, von der Schablone abweichende Erziehungsmethode ausgebildet. Statt den das Normalmaß so weit

überragenden Schüler in die Normalwelt des Gymnasiums zu zwängen, ließ er ihn von den besten Lehrern Frankfurts zu Hause unterrichten. Dieser Unterricht wurde aber erst durch die Erziehertätigkeit des Herrn Rat in innern Zusammenhang gebracht, ergänzt und fruchtbar gemacht. Nicht eine Summe toten Wissens sollte sich der Schüler äußerlich aneignen, sondern alles Lernen sollte in Zusammenhang mit der lebendigen Wirklichkeit gesetzt werden. Der pädagogische Weisheitsspruch «non scholae sed vitae discimus» ist bei Goethes Erziehung in einer Weise befolgt worden, wie dies erst geraume Zeit später allgemeiner üblich wurde. Die erwähnte Fähigkeit, sich in die Seele des andern zu versetzen, kam dem Erzieher bei seinem Werke in hohem Maße zugute. Sie bewahrte ihn vor dem Fehler, der Individualität des Sohnes Gewalt antun, sie nach der seinigen beugen zu wollen. Er ließ sie sich vielmehr in ihrer ganzen wunderbaren und wunderlichen Eigenart entwickeln. Der Knabe Wolfgang genoß schon ein relativ großes Maß von Freiheit, er macht niemals einen verschüchterten Eindruck. An der Schwelle des Jünglingsalters kostet er schon die akademische Freiheit in vollen Zügen, und nach Beendigung der Studien findet der junge Dichter an dem Vater den verständnisvollen älteren Freund, der seine ersten tastenden Schritte mit aufmunterndem Anteil begleitet, stolz ist auf jeden Erfolg, und der, freiwillig sich unterordnend, die Last der juristischen Berufsgeschäfte ihm möglichst abzunehmen bemüht ist, damit der Flug des Genius nicht gehemmt werde. So sehr er des Sohnes Begabung bewunderte, so war er doch nicht blind gegen seine Schwächen. Mit der Schnelligkeit der Auffassung verband sich der entsprechende Mangel an Gründlichkeit, das rasch Ergriffene wurde ebenso rasch wieder fahren gelassen, im unsteten Schweifen, im unordentlichen Umherwerfen wurde nur selten das Angefangene vollendet. Ordnung und Stetigkeit, Beharrlichkeit und Ausdauer, das waren die Eigenschaften, die Wolfgang fehlten. Wie wir aus der Schilderung der Jugendjahre ersehen, war des Vaters Bestreben von Anfang an mit aller Konsequenz darauf gerichtet, diese im Leben so unentbehrlichen Tugenden in dem Sohne zu wecken. Und mehr als durch Worte suchte er dies durch Gewöhnung und sein eigenes Beispiel zu erreichen.

In gleichem Sinne drang er unnachsichtlich darauf, daß, neben den künstlerischen Interessen, das Brotstudium wenigstens so weit betrieben werde, um auf alle Fälle eine ehrenvolle und gesicherte Stellung zu gewähren. Mit einem Worte, er suchte der leidenschaftlichen Künstlerseele eine leichte Dosis normalen, vernunftgemäßen Denkens einzuimpfen, als Schutzwehr in den Kämpfen des Lebens.

Schon wenige Jahre nach der Trennung von der Heimat beginnt Goethe Rückblicke auf seine Jugend zu werfen und zu bedauern, daß er alles Wissenschaftliche nur halb ergriffen und bald wieder habe fahren lassen, die in zeitverderbenden Empfindungen und Leidenschaften vergeudeten Tage zu beklagen.

Bald darauf begann dann das lange andauernde Ringen, aus dem Umhergetriebenwerden durch leidenschaftliche Instinkte sich herauszuarbeiten zu bewußter Klarheit, zur Herrschaft über sich selbst und die Dinge. Da hat Goethe, der in seinen späteren Jahren nicht nur im Äußern, sondern in vielen Zügen seines Wesens dem Vater immer ähnlicher wurde, erkannt, was er diesem für „des Lebens ernstes Führen" verdanke. In den stürmischen Jugendjahren fehlte diese Erkenntnis, wie die Fähigkeit, dem Vater gerecht zu werden.

Man darf sich darüber nicht wundern. Wenn die Söhne überhaupt in Erziehungsfragen anderer Meinung als die Väter zu sein pflegen, so waren hier noch besondere Momente vorhanden, um diesen natürlichen Gegensatz zu verschärfen. Zuerst das völlig verschiedene Temperament und die ebenso ungleiche Begabung. Daneben machte sich, je mehr der Knabe heranreifte, der Unterschied, ja Widerstreit der Zeitalter, dem die beiden Generationen angehörten, immer entschiedener geltend. Welche Kluft trennt die Geisteswelt der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von der der ersten Dezennien, in denen Johann Caspars geistige Persönlichkeit wurzelt. In dem Siege der Aufklärung hatte die menschliche Vernunft ihren höchsten Triumph gefeiert. Die Vernunft, die Befreierin und Lehrerin, führte den Sterblichen, weise seine Schritte regelnd, zur Glückseligkeit. Und alles läßt sich nach vernünftigen Regeln lernen, Wissen und Können, Tugend und Poesie. Aber als der Tempel der Vernunft am festesten begründet schien, da kamen die Söhne seiner Erbauer, rissen das kalte Marmor-

bild der Göttin vom Altar, auf dem sie eine aus wallendem Nebelgewölk wunderbar hervorleuchtende wärmende Flamme entzündeten. Fort mit Lehre und Regel, fort mit dem eisernen Gebote der Pflicht, Gefühl und Instinkt, das sind hinfort die nimmer irreführenden Leitsterne des sehnenden Herzens. „Lieber schlimm aus Gefühl, als gut aus Verstand", das Wort läßt die volle Schärfe des Gegensatzes erkennen. Und der junge Goethe war bald der eifrigste Verkünder des neuen Evangeliums. Empfand er doch, von jeher nur gewohnt, seinen Instinkten, Stimmungen und Launen zu folgen, jede Beschränkung seines Willens als drückende Fessel. „Ja, der Haß gegen die Hofmeister ist ein ewiges Gesetz der Natur."

Es war keine leichte Aufgabe, das früh seine eigenen Wege gehende Genie zu erziehen. Verschiedene Umstände erschwerten sie noch. So die völlige Berufslosigkeit des Herrn Rat. Nicht nur deshalb, weil, wie Goethe hervorhebt, in dieser Vereinzelung die Eigenheiten sich um so schroffer herausbilden, sondern auch deshalb, weil die Tätigkeit ungestörter Muße leicht als geschäftiger Müßiggang erscheint. Da der Herr Rat immer daheim war, immer Zeit für seine Kinder hatte, so wurde seine Gegenwart von diesen als etwas Alltägliches empfunden, das keine besondere Freude erweckt, die unablässige treue Sorge langweilte schließlich und erschien lästig.

Dazu kam, daß das dem Sohne wesensfremde Element in der Eigenart des Vaters im Vergleich mit der Mutter doppelt scharf hervortrat. Der gutherzige, gemütstiefe, aber nachdenkliche und wortkarge Mann besaß nicht die Gabe, Frohsinn und Lebensfreude um sich zu verbreiten, während es von der Frau Aja ausging wie strahlender warmer Sonnenschein, der ihre Umgebung in eine Atmosphäre von wohligem Behagen einhüllte. Die sonnige Natur des Dichters war von Jugend auf für dies Behagen sehr empfänglich, und je wärmer und freudiger ihn das Wesen der Mutter umfing, um so frostiger und freudloser erschien ihm die Art des Vaters. Diese Eindrücke und Stimmungen der Kindheit hat Goethe niemals völlig überwinden können, und so sehr er in seiner Selbstbiographie bestrebt ist, das große Verdienst des Vaters anzuerkennen, so machen sie sich doch in kleinen Zügen und Bemerkungen unwillkürlich immer wieder geltend.

In der zu einem kleinen Drama dichterisch ausgebauten Königsleutnantsepisode tritt dies klar zutage. Der französische Edelmann hat dem Knaben wirklichen Respekt eingeflößt. Noch in späten Tagen steht dem Dichter die Gestalt Thorancs mit der vornehm herablassenden Freundlichkeit und dem kühlen Kommandoton, gegen den es keinen Widerspruch gab, in lebendiger Frische vor Augen. Der Fremde ist der Held des Stückes, und der Vater muß sich mit der wenig dankbaren Rolle des Gegenspielers begnügen. Was er tut, ist falsch. Er vergißt in seinem preußisch-fridericianischen Enthusiasmus sein eigenes nächstliegendes Interesse. Falsch. Der ehrsame Spießbürger hat sich nicht in Politik zu mischen, sondern nur danach zu trachten, daß sein und der Seinen Behagen nicht gestört wird. Und als Thoranc ihn auffordert, sich des französischen Sieges mitzufreuen, da übermannt ihn der verhaltene Grimm, und statt Freude zu heucheln, wird er grob. Wie falsch, sich so gehen zu lassen und gar den mächtigen Gegner unbedacht zu reizen. Wie vornehm hebt sich gegen den plumpen Polterer die edle Figur des Königsleutnants ab. Bei der Freude über den Sieg denkt er daran, daß dieser auch die Familie seines Wirtes vor Beunruhigung schützt, und er versorgt Mutter und Kinder, deren Wohl der Vater in seiner politischen Verbohrtheit gar nicht bedenkt, reichlich mit Naschwerk und gewährt zum Schluß, nachdem der kunstvolle Dialog mit Gevatter Diene ihm völlig unsere Sympathien gewonnen hat, dem Übeltäter großmütig Verzeihung.

Wenn man nun auch annehmen darf, daß in dieser Episode der Dichter mehr das Wort führt als der Biograph und daß dem Bühneneffekt zuliebe die Pointe allzuscharf herausgearbeitet ist, so bleibt eine gewisse Parteinahme gegen den Vater doch unverkennbar. Als unverständlicher Eigensinn erscheint in Goethes Darstellung auch das fortgesetzte Streben des Herrn Rat, den Königsleutnant, dessen persönlichen Vorzügen er doch Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, mit dem ihn gleiche Liebhabereien verbanden, aus dem Hause los zu werden, selbst auf die Gefahr hin, einen weniger rücksichtsvollen Nachfolger zu erhalten. Aber wohl nur deshalb, weil dem Sohne die Motive des väterlichen Handelns unbekannt waren. Wir wissen jetzt, daß der Hauptmann Théas de Tho-

ranc den Plan zur Überrumpelung Frankfurts entworfen, bei seiner Ausführung eine Hauptrolle gespielt und zur Belohnung die Stelle des Königsleutnants erhalten hatte. Vermutlich wußte der Herr Rat von diesen Dingen mehr als der Knabe, und man kann es bei seiner ausgesprochen preußischen Gesinnung verstehen, daß er diesen Mann wie einen persönlichen Gegner betrachtete. Wir wissen ferner aus Goethes Schilderung, daß im Gegensatze dazu das Verhältnis zwischen dem Gaste und der jungen Hausfrau ein sehr freundliches war. Sie nahm beim Gevatter Dolmetsch französischen Unterricht, der „ihr vor allen Dingen diejenigen Phrasen einlernte, welche sie persönlich dem Grafen vorzutragen habe; welches denn zum Besten geriet. Der Graf war geschmeichelt von der Mühe, welche die Hausfrau sich in ihren Jahren gab, und weil er einen heitern geistreichen Zug in seinem Charakter hatte, auch eine gewisse trockene Galanterie gern ausübte, so entstand daraus das beste Verhältnis". Dem Herrn Rat war dies Verhältnis, das auch die Kinder einschloß und ihn isolierte, gewiß nicht sehr genehm. Unerträglich aber wurde der Zustand, als man in der vornehmen Frankfurter Gesellschaft, in der die fremden Offiziere, nicht aber die Goethes verkehrten, anfing, ziemlich derbe „Plaisanterien" über den Königsleutnant und seine muntere Wirtin zu machen. Der grundlose Klatsch, von dem der Sohn natürlich nie etwas erfahren hat, blieb dem Vater sicher nicht völlig verborgen, und man wird ihm Recht geben müssen, wenn er die Entfernung Thorancs aus seinem Hause mit allem Nachdruck betrieb.

Der Vorwurf sinnloser Halsstarrigkeit ist also ebenso unberechtigt, wie der Tadel, den die Ungeduld erfährt, die der Vater über die Untätigkeit des leidenden Sohnes nach der Rückkehr aus Leipzig zeigt. Goethe gibt die Dauer dieser Unterbrechung seines Studiums auf ein halbes Jahr an. Die Ungeduld des alten Herrn wird verständlich, wenn man bedenkt, daß diese Pause in Wirklichkeit volle anderthalb Jahre währte. In einem andern Falle mißdeutet Goethe wieder die Motive des Vaters aus Unkenntnis. Er läßt ihn bei dem Hausbau den Umbau statt des Neubaues als „Ausflucht" wählen, um den schmalen Raum des Überhangs im zweiten Stock nicht zu verlieren, der bei einem Neubau nicht mehr erlaubt war.

Der Herr Rat erscheint hier ganz unverdient als ängstlicher Kleinigkeitskrämer. Er hatte niemals an einen kostspieligen und überflüssigen Neubau gedacht, sondern ursprünglich nur die notwendigsten baulichen Veränderungen ins Auge gefaßt. Da er eben keine enge und kleinliche Natur war, so hatte er den Plan mit feinem Gefühl für Schönheit und Zweckmäßigkeit immer mehr erweitert, so daß die Ausführung weit über die ursprüngliche Absicht hinausging.

Hie und da haben Goethes Bemerkungen eine leicht ironische Färbung. Bei der Erwähnung der korrekten Linien, die der Vater um des Sohnes skizzenhafte Zeichnungen zieht, klingt es so, als wenn er das Skizzieren auf den Ausflügen besonders deshalb so eifrig befürwortet habe, um pedantisch recht viele solche regelrechte, saubere Linien ziehen zu können.

Der Herr Rat legt, in seinem Sinne für Solidität und Gediegenheit, großen Wert auf die Güte der Holzplatten, auf die die Bilder für sein Gemäldekabinett gemalt werden. Als er einmal die Wahl zwischen zwei Blumenstücken Justus Junkers zu treffen hat, von denen das eine die Blüten in ungezwungener, das andere in akademisch komponierter Anordnung zeigt, wählt er mit gutem Geschmack das erstere. Der Maler soll nun die für das Kunstverständnis des Sammlers wenig schmeichelhafte Bemerkung nicht haben unterdrücken können, für die Entscheidung sei wohl nur die bessere Holzplatte maßgebend gewesen. Junker kann das bei dieser Gelegenheit nicht gesagt haben, denn die beiden noch erhaltenen Bilder sind gar nicht auf Holz, sondern auf Leinwand gemalt.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß wir die Äußerungen Goethes in Dichtung und Wahrheit auch soweit sie den Vater betreffen, nicht kritiklos als objektive Darstellung hinnehmen dürfen.

Aber, sagt man, ein vernichtendes Zeugnis wider den Vater liegt doch in Goethes Briefe an Kestner vom 10. November 1772 vor. „Der Brief meines Vaters ist da, lieber Gott wenn ich einmal alt werde, soll ich dann auch so werden. Soll meine Seele nicht mehr hängen an dem was liebenswert und gut ist. Sonderbar, daß da man glauben sollte je älter der Mensch wird, desto freyer er werden sollte von dem was irdisch und klein ist. Er wird immer irdischer und kleiner."

Aus dem Zusammenhange gerissen, erscheinen diese Worte allerdings als ein hartes Urteil. Und doch sind sie nichts als ein leidenschaftlicher Stimmungsausbruch. Auf eine Lokalkommission nach Friedberg ausgeschickt, hat Goethe einen Abstecher über Wetzlar gemacht und Kestner und Lotte wiedergesehen. Ohne Abschied hatte er sich losgerissen und den Abschiedskuß von Lottens Lippen verscherzt. Fast wäre er unterwegs wieder umgekehrt, ohne sich um seinen Termin zu kümmern, wenn der vorsichtige Schlosser ihn nicht abgeholt hätte. Seine Gedanken aber weilen in Wetzlar bei Lotte. Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt wird er von seinen Stimmungen hin- und hergeworfen. „Gewiß Kestner, es war Zeit, daß ich gieng. Gestern Abend hatte ich recht hängerische und hangenswerthe Gedanken auf dem Canapee. — Wenn der Mensch geboren wäre reine Freuden zu genießen." Echte Wertherstimmung! Leidenschaftlich erregt fühlt die Seele des Poeten sich über alles Irdische erhoben. Und diese Fülle der Gesichte stört ein trockener Brief des Vaters mit einem Aktenpaket. Der Alte schreibt von Geschäften, nichts als Geschäften, jetzt, in solchem Augenblick! und wohl Ermahnungen, nicht mehr seiner Liebe zu Kestners Braut nachzuhängen, sondern seine Lokalkommission richtig zu erledigen, — wie irdisch, wie klein, ja „er wird immer irdischer und kleiner".

Dieser Ausbruch gereizter Stimmung gegen seinen Vater verdient ebenso wenig ernst genommen zu werden wie die Verdammung des würdigen Abtes Jerusalem wenige Tage zuvor. Auf die Nachricht vom Selbstmorde des jungen Jerusalem schreibt Goethe an Kestner: „Wenn der verfluchte Pfaff sein Vater nicht schuld ist, so verzeih mirs Gott, daß ich ihm wünsche, er möchte den Hals brechen wie Eli".

Ein wohlabgewogenes Urteil über den Herrn Rat enthalten die Worte, mit denen Lavater sein Bildnis in der Physiognomik begleitete: „Hier das ziemlich ähnliche Bildnis des vortrefflichen, geschickreichen, alles wohl ordnenden und klug anstellenden, aber auf keinen Funken dichterischen Genies Anspruch machenden Vaters des großen Mannes". Diese Würdigung Johann Caspar Goethes ist vollkommen zutreffend, wenn auch die besondere Betonung des Mangels an dichterischem Genie nur im Hinblick auf den Sohn verständlich wird.

Die wenigen erhaltenen Briefe des Geschilderten entsprechen diesem Bilde recht gut. Der Stil ist natürlich der wohl abgemessene seiner Zeit, nicht die sprunghaft impulsive, durch ihre lebendige Unmittelbarkeit fesselnde Sprache der Frau Aja und der Genies. Der Schreiber zeigt sich als ein verständiger, liebenswürdiger, gern hilfsbereiter Mann von Herz und Gemüt, dem es auch an Humor nicht fehlt. Nur einer der Briefe, während des zweiten Aufenthalts in Venedig an den Sekretär des Grafen Seckendorff gerichtet, scheint in einigen derben Worten über Italien und die Italiener den Vorwurf des Philistertums zu rechtfertigen. Im Grunde ist er aber nichts als der Ausdruck momentaner Mißstimmung über die damals nicht geringen Beschwerden der Reise in der er der landläufigen, auch vom Grafen vertretenen Anschauung beipflichtet, daß Frankreich und die Niederlande ein bequemeres und lohnenderes Reiseziel seien als Italien. Der Darstellung im »Viaggio« wie der lebenslänglichen Begeisterung für Italien gegenüber sind diese Worte völlig gegenstandslos. In den drei Briefen über sein Mündel, den überspannten, geistig gestörten damaligen Studiosus Clauer, die an einen ungenannten Frankfurter Arzt gerichtet sind, erscheint der Schreiber als ein kluger Mann von echter Humanität, dessen frei spielender Humor über den Dingen steht. Die freundschaftlichen Zeilen an Gevatter Seekatz mit dem Gruß an das „niedliche Seekätzchen", der ausführliche Brief an Lavater und besonders der interessante Bericht an Schönborn vervollständigen das durchaus sympathische Bild.

Da es an Zeugnissen von Zeitgenossen fast völlig fehlt, so ist auch eine bisher unbekannte Äußerung eines der lustigen Samstagmädel der Frau Aja zur Charakteristik des Herrn Rat von Wert. Aus dem Nachlasse des Hausfreundes, des Rats Crespel, ist sie mir von dessen Bearbeiter, Herrn Amtsrichter Hertz in Flensburg, freundlichst mitgeteilt. Katharina Crespel, „der Jungfrauen Flor", wie Goethe sie einmal nennt, schreibt am 5. März 1777 ihrem Bruder nach Regensburg: „Ich war am Samstag bey der Frau Räthin, aber man sprach nicht von Litteratur, ich gehe recht gern hin, die Frau Räthin ist gar eine liebe Frau, und er auch, ich bewundere immer mit was vor einer Gefälligkeit er jedes

zuweilen auch kindisches Geschwätz anhört". Also auch hier wieder der freundliche, auf fremde Eigenart eingehende und sie gern gewähren lassende alte Herr, der durchaus kein Spielverderber war, der dem muntern Treiben der Samstagmädel, welche die Frau Rat um den runden Tisch zu versammeln pflegte, durchaus nicht ablehnend gegenüberstand.

Johann Caspar Goethe hatte, soweit wir wissen, nur einen Feind, den Hausfreund Johann Heinrich Merck.

Mephistopheles Merck, wie Frau Aja ihn nennt, der geistvolle und glücklose Mensch mit der zerrissenen Seele, verfolgte den „incorrigibeln" Alten mit grimmigem Haß. Sein bitterer Hohn scheint auch auf Goethe und den Herzog nicht ohne Einfluß geblieben zu sein. Auf Mercks bissige und taktlose Mitteilung an Anna Amalia über das Verhalten des Schwerkranken gelegentlich des Besuches Karl Augusts und Goethes 1779 geht auch die wundersame Mär von der Knauserigkeit und dem Geiz des Herrn Rat zurück. Wir sind jetzt in der Lage, an der Hand der Haushaltsrechnungen und Aufzeichnungen die Vermögenslage der Familie und das finanzielle Gebahren ihres Oberhauptes zu erkennen und zu kontrollieren. Es ergibt sich, daß niemand ungerechter in den Ruf des Geizhalses geraten ist, als Johann Caspar Goethe.

Die anständige Freigebigkeit und die Noblesse in Geldsachen, die wir schon bei dem Junggesellen im »Viaggio« ausgeprägt finden, ist auch eine hervorstechende Eigenschaft des Gatten und Vaters. So ist es gekommen, daß das von den Eltern ererbte Vermögen sich unter seiner Verwaltung, ohne daß er finanzielle Verluste erlitt und trotz seiner persönlichen Anspruchslosigkeit nicht vermehrt, sondern vermindert hat. Seine erste erhaltene Vermögensaufstellung vom Jahre 1770 weist ein zinstragendes Kapital von 65 188 fl. auf, das ihm 2711 fl. jährlichen Ertrag brachte. Dazu kommen sein Haus nebst Mobiliar, seine Gärten, sein großes Weinlager im Keller, seine Sammlungen, das Gemäldekabinett und die Bibliothek, Schaumünzen, Schmuckstücke, Silbergerät und anderes, alles zusammen von ihm auf 42000 fl. bewertet. Wenn wir nun die durchschnittliche Kaufkraft des damaligen Guldens etwa der von 5 Mark heutigen Geldes gleichsetzen, so ergibt sich, außer freier Wohnung, ein Einkommen von annähernd 14000 Mark, also

gediegene Wohlhabenheit, aber nicht Reichtum. Die zweite Aufstellung von 1774 ergibt einen Kapitalbestand von 63480 fl. mit 2571 fl. Zinsertrag; in der dritten von 1776 ist das Kapital weiter auf 62203 fl. zurückgegangen, die noch 2479 fl. Zinsen bringen. Im Jahre 1781, als während des Siechtums des Gatten die Buchführung der Frau Rat beginnt, lassen sich etwa noch 2200 fl. jährlicher Zinsen nachweisen. Ein Teil der Verminderung war durch die Ausstattung der Tochter wie durch Anlegung kleinerer Beträge im Weinlager veranlaßt.

Die Rechnungsführung des Herrn Rat ist durchaus keine kaufmännische. Sein Ausgabebuch, der liber domesticus, das er von 1751 bis 1781, zuerst lateinisch, dann deutsch, führt, enthält einfach in chronologischer Folge die Eintragnng der Ausgabeposten. Der Addition wird am Jahresschluß die Summe des Haushaltsgelds der Frau Rat, 700 bis 800 fl., hinzugefügt. Aus dem vielfach, auch für die Preisgeschichte, interessanten Inhalt können hier nur einzelne Punkte hervorgehoben werden. Der Hausherr, für sich selbst sehr anspruchlos, hat für seine Lieben stets eine offene Hand. Für die Gattin wird zärtlich Sorge getragen, sie braucht keines ihrer Kinder selbst zu nähren, es wird stets für eine Amme gesorgt. An schönen Kleidern und Schmuck, worauf sie bis in ihr hohes Alter besondern Wert legt, mangelt es Frau Aja, oder der carissima Caja, wie der Jurist sie nennt, nicht. Ebensowenig wird ihre Lust an fröhlicher Geselligkeit beschränkt. Die conventus amicarum, die den Freundinnen gegebenen Damengesellschaften, spielen eine große Rolle. Als die Tochter heranwächst, darf auch sie fleißig einladen. Kleine Reisen in die Umgebung, nach Höchst, Wiesbaden usw., fehlen nicht. Küche und Keller sind reichlich versehen. Der Hausherr entlastet das Küchenbudget fortlaufend durch Ankäufe von Vorräten und Lebensmitteln aller Art aus seiner Tasche. Die Beträge dafür beziffern sich auf mehrere hundert Gulden jährlich. Ein Diener und zwei Mägde nebst Putz- und Waschfrauen stehen der Hausfrau zur Verfügung. Freigebig ist der Herr Rat auch gegen die Armen. Bedürftige Verwandte, Witwen usw. werden unterstützt. Fahrende Scholaren, arme Studenten und Pastoren erhalten beträchtliche Gaben.

Geradezu verschwenderisch ist der Vater dem Sohne gegenüber, und man kann ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er den Jüngling in dieser Beziehung allzusehr verwöhnt habe. Goethe erhielt schon als Sechzehnjähriger in Leipzig und dann ebenso in Straßburg und Wetzlar einen Monatswechsel von 100 fl., also 1200 fl. im Jahre, etwa 6000 Mark nach heutigem Geldwert, also fast die Hälfte des väterlichen Einkommens. Als Weimarischer Geheimrat mußte er sich später lange Jahre mit ebensoviel Talern begnügen, als er während seiner Studienjahre Gulden zu verzehren hatte. Auch während seines Aufenthalts im Vaterhause erhielt der Student und Rechtsanwalt ein sehr reichlich bemessenes Taschengeld. Er war daher gewohnt, große Ansprüche an die väterliche Kasse zu stellen, und natürlicherweise sehr ungehalten, wenn ihm ein Wunsch versagt wurde.

Dies scheint, wenigstens in größerm Umfange, nur einmal der Fall gewesen zu sein, als der Vater während der ersten Monate des Weimarer Aufenthalts dem Sohne jede Unterstützung versagte. Das viel getadelte Verhalten des Herrn Rates in dieser Angelegenheit war aber keineswegs durch finanzielle Erwägungen veranlaßt, hatte er ihm doch eben noch die kostspielige italienische Reise aus freien Stücken angetragen. Es war vielmehr die Konsequenz seiner anfänglichen Stellungnahme zu dem Weimarer Experiment.

Man hat wohl behauptet, der eingefleischte Reichsstädter sei ein prinzipieller Gegner alles Fürstendienstes gewesen und habe daher auch seinem Sohne den Eintritt in fremde Dienste eigensinnig verwehrt. Doch der Brief Goethes an Kestner, der ihm Aussicht auf hannoversche Dienste gemacht hatte, vom 25. Dezember 1773 zeigt, daß dieser Vorwurf grundlos ist. „Mein Vater hätte zwar nichts dagegen, wenn ich in fremde Dienste gienge .... Aber die Talente und Kenntnisse, die ich habe, brauch' ich für mich selbst gar zu sehr, ich bin von jeher gewohnt nur nach meinen Instinkten zu handeln, und damit kann keinem Fürsten gedient sein. Und dann bis ich politische Subordination lerne. Es ist ein verfluchtes Volk, die Frankfurter, pflegte der Präsident von Moser zu sagen, man kann ihre eigensinnigen Köpfe nirgendshin brauchen. Und wenn auch das nicht wäre, unter all' meinen Talenten ist meine Jurisprudenz der geringsten eines."

Also nicht beim Vater, sondern beim Sohne lag das Hindernis.

Wenn nun 1775 der Herr Rat die Weimarer Reise mit so mißtrauischem Auge ansah und so hartnäckig davon abriet, so geschah dies, weil es sich hierbei eben um keinen Staatsdienst handelte. Er schätzte den Wert seines Sohnes viel zu hoch, als daß er damit hätte einverstanden sein sollen, daß dieser zum Zeitvertreib eines kaum dem Knabenalter entwachsenen Fürsten, ohne andere Stellung und Garantien als die eines Günstlings, in die Fremde zog. Voltaires Beispiel und erst jüngst Struensees blutiges Haupt, hatten ihn belehrt, wie wandelbar Fürstengunst sei. Die Nachrichten, die über das tolle Treiben Goethes und des Herzogs bald in alle Welt hinausgingen, waren nicht danach angetan, einem Vaterherzen Freude zu machen. Wie sie in weiteren Kreisen wirkten, zeigt Klopstocks Verhalten, der sich sogar zu der Behauptung verstieg, es werde mit Goethe ein blutiges Ende nehmen. Der Herr Rat schien mit seinen Bedenken und Befürchtungen Recht behalten zu sollen. Die Entziehung jeder Unterstützung deuchte ihm das beste Mittel, den Sohn von seinen Irrfahrten zurückzuführen. Doch dieser war in seinem dunkeln Drange des rechten Wegs sich wohl bewußt, er allein ahnte, daß in diesem fürstlichen Knaben der eiserne Wille und die Beharrlichkeit des reifen Mannes stecke, daß sein Lebensschiff in dem Weimarer Hafen sicher geborgen sein werde. Eins aber hatte der Herr Rat durch seine Zähigkeit nach Knebels Angabe doch erreicht oder mindestens beschleunigt, daß der Herzog dem von seinem eigensinnigen Vater im Stich gelassenen Freunde ein ehrenvolles Amt mit anständiger Besoldung verlieh, verleihen mußte, wenn er ihn in Weimar halten wollte.

Damit hatte der Herr Rat erreicht, was er für seinen Sohn erstrebte. Gewiß fiel es ihm schwer, sich dauernd von diesem wunderbaren Menschen, an dessen Geist der seine wieder jung wurde, getrennt zu sehen, hatte er doch noch in den letzten Tagen des Beisammenseins die Arbeit am Egmont mit regstem Anteil begleitet, um so mehr, da das Thema für ihn, den Verehrer der niederländischen Freiheitskämpfer, einen besondern Reiz hatte. Aber in des Sohnes Glück war auch er glücklich und zufrieden. Die helle Vaterfreude spricht

aus dem schönen Briefe an den Freund Goethes, den Konsul Schönborn in Algier, vom 24. Juni 1776, in dem er ihm das Geschehene meldet.

„Hören Sie wie dies an einander hängt, weil Ihnen doch alles, schätzbarer Freund, was diesen Singulären Menschen betrifft, interessant seyn mögte. Ich fange von Ursprung seiner izigen Verhältnisse an. Der Herzog von Weimar lernte ihn schon vor 2 Jahren auf der vorteilhaften Seite kennen, und nachdem Er von Durlach, wo Er sich mit der darmstadt. Prinzessin Louise vermählt hat, wieder zurück nach Franckfurt kam, wurde er von diesem jungen Herzoglichen Paar in aller Form nach Weimar eingeladen, wohin er dan auch gefolget. Er hielte sich den vergangenen Winter daselbst als Gast auf, und unterhielt die dortige Herrschaften mit Vorlesung seiner noch ungedruckten Werckgens, führte das Schlittschuhfahren und andern guten Geschmack ein, wodurch er sich Dieselbe sowohl, als auch in der Nachbarschaft viele hohe und Vornehme zu Freunde machte. Jemehr nun aber der Herzog den Dr. kennen lernte, desto weniger konnte Er ihn entbehren, und prüfte seine Gaben hinlänglich, die Er so beschaffen fand, daß Er ihn endlich zu seinem geheimen Legations Rath mit Sitz und Stimme im geheim. Conseil und 1200 Thlr. Besoldung ernannte. Da sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen, jedoch auch zugleich wegen dessen izigen Amtsgeschäften in dieser Correspondenz ablösen und Vertretten." Er wolle ihm über Goethe, den er wegen seines Schweigens entschuldigt, und Weimar fortlaufend Nachricht geben. „Noch eins: Weilen der Herzog von W. die Gelährte nicht nur schäzt, sondern sie auch nach Verdienst belohnet, dürfte seine Residenz in kurzen der Sammelplatz vieler schöner Geister seyn." Dann folgen Nachrichten über Stolberg, Herder, Lenz und Wieland. Zum Schluß wird humorvoll über Schlossers neueste schriftstellerische Tätigkeit mit gelegentlichem Seitenhiebe auf den Dogmatismus der „schwarzen Männer mit weißen Krägen" berichtet. Den Brief unterzeichnet der Schreiber stolz-bescheiden mit »Goethe Pater«.

Der Brief zeigt, daß der Herr Rat dem literarischen Treiben der jungen Generation keineswegs teilnahmlos gegenüberstand,

sondern ihre Freuden und Leiden wenn auch mit weniger lautem, aber darum nicht weniger verständnisvollem Interesse verfolgte als Frau Aja. Wir dürfen auch mit Sicherheit annehmen, daß der Versöhnte dem geheimen Legationsrate in alter Weise reiche finanzielle Beihilfe, vor allem die früher als Schuldigkeit verlangte, aber verweigerte Ausstattung gewährte. Die Verminderung des Barvermögens in den Jahren 1776 bis 1780 weist auf außerordentliche, im Ausgabebuch nicht verzeichnete Aufwendungen hin.

Mit dem Scheiden des Sohnes von Frankfurt und dem Festwurzeln in Weimar war des Vaters Lebensaufgabe erfüllt. Er hatte die junge Menschenpflanze in treuer Obhut emporwachsen lassen, daß alle ihre Keime zu reicher Blüte sich entwickeln konnten, er hatte sie stark und widerstandsfähig zu machen gesucht gegen Frost und Unwetter. Nun der junge Schößling vom alten Stamme getrennt war, da erschien dessen eigene Lebenskraft verbraucht, in langsamem Absterben welkte er dahin.

Als Goethe mit seinem herzoglichen Freunde glücklich und hochgeehrt als eines Fürsten Bruder im Jahre 1779 das Elternhaus zum ersten Male wieder betrat, da war in dem alten Herrn die Fähigkeit des Glückempfindens schon erloschen. Der kluge, vorausschauende, hochgebildete Geist war durch ein schleichendes Gehirnleiden schwach und stumpf geworden. Der starke, feste Mann wurde immer mehr zum bald freundlichen, bald mürrischen, weinerlichen Kinde. Am 25. Mai 1782 erlöste der Tod den Armen von dem Erdendasein, das für ihn und andere nur noch Qual bedeutete. In dem jetzt wieder würdig hergestellten Erbbegräbnis seiner Familie, dem von seinem Großvater, dem Schneidermeister Walther, für sich und seine Nachkommen auf dem Peterskirchhof errichteten Epitaph ruht er, während seine 1808 verstorbene Gattin in dem Textorschen Familiengrabe bestattet ist.

Bei der Nachricht seines Hinscheidens scherzte Karl August: Merck stehe im Verdacht, der Meinung zu sein, daß dieses das Beste sei, was der Alte für seinen Sohn habe tun können. Und doch ist der Herr Rat für seinen Sohn immer noch zu früh gestorben. Zwar rühmt sich dieser in sicherem Stolze:

„Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit meinem Herzen".

Ach wie oft ist dies leidenschaftlich bewegte Dichterherz noch ein Spiel des Windes und der Wellen gewesen. Freilich, keines Vaters treue Sorge vermag den Fuß des die steile Höhe Emporklimmenden vor einem Gleiten hier, einem Sturze da zu bewahren.

Und doch, hätte der Herr Rat noch einige Jahre länger in ungeschwächter Geisteskraft gelebt, Goethe hätte in den größten Irrtum seines Lebens nicht verfallen dürfen, sein Familienglück auf ein illegitimes Verhältnis zu begründen, aus Bestreben frei zu bleiben ein Unfreier zu werden. Der Alte hätte ihm, nur unverblümter und derber, dasselbe gesagt, was Goethe 1821 einem jungen Freunde schrieb, der es ihm nachtun wollte: „Ich darf wohl aussprechen, daß jedes Schlimme, Schlimmste, was uns innerhalb des Gesetzes begegnet, immer noch nicht den tausendsten Teil der Unbilden aufwiegt, die wir durchkämpfen müssen, wenn wir außer oder neben dem Gesetz, oder vielleicht gar Gesetz und Herkommen durchkreuzend, doch zugleich mit uns selbst, mit andern und der moralischen Weltordnung im Gleichgewicht zu bleiben die Notwendigkeit empfinden".

Als Goethe zum ersten Male auf dem Rialto stand und seinen Blick den so oft ihm begeistert geschilderten Canale grande entlang schweifen ließ, da sagte er: „Hier gedachte ich meines armen Vaters in Ehren". Und so wollen auch wir des Ehrenmannes, dem die libertà del cuor, die Freiheit der Seele, losgelöst von aller Gier nach Ruhm und Geld, das Höchste war, allzeit in Ehren gedenken.

IV.

Aus dem Goethe-Museum.





Goethische Handschriften

erhalten durch Bettina und Achim von Arnim.

Von Professor Dr. Reinhold Steig in Berlin-Friedenau.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Frau Bettina von Arnim das erste großangelegte Darstellungswerk über Goethe geschrieben hat, in demselben Sinne, wie ihr Denkmal die Persönlichkeit Goethes, über Zeit und Vergänglichkeit erhaben, zu fassen suchte. Ihr Werk schrieb sie auf Grund seiner Briefe an sie, ihrer Briefe an ihn und der ganzen lebendig bewahrten Fülle dessen, was sie seit ihren Jugendjahren über ihn und von ihm in sich aufgenommen hatte. Goethe steht nicht allein für sich da, sondern erscheint im beherrschenden Mittelpunkte einer bestimmt umgrenzten dichterischen und künstlerischen Welt, eine Bestätigung der auch sonst bemerkbaren Tatsache, daß die Träger unsrer klassischen Literaturepoche gleichsam einen einzigen großen Familienverband bildeten, dessen einzelne Mitglieder alle mit einander verwandt, bekannt oder befreundet waren. Wie Goethe ein Frankfurter Kind, gehörte auch Bettina Brentano von Hause aus dieser geistigen Oberschicht an, die die Literatur machte, sowohl durch ihre Großmutter, die Frau Sophie von Laroche, wie durch ihre Mutter, die Frau Maximiliane Brentano, denen der junge Goethe in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts tiefe Verehrung und innige Neigung entgegengetragen hatte. Die jugendliche Bettina gewann noch in Frankfurt die mütterliche Freundschaft der Frau Rat Goethe und erhielt mit durch sie den Eintritt in Goethes Haus zu Weimar. Ihr Bruder Clemens und namentlich sein Freund, ihr späterer Gemahl Achim von Arnim erfreuten sich gleichfalls der persönlichen Zuneigung Goethes, und ihre ersten Arbeiten erfuhren seine wertvolle Empfehlung und Förderung.

Ihrem rechtsgelehrten Schwager Carl Friedrich von Savigny, in dessen Hause sie die letzten Mädchenjahre lebte, bewies er ununterbrochene Freundlichkeit und Wertschätzung. Kurz, alles was Bettina im engeren Bezirke umgab, wies sie immer wieder und von neuem auf Goethe hin. An seinen Schriften nährte sich ihr Geist und reifte zu eigner Schaffenskraft heran. Was irgendwie mit ihm zusammenhing, war wie mit Naturnotwendigkeit von unvergleichlicher, einziger Wichtigkeit für sie.

Nun waren zu ihrer Jugendzeit im großmütterlichen und elterlichen Besitze noch Goethische Handschriften und Andenken aus seiner Frühzeit vorhanden. Für die Erhaltung derselben boten die unruhvollen Kriegsjahre und die zerstreuten Besitzverhältnisse einer zahlreichen Familie nur sehr geringe Gewähr. Um so eifriger nahm sich Bettina ihrer an, und mit Arnim war sie auf fürsorgliche Bewahrung des kostbaren Inhalts dieser Blätter bedacht. Wenn Goethes Handschriften der Frühzeit, zu denen dann noch die später an sie beide und Clemens gerichteten Briefe und Gedichte hinzukamen, ziemlich vollständig, in Ur- oder Abschrift, uns erhalten und nicht verloren gegangen sind (obgleich aus dem rechtmäßigen Bestande hinterher ein Teil unrechtmäßig entfernt wurde), so haben wir es vornehmlich Bettina und Achim von Arnim zu danken; und dies Verdienst darf ihnen nicht geschmälert werden zugunsten derer, die weiter nichts zu tun brauchten, als die Dinge in Druck zu geben.

Indes über den sämtlichen Druckveröffentlichungen der in Rede stehenden Goethehandschriften hat, trotz aller anscheinend auf sie verwendeten gelehrten Sorgfalt, ein sonderbarer Unstern gewaltet. Die Durcharbeitung des zerstreuten Materials, verbunden mit dem sich daraus eröffnenden Einblick in den Gang der Überlieferung, beweist, daß eigentlich kein Druck berechtigten Anforderungen entspricht. Aus diesem Grunde wird der Versuch einer darlegenden, ergänzenden, richtigstellenden Neubehandlung so nötig wie nützlich erscheinen.

I.

Goethe an Frau Sophie von Laroche.

Als Bettina Brentano, etwa am Beginn des vorigen Jahrhunderts, sich mit Goethe zu beschäftigen anfing, fand sie noch bei den Ihrigen eine ziemliche Anzahl Blätter seiner

Hand, teils an ihre Großmutter, teils an ihre Mutter gerichtet, vor: Briefe, Gedichte, Zeichnungen. Sie war nun aber weder die alleinige Erbin ihrer Mutter, noch konnte sie dereinst die Erbin ihrer noch lebenden Großmutter werden. Was sie unter diesen Umständen zu tun vermochte, war nicht, die Schriftstücke in ihren eignen Besitz zu ziehen, sondern nur, sie sich inhaltlich anzueignen, ein schönes Vorrecht immerhin, das sie auch mit eifriger Treue ausübte. Es gelang ihr noch im ganzen 42 Briefe und Billets von Goethe an Frau Sophie von Laroche zusammenzubringen, von denen sie sich eine doppelte Abschrift nahm: die eine auf lauter feinen Einzelquartblättern, die 40 Nummern enthält, und die zweite, die auf gröberem Papier hintereinander fort, zum Teil mit Blei, 42 Nummern bietet. Die 42 Stücke nebst dem Manuskript „Salomos Königs von Israel und Juda güldne Worte von der Zeder biß zum Issop" lieh Bettina dem ihr wohlbekannten Goetheverehrer Fritz Schlosser in Frankfurt, der sich ebenfalls mit eigner Hand Abschriften anfertigte. Wenn Schlosser zu diesen seinen Abschriften beglaubigend vermerkte: „Ich selbst nahm diese Abschriften im Jahre 1806 aus den mir von Fräulein Bettina Brentano, nachheriger Frau von Arnim, zu diesem Zwecke mitgeteilten autographen Originalien", so brauchen wir, da diese Beglaubigung erst aus der Zeit nach 1811 (Bettinens Verheiratung) stammt, das Jahr 1806 nicht zu pressen; nur soviel ist ganz sicher, daß Schlosser die Abschriften vor dem Tode Sophiens von Laroche (18. 2. 1807) genommen haben muß. Denn durch die Ausschüttung ihres Nachlasses kamen noch ein paar Briefe Goethes mehr zum Vorschein, deren Abschriften Bettina und demgemäß Schlosser nicht haben. Bettinens Abschrift mit den 40 Nummern ist die früheste, dann folgt ihre Abschrift mit den 42, dann die Schlossers mit den gleichen 42 Nummern — alle drei Abschriften unmittelbar nach den Originalen angefertigt. Schlossers Kopien, lange in Frankfurt aufbewahrt, kamen schließlich ins Weimarer Archiv. Bettinens zwiefache Abschrift liegt mir vor.

Der Öffentlichkeit blieben diese Briefe Goethes völlig verborgen, bis sie um 1860 nach fünfundachtzigjährigem Schweigen wieder von sich reden machten und die Vertreter der jung anwachsenden Goethewissenschaft zu emsiger Tätig-

keit aufriefen. In Berlin plante man damals die Errichtung eines Goethe-Denkmals, und man veranstaltete vom 19. Mai 1861 an eine Ausstellung von Handschriften, Zeichnungen, Drucken usw. Goethes im Konzertsaale des Königlichen Schauspielhauses; zu den Mitgliedern des Ausstellungs-Komitees gehörten u. a. Herman Grimm, Gustav von Loeper, Wendelin von Maltzahn (vgl. „Verzeichnis", Berlin 1861, S. 2). Herman Grimm hatte nun in der Frau von Arnim, seiner Schwiegermutter, Nachlaß ihre längst vergessenen Abschriften wieder aufgefunden und sogleich deren Wert für Goethes Frühzeit erkannt. Aber da in der Ausstellung nur Originale dargeboten werden sollten, bemühte er sich weiter um den Verbleib der Urschriften, die durch Erbgang nur in die Familie des preußischen Bergrats Karl von Laroche, des ältesten Sohnes der Frau Sophie von Laroche, übergegangen sein konnten, und er ermittelte neunzehn von ihnen im Besitze des Freiherrn von Lützow, damals in Görlitz, der Karl von Laroches Enkel war. Ungefähr zu gleicher Zeit und wohl zu gleichem Zwecke hielt Herman Grimm bei Dr. med. Kellner in Frankfurt Nachfrage nach Goethes Briefen an die (damals eben verstorbene) Frau Marianne von Willemer, und bei dieser Gelegenheit tauchten auch Fritz Schlossers Abschriften der 42 Briefe an Sophie von Laroche wieder auf. Die mir vorliegenden Briefe Lützows und Kellners an Herman Grimm datieren aus dem Mai 1861. Kellner am 2. Mai: „Ihre Vermutung, daß die 19 Ihnen von Herrn von Lützow übersandten Briefe wohl in die Reihe der von mir erwähnten Korrespondenz gehören könnten, kann sofort untersucht werden, wenn Sie die Gefälligkeit haben wollten, mir nur mit wenig Worten einen kleinen Auszug oder einige charakteristische Sätze aus denselben mitteilen zu wollen. Es würde sich dann sofort zeigen, ob dieselben identisch oder im Zusammenhang miteinander stehen. Von den mir vorgelegten Abschriften kann ich nur wiederholen, daß es 42 sind, meistens nur Billets während des Aufenthaltes der Frau von Laroche in Frankfurt. Doch auch 12—15 längere Schreiben nach Ehrenbreitstein im Thal — die letzteren haben alle Ort und Datum, während dies bei den kleinen Billets häufig fehlt. Die Briefe sind ausnahmslos sämtlich äußerst interessant und von allgemeinem

Werte, da sie sich auf gegenseitige Mitteilung und Besprechung literärischer Tätigkeiten beziehen und Urteile über Wieland, Lenz, Lavater und Herder usw. enthalten', mit einem Worte einen unschätzbaren Kommentar zu der klassischen Zeit des Dichters liefern." Herman Grimm sandte darauf die Anfänge und Daten der 19 Originalbriefe, die er vom Herrn von Lützow in Händen hatte, an Dr. Kellner ein, der darauf (7. Mai) erwiderte: „Das Resultat der Untersuchung ergibt die Bestätigung Ihrer Vermutung. Die angestrichenen Briefe Ihres eingeschickten (und anbei zurückfolgenden) Verzeichnisses stimmen vollkommen, nur Nr. 9 und 19 fehlen.[1]) Außerdem habe ich noch weitere 4 Briefe, welche zu den 42 gehören, als Anhang zu Ludmilla Assings ‚Sophie von Laroche' gefunden, die Ihnen gewiß bereits bekannt sind. Jedenfalls sind die im Besitze des Herrn von Lützow befindlichen Briefe bei weitem die ausführlichsten und interessantesten, bis auf 3—4 sind die übrigen meist kurze Billets, wie sie während Frau von Laroches Aufenthalt bei ihrer Tochter hier (in Frankfurt) mit Goethe gewechselt worden. Ich sehe somit diese Sache vorerst als erledigt an."

Über das Schicksal der Originalbriefe äußerte sich Lützow (5. Mai) folgendermaßen: „Was nun das Schreiben des Dr. Kellner anbetrifft, so sind allerdings früher über 40 Briefe von Goethe dagewesen. Zur Zeit, als sie noch vollständig im Besitze ihrer Großmutter waren, oder kurz nach dem Tode, hat wohl Bettine Arnim sie zum Abschreiben verborgt. Sie selbst wußte später nichts mehr davon, denn ich habe ihr später meine Briefe gegeben, da sie dieselben gern für sich abschreiben wollte. Dies wird wohl auch Giesel wissen. Nach dem Tode der Sophie Laroche sind die Goetheschen Briefe, soviel ich weiß, in die Hände ihrer Tochter, der Oberstin von Hessen, und erst nach deren Tode zu meinem Großvater, dem einzigen damals noch lebenden Sohn der Sophie Laroche, gekommen, aber der Zahl nach nicht mehr vollständig. Es kann auch sein, daß mein Großvater einige Briefe ... als Autographen von Goethe verschenkt hat, oder daß sie von einigen gütigen Lesern, die sie sich geborgt hatten, der Zahl nach beim Lesen kleiner gemacht worden sind."

---

[1]) Es sind die Briefe, die beginnen „Ich habe Ihren Brief geküßt" und „Sie erhalten liebe Mama einen Brief".

Jedenfalls hatte Herman Grimm 19 Originalbriefe der Berliner Goethe-Ausstellung zugewendet, und aus ihnen stammen unmittelbar die ausgiebigen Mitteilungen und wörtlichen Sätze, mit denen er das genannte „Verzeichnis" bereichern konnte, ein Verdienst, das ich in den späteren Ausgaben der Briefe niemals erwähnt oder anerkannt finde: so kurz ist unter Umständen das Gedächtnis der literarischen Forschung. Die Lust zur Publikation der Briefe stellte sich aber nach Grimms Pfadfindung sehr bald bei den Goethegelehrten ein. Wendelin von Maltzahn wandte sich dessentwegen, allerdings vergeblich, an Lützow. Dr. Kellner gedachte die Schlosserschen Abschriften zu einer schriftstellerischen Arbeit zu benutzen. Herman Grimm hatte zunächst Burckhardt in Weimar die Herausgabe zugedacht. Erfolgreich war auf der Frankfurter Seite schließlich Julius Frese, der 1877 die „Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß" veröffentlichte, und auf der Berliner Seite Gustav von Loeper, dem Herman Grimm fast das gesamte Material für seine Publikation „Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano" (1879) in den Schoß schüttete. Das letztere geschah bereits im Dezember 1872, wie aus Loepers vorhandenen Briefen sich ergibt. Loeper schrieb z. B. an Grimm, den „an Gaben Unerschöpflichen" (8. 12. 1872): „Ich staune immer mehr, wieviel Sie bereits für eine Edition der Larocheschen Briefe vorbereitet haben. Warum haben Sie selbige nicht *selbst* herausgegeben? Sie, im Mittelpunkt aller der Beziehungen stehend, durch welche die nötige Spezialinformation zu erlangen ist. Dazu besonders die eigne Verwandtschaft. Ich könnte das doch nur in trockner, oder selbst lederner Weise abmachen, während Sie solche Stoffe schön in die geschichtliche Perspektive zu rücken wissen. Wärmere Töne würden bei Ihnen natürlich und willkommen sein, meiner geschäftlichen Behandlung widerstreben." Wir haben also, durch Bettinens ursprüngliche und Herman Grimms nachherige Bemühung, eine verhältnismäßig reiche, mehrfach verzweigte Überlieferung der an Sophie von Laroche gerichteten Goethebriefe, und es fragt sich, wie sich die Texte zu einander verhalten, und welchen Glauben die Druckgestalten verdienen.

Bettinens und Schlossers Abschriften weisen nun in allem Wesentlichen eine sichere Übereinstimmung auf, die uns die sachliche Zuverlässigkeit der Texte verbürgt. Freilich für Kleinigkeiten der Schreibung, der Wortformen und der Interpunktion bestehen Verschiedenheiten. Aber man muß bedenken, daß es auch heutiger, allgenauester Schrift- oder Druckwiedergabe nicht möglich wäre, zu leisten, was allein die Photographie darzustellen vermöchte. Dagegen weichen befremdlicherweise Loepers gedruckte Texte an Güte zurück, ohne daß man aus dem Vorwort recht die Ursache davon entnehmen könnte. Denn daselbst sagt er (S. XLVIII) nur, daß „bei 19 Nummern die Handschrift des Dichters dem Drucke zu Grunde liege", und daß „die übrigen 25 Nummern Abschriften entnommen seien, welche die verstorbene Frau (Fritz) Schlosser dem Dr. med. Kellner zu Frankfurt a. M. im Januar 1862 zum Behufe des von ihm (Loeper) jetzt veranstalteten Drucks überlassen hatte". Beide Angaben sind etwas dunkel, aber lassen doch ahnen, daß Loeper weder die 19 Originale, noch die echten 25 Schlosserschen Kopien bei der Arbeit vor sich hatte. Am 3. 12. 1872 dankt er Herman Grimm dafür, „daß Sie Burckhardt geschrieben haben, er solle die Briefe der Laroche, die ich in den Lützowschen Originalen 1861 gesehen und zum Teil excerpiert, mir schicken"; und bestätigt bereits am 8. Dezember, daß „das Burckhardtsche Paket unversehrt angelangt" sei. Es kann sich doch wohl nur um die von Herman Grimm bewirkten Abschriften der Originale handeln, und diese Abschriften, nicht die Originale selbst, hatte Loeper schließlich für seine Publikation zur Verfügung, er schöpfte also nicht aus der Quelle selbst. Die Weimarische Goetheausgabe, als sie die Briefabteilung herrichtete (IV 2, 313), folgte im ganzen dem Vorgange Loepers, nur daß sie in mehreren Fällen der alten Schlosserschen Kopie, die das Goethearchiv besitzt, gegen ihn den Vorzug einräumte; wäre dem neuen Herausgeber damals Bettinens doppelte Abschrift bekannt und zugänglich gewesen, so hätte er mit noch größerer Zuversicht vorgehen können.

Nur ein paar Fälle seien aus der großen Masse herausgegriffen. Loeper gibt in Nr. 14, ebenso danach die Weimarer Ausgabe, den unerklärlichen Namen einer Dame als „Mlle

Katanell"; Bettinens eine Abschrift aber (in der anderen fehlt dies Billet zufällig) bietet „Mll. Revanell", d. h. den ziemlich richtigen Namen der Darmstädter Hofgouvernante Ravanelle, wie Loeper es selbst schon vermutet hatte. — In Nr. 23 wird der Name einer Geschäftsfirma „Olnekt? Sill?" von Loeper gedruckt, aber beide Abschriften Bettinens und die Schlossers bieten „Anecht? Sill?", so daß die Weimarische Ausgabe mit ihrem „Alnecht Sill [?]" formal auch nicht recht haben kann. Die Erklärung liegt darin, daß schon Goethe den ihm von Sophie angegebenen Namen der Geschäftsfirma nicht hatte lesen können und in seiner Antwort deshalb jeden der beiden Namen mit Fragezeichen versah. In ähnliche Details möchte ich hier nicht weiter eingehen, das wäre Pflicht einer neuen Ausgabe der Briefe; nur eine sachliche Bemerkung soll noch gemacht werden.

Am 22. Dezember 1774 (bei Loeper Nr. 32) schrieb Goethe an Sophie von Laroche folgendes höchst sonderbare Vorkommnis: „Heut krieg ich ein Exemplar Werther zurück, das ich umgeliehen hatte, das von einem wieder an andre war gegeben worden, und siehe, vorn auf das weisse Blatt ist geschrieben: Tais Toi Jean Jaques, ils ne te comprendront point! — Das that auf mich die sonderbarste Würckung, weil diese Stelle im Emil mir immer sehr merkwürdig war". Nun findet sich in Bettinens Werke „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (3. Auflage S. 113) dieser selbe Vorgang ausführlich benutzt, aber in andrer Einkleidung, und auch in Bettinens späterem Werke „Ilius Pamphilius" (2, 178) ist er gestreift. An ersterer Stelle lesen wir bei Bettina zu Goethe: „Deine Mutter erzählte mir, wie Du, kurz nachdem Du den Werther geschrieben, im Schauspiel gesessen, und wie Dir da anonym ein Billet sei in die Hand gedrückt worden, darin geschrieben war: ils ne te comprendront point Jean Jacques. Sie behauptet, ich aber könne immer zu jedem sagen: tu ne me comprendras point Jean Jacques, denn welcher Hans Jacob wird Dich nicht mißverstehen, oder Dich gelten lassen wollen. — Sie sagt aber, Du Goethe verstündest mich, und ich gelte alles bei Dir." Loeper, der den Zusammenhang beider Stellen richtig bemerkte, war geneigt, daraus ein Echtheitskriterium für den damals scharf angefochtenen

„Briefwechsel mit einem Kinde“ zugunsten Bettinens herzuleiten. Aber ich kann verbürgen, daß in dem betreffenden Originalbriefe Bettinens an Goethe (beginnend „Wer draußen auf der Taunusspitze“) diese ganze Stelle nicht vorkommt, also erst später redaktionell in denselben von ihr eingearbeitet worden ist. Und wenn wir jetzt in Betracht ziehen (was Loeper nicht wissen konnte), daß Bettina sich um 1806 zweimal den obigen Goethebrief von 1774 mit der Rousseaustelle abschrieb, so werden wir doch wohl lieber in diesem die Urzelle für ihre Erinnerung und Erzählung sehen. Möglich, daß Bettina die Stelle der Frau Rat vortrug, sie befragte und von ihr die abweichende, mehr anekdotenhafte Darstellung empfing, die sich fortan in ihrer Erinnerung festsetzte. Die der Frau Rat zugeschriebene Darstellung wäre auch deshalb schwer zu halten, weil sich, nach Otto Heuers Auskunft, für den 22. Dezember 1774 in Frankfurt keine Theateraufführung nachweisen läßt. Also nur Goethes eigene Aussage in seinem Briefe hat die volle Gewähr in sich.

II.

Goethe an Frau Maximiliane Brentano.

Was die jugendliche Maximiliane von Laroche durch ihre Verheiratung mit dem ältlichen Handelsherrn Peter Brentano in Frankfurt meiden mußte, die schöngeistige Sphäre ihres Elternhauses in Ehrenbreitstein, das suchte ihr in Frankfurt Goethe, mit der Mutter Wunsch und Willen, auf künstlerischem, musikalischem und literarischem Gebiete teilnahmsvoll zu ersetzen. Aber nur karge Reste dieser an innerer Leucht- und Lebenskraft reichen Jahre haben sich erhalten.

Das Frankfurter Goethe-Museum war (nach dem Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1909 S. 427) so glücklich, vor kurzem eine vorzüglich ausgeführte landschaftliche Zeichnung Goethes nach der Natur, die sich lange in Paris befand, zu erwerben. Sie gehört seiner letzten Frankfurter Zeit an und stellt den „Kühhornshof“, einen der in der Frankfurter Gemarkung vor den Toren der Stadt liegenden Gutshöfe, vor. Dies Blatt befand sich einst im Besitze Bettinens, die mit eigner Hand an den Rand der Zeichnung geschrieben hat, daß die an Ort und Stelle nur skizzierte Landschaft in

der Wohnung ihrer Mutter Maxe vollendet wurde, jedenfalls ein Geschenk Goethes an die geliebte Freundin. Aus dem Besitze Bettinens ging das Blatt dann 1848 als Geschenk in den des damaligen französischen Gesandten in Berlin, François Arago, über, woher es nun jetzt endlich wieder in die Heimat Frankfurt zurückgekehrt ist, als ein Zeichen der künstlerischen Neigungen, die Goethe und die Frau Maxe Brentano verbanden.

Aber auch gemeinschaftlich musiziert wurde von Goethe und der Frau Maxe in dem alten Handlungshause der Sandgasse. „Gestern, liebe Mama, haben wir gefiedelt und gedudelt bei der guten Max", schreibt Goethe einmal an Frau Sophie von Laroche. Und das durch Bettinens Fürsorge erhaltene Ölbild ihrer Mutter, das lange Jahre in Herman Grimms Arbeitszimmer hing, und das ich nach seinem Tode an Weimar ausfolgte (reproduziert und beschrieben von mir im Augustheft der „Zeitschrift für bildende Kunst" 1900), zeigt uns die junge Frau mit den wunderbaren Augen, die Goethe rühmte, vor dem geöffneten Klavier sitzen, auf dem ein Notenblatt für Spiel oder Gesang bereit gestellt ist. Nun fand bereits Herman Grimm in dem Nachlaß Bettinens oder Achims von Arnim ein Gedicht von „unbekannter Hand" auf bläulichem Halbbogen, das links oben den Vermerk „Göthe" trug:

Wenn ich still und einsam weine,
O, so weint ein fühlend Herz,
Wenn ich still und traurig scheine,
Lieb ich dennoch meinen Schmerz,
Wenn der Thoren laute Freuden
Schmerzhaft sind für mein Gefühl,
Sehn ich mich nach Einsamkeiten,
Und nach dir mein Saitenspiel.

Wenn mein Herz geneigt zu klagen,
Jeder Freude sich verschließt,
Wenn von meinen kurzen Tagen,
Mancher trüb vorüberfließt,
O, so tönt mir sanfte Saiten!
Holdes schmeichelndes Klavier!
Ach dir singt sein stilles Leiden
Oft mein Mund in Liedern für.

Töne sanft! — so oft zu Thränen
Mich geheime Schwermuth rührt,
Wenn in deinen Silbertönen,
Sich mein süsser Gram verliert,
Wenn dein mächtiges Entzücken,
Tief in meine Seele dringt,
O, so dank in nassen Blicken,
Dir mein Herz das dich besingt.

Von diesem Gedichte konnte schon 1890 durch Suphan im 11. Goethe-Jahrbuche Mitteilung gemacht und von ihm mangels äußerer und innerer Kriterien die Frage gestellt werden, ob es für Goethe wirklich in Anspruch zu nehmen sei. Fritz Jonas aber vermochte es (vgl. 15. Goethe-Jahrbuch 1894) aus früherer Zeit in Liederbüchern des 18. Jahrhunderts nachzuweisen, mit der Anfangszeile: „Wenn ich einsam Thränen weine"; auch aus einem Liederhefte in Goethes eigenem Nachlasse kam es zum Vorschein. Die Autorschaft Goethes war damit allerdings erledigt, aber noch nicht erklärt, wie dies Gedicht mit der Bezeichnung „Göthe" in den Arnimschen Nachlaß geraten konnte?

Das Rätsel vermag ich zu lösen, und zwar deswegen, weil ich die etwas ungefüge Hand kenne, die das Blatt geschrieben hat. Die Handschrift ist nämlich von Arnims Diener Frohreich angefertigt worden, den sein Herr 1807 und 1808 bei sich in Frankfurt und Heidelberg hatte und den er zu seinem Vergnügen in der „Gräfin Dolores" als päpstlichen Husar verewigte. Dieser Frohreich hat oft genug für Arnim das weiße Feld gepflügt und ihm zahlreiche Abschriften für Wunderhorn und Einsiedlerzeitung angefertigt. Die Gedichtsabschrift, um die es sich hier handelt, befindet sich auf demselben Bogen mit Goethes Jugendgedichte „Flieh, Täubchen flieh" und auf gleichem Papier wie noch andere Stücke aus dem Nachlasse, von denen weiterhin zu sprechen sein wird. Dagegen der Beglaubigungsvermerk „Göthe" auf Frohreichs Kopie ist von Arnims Hand. Diese Abschriften ließ sich Arnim damals nach den 1808 im Brentanoschen Hause noch vorhandenen Originalen für seine publizistischen Zwecke anfertigen, es muß also dieses Gedicht in Goethes eigner Schrift vorhanden gewesen sein; wohl möglich, daß Goethe es einst der Frau

Maxe für ihren Gesang geschrieben hat. Nur eine einzige Abweichung weist die Goethische Schrift gegen die früheren Drucke auf, in denen die erste Zeile lautet:

Wenn ich einsam Thränen weine,

während Goethe beginnt:

Wenn ich still und einsam weine,

und ich möchte glauben, daß diese unscheinbare und doch so ansprechende Umformung des Eingangs ihm zu danken ist. Wer möchte nicht empfinden, daß sich das Lied den Stimmungen, die zwischen ihm und der verehrten jungen Frau walteten, auf das innigste anschmiegt.

Und nun drittens vielleicht ein Brief Goethes an Maxe. Es muß eigentlich jeden, der Goethes Beziehungen zu ihr überschaut, Wunder nehmen, daß sich von ihm kein Brief, kein Billet an sie erhalten haben sollte. Mag Goethe sich auch, als er des Gatten nicht begründeten Argwohn wahrnahm und für lange das Brentanosche Haus mied, absichtlich jedes schriftlichen Wortes an sie enthalten haben: wieviel Anlässe und Gelegenheiten müssen nicht vorher und später nach der Wiederannäherung hervorgetreten sein, die eine schriftliche Mitteilung geradezu forderten. Es scheint fast, als seien derartige, ganz unschuldige Blätter doch absichtlich vernichtet worden, um Mißdeutungen vorzubeugen. Ich finde nun unter den Quartblättern der einen Abschriftenlage, die sich Bettina von Goethes Briefen anfertigte, ein den übrigen in Form und Schrift völlig gleichendes Quartblatt, dessen Inhalt ich wortgetreu hersetze:

Es kommen mir oft eigne Gedanken über die Haare, einmal erscheinen sie mir gleichsam als zeigen[1]) der Strahlen die vom Geist ausgehen wenn ich in der Laune bin kann ich sie lange betrachten, sie sind dadurch mein irdisches Eigenthum an denen die ich sonst nicht in meiner Macht denn wer unter den vielen die mit Ihnen[2]) leben hat sie sich auf diese Weise angeeignet.

[1]) = Zeichen.
[2]) Später ausgestrichen und „uns“ überschrieben.

Noch eine Regung muß ich Ihnen bekannt machen oft wenn ich sprechen will so ruft etwas: Schweige und wenn ich diesem Verboth aus dem Weg gehe und nach dem Reichthum greife der sich mir darbietet dann sehe ich daß ich durch die elfenbeinerne Pforte muß um dieses Reichtums habhaft zu werden.

Ein Grabscheid dringt durch die Erde und wirft was der Finsterniß hingegeben war ans Licht, und jener versagt ihr nicht den Saamen das ist alles Glück was ich auch Euch wünschen kann.

Also wär ich glücklich wie Sie

Daß dies Blatt bei Bettinen seit über hundert Jahren mit 42 anderen zusammenliegt, die sämtlich echte Goethe-Briefe wiedergeben, scheint mir eine ins Gewicht fallende Beglaubigung zu sein. Soviel ich mich umgesehen habe, war es mir nicht möglich, den Inhalt des Blattes anderswo nachzuweisen. Goethische Gedanken, Stimmung und Ausdrucksweise wird man nicht bestreiten wollen. Es spricht eine fast gewaltsam erkämpfte Resignation aus ihnen, wie sie wohl für Goethe in seinem Verhältnis zu Maxe Brentano passen würde, und deswegen glaube ich, daß das Billet an sie gerichtet war.

III.

Gedichte Goethes aus der Frankfurter Jugendzeit.

Seit der Berliner Goetheausstellung 1861 („Verzeichnis" S. 76) sind die fünfzehn Parabeln, überschrieben: „Salomons Königs von Israel und Juda güldne Worte von der Ceder biß zum Issop", nach der von Goethe einst der Frau von Laroche gegebenen Handschrift bekannt. Diese Handschrift hatte ebenfalls früh schon Bettina in Händen gehabt, und in ihrer einen Abschrift der Briefe Goethes enthält ein Blatt noch die fünfzehnte (letzte) Parabel, während dem Augenschein nach das Blatt mit den vierzehn vorhergehenden Parabeln abgetrennt ist. Also auch diese Goethehandschrift erfuhr die erhaltende Fürsorge Bettinens, aber nicht die ihrige allein, sondern auch die Arnims. Denn wieder liegt mir eine Abschrift von Frohreichs Hand vor, oben links mit dem Vermerk

Arnims „Göthe", und da beim mechanischen Abschreiben Frohreich in der Reihenfolge der Parabeln sich irrte, hat Arnim die Kopie in Ordnung gebracht und die kurze fünfzehnte Parabel mit eigner Hand am Schlusse zugefügt; die Mühe freilich, Frohreichs Abschrift Wort für Wort mit dem Original zu vergleichen, hat sich Arnim nicht gemacht, und so sind etliche Lese- oder Schreibfehler, wie „stark" für „strack", ruhig stehen geblieben.

Die Originalhandschrift [1]) ist nun ja in der Hempelschen Goetheausgabe (3, 214) von Loeper und in der Weimarer Ausgabe (37, 295) rein ausgedruckt. Der Text liegt also bequem für jedermann da. Aber jene Frohreichsche Kopie erhielt doch dadurch Bedeutung und Wichtigkeit, daß Arnim aus ihr 1808 in der Einsiedlerzeitung Nr. 4, vom 12. April, die erste Veröffentlichung der Parabeln fließen ließ. (Was noch in der Weimarer Ausgabe 38, 402 über diese Dinge gesagt wird, hält nicht Stich.) Arnim hat aber nicht die Handschrift im ganzen Wortlaut abdrucken lassen, dazu war er von Goethe nicht autorisiert, den er ja dringlich um einen eigenen Beitrag zur Trösteinsamkeit bat: sondern er gab taktvoll nur einen verkürzten Text an der Stirn der betreffenden Nummer, indem er die mögliche Annahme, als handle es sich um einen unmittelbaren Beitrag Goethes, absichtlich mit dem Zusatze ausschloß: „Einer Jugendarbeit des Meisters aus der Erinnerung nacherzählt." — „Jugendarbeit" war richtig; „aus der Erinnerung nacherzählt" aber ein Scherz, wie ihn Arnim ähnlich auch im Wunderhorn machte; „Meister" dieselbe verehrende Bezeichnung Goethes, die nachher in „Halle und Jerusalem" wiederkehrt. Arnims publizistisches Verfahren wird auf dem Grunde dieser Frohreichschen Kopie erst ganz klar und durchsichtig. Die zweite, dritte, vierte und fünfte Parabel hat er der Kopie wörtlich entnommen, freilich nicht ohne diejenige Freiheit, die er sich allen literarischen Dingen gegenüber zumaß; kraft deren er z. B. die „Tannen", zwischen denen die Zeder aufwächst, aus der dritten Parabel um auszugleichen unbesorgt durch „Sträuche(r)" ersetzte. Eine merkwürdige Abweichung zeigt die vierte Parabel bei Arnim.

[1]) Jetzt im Frankfurter Goethemuseum.

Goethe dichtete: „Und sie (die Ceder, der die Männer vom Meer die Axt an die Wurzel legten) stürzte und zerschmetterte die Frohlocker (die über ihren Sturz frohlockenden Sträucher), die verzettelt wurden unter dem Reisig.“ Der gute Frohreich hatte in Goethes Handschrift „verzettelt“ nicht lesen können und dafür ein sehr deutlich hingemaltes „verpettelt“ in seine Kopie gesetzt. Was sollte Arnim — hier sieht man deutlich ohne die Hülfe des Originals — mit „verpettelt“ anfangen? Ob ihm dabei wohl sein märkisch-niederdeutsches „pedden, verpedden“ im Sinne von „treten“ vorschwebte? Er half sich jedenfalls in seiner Einsiedlerzeitung so: „Und sie stürzte und zerschmetterte die Frohlocker, die zertreten wurden unter dem Reisig.“ In der fünften Parabel knüpfte Arnim die wehenden Segel nicht, wie Goethe, an das Schiff, sondern an die zum Maste aufgerichtete Zeder, und mußte daher das originale „ihm“ durch „ihr“ ersetzen. Und da Arnim absichtlich die Goethesche Überschrift fortließ und jeden Hinweis auf Salomo vermied, so strich er auch aus dem Satze derselben fünften Parabel: „und brachten die Schätze aus Ophir in des Königs Kammer“ die beiden Wörter „aus Ophir“ weg. Erst jetzt ging Arnim zur sechsten Parabel über, und um einen wirksamen Abschluß zu gewinnen, modelte er sich diese nach freiem Ermessen um und schrieb: „Indessen war die junge Zeder, die aus ihr entsprossen, schlank aufgewachsen, und ein Held kam und hieb sie nieder sich zur Lanze wider die Riesen, da riefen die Sträucher: Schade! Schade!“ Man fühlt diesem Schlusse die publizistische Absicht Arnims nach; der Leser sollte sich selbst als den „Helden“ denken, der käme, sich eine „Lanze“ gegen die feindlichen „Riesen“ der Zeit zu schaffen. Von einer Nacherzählung aus der Erinnerung, wie es Arnim nachgeglaubt worden ist, darf natürlich keine Rede sein; diese Art scherzhafter Irreführung des Lesers ist ihm selbst bei Literaturkundigen übel genug bekommen.

Wie Arnim weder diese Dichtung Goethes noch etwa die Schillerschen Briefe, die er in Abschrift besaß, wörtlich zu benutzen sich gestattete, so machte er auch von anderen Jugendgedichten Goethes, die er in Abschrift von Frohreichs Hand hatte, keinen Gebrauch in seiner Zeitung. Zunächst

liegt mir vor die Frohreichsche Kopie von Wanderers Sturmlied, auf vier Quartseiten, oben wieder mit Arnims Vermerk „Göthe" versehen; sie hat uns die 1774 an Frau von Laroche gegebene Urschrift Goethes zu ersetzen, die im Original verloren ging, aber wieder durch Bettinens und Achims von Arnim Fürsorge inhaltlich erhalten wurde:

Göthe.

Wen du nicht verlässest Genius
Nicht der Regen nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest Genius,
Wird der Regenwolk
Wird dem Schlossensturm,
Entgegen singen wie die
Lerche du da droben.
Wen du nicht verlässest.
Den du nicht verläßest, Genius,
Wirst ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln
Wandeln wird er
Wie, mit Blumenfüssen
Über Deukaliens [l. Deukalions] Flutschlamm.
Python tödtend, leicht, gros,
Pythius Apollo,
Den du nicht verläßest, Genius,
Wirst die wollenen Flügel unterschieben
Wenn er auf dem Felsen schläft,
Wirst mit Hüterfittigen ihn decken,
In des Haines Mitternacht,
Wen du nicht verläßest Genius,
Wirst im Schneegestüber [l. Schneegestöber] warm umhüllen,
Nach der Wärme ziehen sich die Musen,
Nach der Wärme Charitinnen
Wen du nicht verläßest Genius,
Umschwebt mich ihr Musen!
Ihr Charitinnen!
Das ist Wasser, das ist Erde,
Und der Sohn des Wassers und der Erde,

Über den ich wandle Göttergleich
Ihr seid rein wie das Herz der Wasser,
Ihr seid rein wie das Marck der Erde,
Ihr umschwebt mich und ich schwebe
Ueber Wasser über Erde
Göttergleich.
Soll der zurückkehren
Der kleine schwarze feurige Bauer,
Soll der zurückkehren erwartend
Nur deine Gaben Vatter brocaius [l. Vater Bromius]
Und hell leuchtend um warmend Feuer,
Soll der zurückkehren muthig?
Und ich den ihr den ihr begleitet
Musen und Charitinnen all
Den alles erwartet was ihr
Musen und Chartinen
Umgränzende Seeligkeit
Rings ums Leben verherrlicht habt
Soll muthlos kehren?
Vater Bromius
Du bist Genius
Jahrhunderts Genius!
Bist was innre Glut!
Kindern [l. Pindarn] war
Was der Welt
Phöb Apoll ist.
Weh! Weh! innre Wärme
Seelenwärme
Mittelpunkt
Glüh ihm entgegen
Phöb apollon [l. Phöb Apollen]
Kalt wird sonst
Sein Fürstenblick
Über dich vorübergleiten
Neidgetroffen,
Auf der Ceder grün verweilen
Die zu grünen
Sein nicht harrt.
Warum nent mein Lied dich zulezt?

Dich von dem es begann
Dich in dem es endet
Dich aus dem es quoll
Jupiter Pluvius.
Dich, dich strömt mein Lied,
Jupiter Pluvius
Und Castalischer Quell,
Quillt ein Rebenbach
Quillet müßigen
Sterblich glücklichen
Abseits von dir
Jupiter Pluvius
Der du mich faßend deckst,
Jupiter Pluvius!
Nicht am Ulmenbaum,
Hast du ihn besucht,
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm
Mit der freundlichen Roß umkränzt
Tändelnden Blumenglücklichen
Anakreon
Sturm athmende Gottheit.
Nicht im Pappelwald
An des Siberis [l. Sibaris] Strand
In dem hohen Gebirge nicht
Deßen Stirn die
Allmächtige Sonne beglänzt,
Faßest du ihn
Den Bienensingenden
Honiglallenden
Theokrit
Wenn die Rädel [l. Räder] raßelten Rad an Rad,
Rasch ums Ziel weg
Hoch flog siegdurchglühter Jünglinge Peitschenknall,
Und sich Staub wälzt
Wie von Gebürg herab sich
Kießelwetter ins Thal wälzt
Glühte deine Seel Gefahren Pindar
Muth Pindar — glühte —

Armes Herz —
Dort auf dem Hügel —
Himmlische Macht —
Nur so viel Gluth.
Dort ist meine Hütte —
Zu waten bis dorthin

Es ist hier nicht der Ort dazu, im einzelnen kritisch das Verhältnis dieser Frohreichschen Kopie zu den anderen Handschriften und Abschriften, denen „Wanderers Sturmlied" verdankt wird, festzustellen. Es genügt auszusprechen, daß unser Text eng mit demjenigen zusammengeht, der in der 1774 (31. August) von Goethe auch Fr. H. Jacobi übermachten Handschrift enthalten ist.[1]) Die Übersicht der verschiedenen Lesarten in der Weimarischen Ausgabe (2, 309) vermag dies Verhältnis jedem, der nachprüft, leicht zu bestätigen. Frohreichs Kopie erbringt also einen Zuwachs zu unsrer Erkenntnis der Geschichte dieser merkwürdigen Jugenddichtung. Das Roh-Mechanische der Kopie, mit den einer mangelnden Einsicht in den Sinn entsprungenen Fehlern, führt keinen Schaden mit sich und ist bald verbessert; dagegen erhalten wir gerade deshalb in allem Äußeren, was Zeilenabteilung, Schreibung und Interpunktion anlangt, eine um so zuverlässigere Wiedergabe. Man spürt dies sofort, wenn man eine andere (ebenfalls mir vorliegende) Abschrift von Fritz Schlossers Hand zur Vergleichung heranzieht, die aber erst mit den Zeilen

Soll der zurückkehren
Der kleine schwarze feurige Bauer

anhebt und bis zum Ende reicht. Offenbar hat Schlosser sie nach dem ihm auch von Bettina geliehenen Original angefertigt. Er vermeidet als gebildeter Mann natürlich eine Menge Lesefehler, die Frohreich machen mußte. Aber Schlosser hat dafür auch Äußerlichkeiten zurechtgesetzt, bei Schreibung und Interpunktion bisweilen nachgeholfen, den bei Frohreich ununterbrochenen Fortfluß der Zeilen durch Abschnitte zerteilt, die möglicherweise doch vielleicht bei Goethe angedeutet

[1]) Diese Originalhandschrift besitzt das Frankfurter Goethemuseum.

waren, da sie wenigstens in einem Punkte (Absatz hinter „Anakreon“ und vor „Sturm athmende Gottheit“) mit dem Befunde in Jacobis Original und der Göchhausenschen Abschrift übereinstimmen.

Genau so liegt die Sache bei dem Jugendgedichte „Flieh, Täubchen, flieh“, das früher noch als zweifelhaft in die Weimarische Ausgabe (4, 361) eingereiht wurde, jetzt aber (5, 2, 227) zu seinem Rechte gekommen ist. Wieder liegen mir zwei durch Bettinens und Achims von Arnim Vermittlung entstandene Abschriften vor: die eine von Schlossers, die andere von Frohreichs Hand, während das Original, das Goethe einst Sophie von Laroche oder Maxe Brentano überließ, verloren gegangen ist. Die von Schlosser gebotene Textgestalt stimmt im wesentlichen mit derjenigen überein, die neuerdings in der Weimarischen Ausgabe (5, 2, 227) nach einer zweiten Abschrift Schlossers zum Abdruck gelangt ist; da, wie ich konstatieren kann, zwischen beiden Schlosserschen Abschriften doch kleine Verschiedenheiten wenn auch mehr äußerlicher Art (in Strophe 6 Zeile 4 einmal „wohnt“, das andremal „wohnet“) obwalten, so folgt daraus wieder die schon bemerkte Tatsache, daß Schlosser als gebildeter Abschreiber nachgeholfen hat. Frohreich dagegen malt wieder mechanisch seine Vorlage nach, auch wo er sie nicht versteht und nicht lesen kann, und da die Geschichte des Gedichtes und seine Bedeutung immer noch nicht zweifelsfrei erschlossen ist, lege ich hier Frohreichs Abschrift vor, die bis auf greifbare Fehler dem Goethischen Originale am nächsten kommen dürfte. Sie steht auf demselben Bogen mit dem Gedichte „Wenn ich still und einsam weine“, beglaubigt durch Arnims Hand als von „Göthe“, die einzelnen Strophen jedesmal durch ein liegendes Kreuz von einander abgetrennt, und lautet:

Flieh, Täubchen, flieh!
Er ist nicht hie,
Der dich an dem schönsten Frühlingsmorgen,
Fand im Wäldchen, da du dich verborgen;
Flieh Täubchen flieh!
Er ist nicht hie.
Böser Laurer Füße, rasten nie.

Horch, Flötenklang
Liebesgesang
Wallt auf Lüftchen hin zu Chlores Ohre,
Findt im zarten Herzen offne Thore,
Horch Flötenklang
Liebesgesang!
Horch, es wird der süßen Lieb zu lang!

Hoch ist sein Schritt
Fest ist sein Tritt
Schwarzes Haar auf runder Stirn bebet,
Auf den Wangen ewiger Frühling lebet,
Hoch ist sein Schritt,
Fest ist sein Tritt,
Edler Deutscher Füße gleiten nit!

Warm ist die Brust,
Keusch seine Lust,
Schwarze Augen unter runden Bogen,
Sind mit zarten Falten schön umzogen,
Warm ist die Brust,
Keusch seine Lust;
Auch er im Anblick du ihn lieben must.

Roth ist sein Mund
Der mich verwundt!
Auf der Lippen träufeln Morgendüfte
Auf den Lippen säuseln süsse Morgenlüfte!
Roth ist sein Mund,
Der mich verwundt!
Nur ein Blick von ihm macht mich gesund.

Treu ist sein Blut!
Stark ist sein Muth!
Schutz und Stärke wohnt in weichen Armen,
Auf dem Antlitz wohnt edles Erbarmen!
Treu ist sein Blut!
Stark ist sein Muth!
Selig wer an seinem Busen ruht!

So ist der Held
Der mir gefällt,
Soll mein deutsches Herz mit weichen Flöten,
Rasches Blut in meinen Adern tödten.
So ist der Held
Der mir gefällt!
Ihn vertausch ich nicht um eine Welt!

Singt, Schäfer singt,
Wies euch gelingt!
Wieland soll nicht mehr mit seines gleichen
Edlen Muth von unsrer Brust verscheuchen;
Singt Schäfer singt,
Wies euch gelingt!
Bis ihr Deutschen Glanz zu Grabe bringt.

Eine Vergleichung zwischen Frohreichs und Schlossers Kopie, die doch beide demselben Original entstammen, soll hier natürlich bis in die Einzelheiten nicht erfolgen. Nur ein paar Punkte fordern eine Betrachtung heraus. Strophe 2^3: Goethe muß die Namensform „Chloens" sehr undeutlich geschrieben haben, da nicht bloß Frohreich stolperte, sondern auch Schlosser in der mir vorliegenden Kopie unsichere Schriftzüge bietet. Strophe 3^2: Frohreichs „Stirn" wäre unrhythmisch gegen Schlossers zwiefaches „Stirne". Strophe 4^7: Bei Frohreich ist „Auch er im" mechanische Wiedergabe der undeutlich geschriebenen Worte Goethes „Auch beim", ein Irrtum, den Schlosser natürlich ohne weiteres vermied. Strophe 5^3: In Goethes Original muß „auf der Lippen" gestanden haben, was auch Schlosser in der mir vorliegenden Kopie zuerst hatte und erst nachher aus der folgenden Zeile in „auf den Lippen" änderte. Strophe 5^4: „Morgenlüfte" ist bloße Verschreibung aus der vorhergehenden Zeile für „Lüfte"; dagegen hat „süße" seinen guten Grund, während Schlosser merkwürdig schwankend in seiner mir vorliegenden Kopie „kühle", in der anderen Kopie ebenfalls „süße" bietet.

Zur Vollständigkeit meiner Mitteilungen gehört, daß noch von drei weiteren Schlosserschen Kopien in Bettinens Nachlaß Kunde gegeben werde. Auf der letzten Seite von seiner Kopie „Flieh, Täubchen, flieh" findet sich (vgl. Weimar. Ausg. 4, 122):

Sakontala.

Willst du die Blühte des frühen,
die Früchte des späteren Jahres,
Willst du was reizt und entzückt, willst
du was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit ei-
nem Namen begreifen,
Nenn' ich Sakontala dich, — und so
ist Alles gesagt.

Sodann ist ein weiteres Oktavblatt da, auf der Vorder- und Rückseite mit der Kopie je eines Goethischen Gedichtes von Schlosser versehen:

Am 1. October 1797.

War doch gestern dein Haupt noch so braun
wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne
mir winkt;
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee
nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht dir
um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach, ist dem Alter so nah durchs
Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern
und Heute verband.

Es sind die Distichen, die Goethe aus Uri an Schiller sandte, und die uns in Goethes Werken (Weimarische Ausgabe 2, 137) unter dem Titel „Schweizeralpe" bekannt sind. Und rückseitig der Sinnspruch, den Goethe seinem Sohne August in das Stammbuch schrieb (Weimarische Ausgabe 4, 123), in folgender Form:

Gönnern reiche dies Buch und reich es
Freund und Gespielen,
Reich es dem Eilenden hin der sich
vorüber bewegt.

Wer des freundlichen Worts, des Namens
Gabe dir spendet
Häufet den edlen Schatz holden Er-
innerns dir an.

Gegen den erst sehr spät erfolgten Druck dieses Sinnspruches bei Goethe hat Schlossers Handschrift nur die Abweichung „dies Buch" (gegen „das Buch"), was aber auf bloßem Versehen beruht. Denn es sind eben die Distichen, die Goethe unter dem Datum „Jena, 22. November 1801" seinem Sohne August in das Stammbuch geschrieben hatte (Deutsche Rundschau 68, 80). August führte dies Stammbuch 1805 mit sich nach Frankfurt, wo auch Fritz Schlosser unter dem 28. Mai sich eintrug:

Gleich sei keiner dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

Damals muß sich der Goethesammler Schlosser die Widmungsdistichen Goethes ausgeschrieben und nachher Bettinen, als Gegengabe gegen die von ihr geliehenen Manuskripte, eine Kopie angefertigt haben. Eine Bekräftigung dieses zeitlichen Schlusses liegt darin, daß Schlosser eine zweite Einschrift Goethes in das Stammbuch, die dieser auf Augusts Heimreise in Halle am 12. Juli 1805 eintrug, nicht unter seinen Papieren hinterlassen hat.

IV.

Goethe an Bettina Brentano.

Seitdem Bettina Brentano am 23. April 1807 in Weimar zuerst erschienen war, knüpfte sich zwischen Goethe und ihr ein Briefwechsel an, der bis in das Jahr 1811 blühte, dann jäh verdorrte und in der späteren Zeit nur noch vereinzelte Sprossen trieb. Die vier Jahre von 1807 bis 1811 waren für Bettina die hohe Zeit ihrer Gemeinschaft mit Goethe. Seine Briefe hütete sie wie ein Heiligtum und bewahrte sie in einer (heute noch vorhandenen) Tasche von dunkelrotem Sammet. Nur wenigen Erwählten gestattete sie bei Lebzeiten den Anblick ihrer Schätze.

Sie selbst aber gab von ihnen die erste öffentliche Kunde in ihrem Werke „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" 1835, indem sie die Urschriften nicht wie ein Philolog wortgetreu abdrucken ließ, sondern indem sie als Künstlerin frei über sie zur Gestaltung des großen Bildes von Goethe, das ihr vorschwebte, schaltete. Die Differenz der Anschauungen über die Art, wie überhaupt bei Veröffentlichung von Briefen anderer vorzugehen sei, hat dann den eigentlich gegenstandslosen und kaum begreiflichen Streit über Bettinens Werk hervorgerufen, der sich selbst zu der Behauptung verstieg, daß die Briefe gefälscht seien. Nach der persönlichen Seite hin war die Angelegenheit von Goethes Sekretär Riemer getrübt worden, der, weil es ihm einst nicht gelungen war, Bettinen gegenüber den Eindruck der Selbständigkeit zu machen, gegen alles, was mit ihr zusammenhing, eine gereizte Gesinnung an den Tag legte und seine (wie noch zu betonen sein wird) unzureichende Kenntnis dessen, was zwischen Goethe und Bettina gespielt hat, als unumstößliche Norm ausgab. Als die verletzenden Angriffe auf Bettinas Werk nicht aufhörten, nahm Herman Grimm 1858 die Gelegenheit wahr, sich in Wiepersdorf auf Grund der dort erhaltenen Originale ein sachlich begründetes Urteil über den Tatbestand zu bilden. Auf den Rändern eines Exemplars des „Briefwechsels mit einem Kinde", das noch unter seinen Büchern vorhanden ist, verzeichnete er sich die hauptsächlichsten Übereinstimmungen und Abweichungen nach den Originalen, nicht zum Zweck einer literarischen Veröffentlichung derselben, sondern allein zu seiner ehrlichen Selbstorientierung, aus der später sein unnachahmlicher Aufsatz über Bettina geflossen ist, der seine dritte Auflage des „Briefwechsels mit einem Kinde" einleitet.

Aber gerade diese „Kollation" Herman Grimms hatte das sonderbare Geschick, entgegen ihrer Bestimmung die Grundlage für die von Gustav von Loeper vorgenommene Veröffentlichung der Originaltexte zu werden. Eine Notiz H. Grimms besagt: „Mein durchkollationiertes Exemplar von Goethes Briefwechsel mit einem Kinde heute Herrn von Loeper geliehen. Lichterfelde 7. Dez. 1872", also zu derselben Zeit, wo dieser auch von ihm die Abschriften der Briefe Goethes an Sophie von Laroche erhielt. Und in einem vorherigen Briefe Loepers

vom 3. Dezember 1872 lese ich: „Ich kann mir denken, daß Sie in der Benutzung der Briefe Ihrer seligen Frau Schwiegermutter Bettina, Schwager und Schwägerinnen gegenüber, Rücksichten zu nehmen haben... Ich werde, wenn Sie mir den Band gütigst schicken wollen, hienach verfahren und Ihnen vorher schreiben und anfragen, ob Ihnen eine Erwähnung der Briefe, wenn sich mir solche bei Bearbeitung der Laroche-schen oder sonst aufdringen sollte, unverfänglich erscheint. Sehr gern käme ich noch zu Ihnen hinaus, sagte Ihnen mündlich Adieu usw." Kurz und gut, Loeper erhielt den Band und stellte schließlich auf Grund desselben den zweiten Teil seiner Briefpublikation her.

Loeper nennt in seiner Vorrede Hermann Grimms Namen nicht; aber Scherer, der Bescheid wußte, holte es später in der Deutschen Rundschau, Oktober 1879, nach. Während Loeper (Vorrede S. XLVIII) erklärt, daß drei Goethebriefe ihm „in der Original-Handschrift vorlägen", sagt er weiter bloß, „der Abdruck der übrigen eilf, sowie desjenigen von Bettina an den Dichter, sei nach Abschriften von den Originalbriefen bewirkt, welche letzteren Bettina im Mai 1858 probeweise mitteilte, um damit die Lewesschen und andre Angriffe auf die Glaubwürdigkeit ihrer Korrespondenz mit Goethe zurückzuweisen". Jene drei Originalbriefe sind diejenigen, die nachher „als Geschenk Herman Grimms" in das Weimarer Archiv gelangten, und die „Abschriften von den Originalbriefen" sind in Wahrheit nichts, als Herman Grimms Bleistiftnotizen an den Rändern seines Exemplars des „Briefwechsels mit einem Kinde". Daher kommt denn auch bei Loeper, mangels eigener Einsicht in die Originale, der unglaubliche Zustand der Brieftexte. Aber, was das Schlimmste ist, diese Verderbnis hat weiter fortgewirkt und ist leider auch in den beiden Weimarer Neudrucken, der „Ausgabe" und den „Schriften der Goethe-Gesellschaft", nicht ganz behoben worden.

Ein wie beschränktes Mittel der Wiedergabe doch immerhin der Druck bleibt, erkennt man erst, wenn man sich in die Art und Beschaffenheit der Originale eingefühlt hat. Die Minderzahl der Briefe ist von Goethe seinem Sekretär Riemer in die Feder diktiert, von diesem mundiert, kuvertiert und adressiert worden: sie haben ohne Ausnahme die Anrede „Sie" und

einen ins Konventionelle überneigenden Ton. Diese wenigen Briefe kannte Riemer nur, und auf sie gründete sich mit sein blindes Urteil über Bettinens Berechtigung oder Nichtberechtigung, von Goethes Liebe und Zuneigung zu sprechen. Das merkwürdigste Blatt in dieser Hinsicht ist das vom 11. September 1809: von Riemers Hand geschrieben, ziemlich trockenfreundlich, „Sie" die Anrede; aber darunter am Schlusse eine eigenhändige Nachschrift Goethes mit „Du": „Verzeihe mir liebe Bettine daß ich Dir durch eine fremde Hand schreibe" usw. Natürlich wurde diese eigenhändige Nachschrift dem Sekretär Riemer nicht bekannt, ebenso wenig wie die große Mehrzahl der ganz eigenhändigen Briefe Goethes, die bis auf einen das „Du" der Anrede festhalten und, was wieder sehr interessant ist, sich zum Teil überhaupt nicht in seinem Tagebuche verzeichnet finden.

Die Adressen an Bettina sind zum Teil unmittelbar auf den in Briefformat zusammengefalteten Bogen geschrieben, meistens sind die Briefblätter aber in besondere Kuverts gesteckt. Fast alle sind in rotem Lack mit einem fliegenden Amor gesiegelt, eins hat auf der Rückseite die (vor dem Verschluß von Goethe angefertigte) Tuschezeichnung einer Landschaft: links auf einem Berge ein Haus, gegenüber auf einem niederen Hügel hoch emporragende Pappeln. Bei Loeper, und danach in den beiden Weimarer Neudrucken, wird noch als anscheinendes Zeichen eines nicht erhaltenen Goethebriefes ein eigenhändiges Kuvert mit der Adresse Bettinens und dem Poststempel „d. 17. Jan. 11" angeführt: es liegt mir vor, ist aber in Wahrheit kein anderes als das, in welchem Goethes uns bekannter Brief aus Jena vom 11. Januar 1811 (in den Tagebüchern nicht vermerkt) zu Bettinens Händen nach Berlin gesandt wurde.

Seit Herman Grimms Mitteilungen in der Deutschen Rundschau (1890. 62, 471) weiß man bereits, daß auch Goethische Sonette sich in Bettinens Nachlaß erhalten haben. Die ganze Sache liegt aber so schwierig, und die Frage, wie und wann Bettina zu ihnen gelangt ist, blieb bisher so ungeklärt, daß eine Erörterung aller in Betracht kommenden Umstände sich nicht umgehen läßt. Bettinens gedruckter „Briefwechsel" enthält drei Sonette Goethes mit Quellangabe aus

seinen Werken und drei andere ohne Quellangabe. Die ersten drei scheiden für meine Betrachtung, die ja nicht überhaupt auf Goethes Sonettenkranz eingehen will, aus. Von den drei letzteren ohne Quellangabe war längst, zuerst durch Loeper, bemerkt worden, daß sie Wendungen und Lesarten boten, die auf keine gedruckte, sondern eine nicht bekannte handschriftliche Quelle zurückgehen mußten, bis Herman Grimm am vorgemerkten Orte für zwei derselben den tatsächlichen Nachweis ihres Vorhandenseins bringen konnte: für das dritte freilich nicht. Es wäre aber heute gegenüber den inneren und äußeren Indizien eine Vermessenheit, wenn man Bettinens klare Angabe für dies dritte Sonett „Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen" (Briefwechsel 3. Aufl. S. 131), daß es „im Brief an Goethes Mutter eingelegt" gewesen sei, bestreiten wollte, nur weil die Originalschrift verloren gegangen ist. Die beiden in Bettinens Nachlaß erhaltenen Sonette sind von Goethe eigenhändig mit lateinischen Buchstaben auf zwei einzelne Oktavblätter in der Längsrichtung geschrieben und eigenhändig mit römischer I und römischer III gezählt. Der genaue Wortlaut ist:

I.

Ein Strom entrauscht umwölcktem Felsensaale
Dem Ocean sich eilig zu verbinden,
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen
Er wandelt unaufhaltsam fort zu Thale.

Doch stürzt sich Oreas mit einem Male,
Ihr folgen Berg und Wald in Wirbelwinden,
Herab zur Flut, Behagen dort zu finden,
Vnd hemmt den Lauf, begränzt die weite Schaale.

Die Welle sprüht vnd staunt zurück vnd weichet
Vnd schwillt bergan, sich immer selbst zu trincken,
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.

Sie schwanckt und ruht, zum See zurückgedeichet.
Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blincken
Des Wellenschlags am Fels ein neues Leben.

III.

War unersättlich nach viel tausend Küssen
Vnd musst' mit Einem Kuss am Ende scheiden.
Bey solcher Trennung herbempfundnem Leiden
War mir das Vfer dem ich mich entrissen,

Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüssen,
Solang' ich's deutlich sah, ein Schatz der Freuden,
Zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden
An fern entwichnen lichten Finsternissen.

Vnd endlich als das Meer den Blick vmgränzte
Fiel mir's zurück in's Herz mein heiss Verlangen,
Ich suchte mein Verlornes gar verdrossen.

Da war es gleich als ob der Himmel glänzte;
Mir schien als wäre nichts mir, nichts entgangen,
Als hätt' ich alles was ich je genossen.[1])

Die erste Frage ist, wann Bettina diese Blätter von Goethe erhalten hat? Seine Tagebücher geben keinen Fingerzeig. Persönlich kann sie aber die Blätter nicht von ihm empfangen haben, weder natürlich während des kurzen Besuches am 23. April 1807, noch während ihres zweiten Weimarer Aufenthaltes vom 1. bis 10. November desselben Jahres, weil die Sonette erst nach dieser Zeit gedichtet wurden. Es bleibt demnach kein Ausweg als der der brieflichen Zusendung durch die Post, oder durch einen Überbringer.[2]) Um dahinter zu kommen, müssen Bettinens Originalbriefe an Goethe, soweit nötig, zu Rate gezogen werden.

Loeper hat (S. 148) den Originalbrief an Goethe „Liebe, liebe Tochter" aus Kassel, 15. Juni 1807, veröffentlicht, den

[1]) Zeile 11 stand ursprünglich „das Verlorne"; mit schwärzerer Tinte ist „mein" in den durch nicht spurlose Rasur von „das" gewonnenen Zeilenraum eigenhändig eingeschrieben, und an „Verlorne" ein „s" angefügt; „die" kann nicht dagestanden haben, weil keine Rasurspur eines i-Punktes, den Goethe sonst sehr kräftig hinsetzt, vorhanden ist. — In Zeile 5 steht „Hugeln", und in Zeile 6 das Komma versehentlich vor „sah".

[2]) „Überbringer" sage ich insofern, als nach Goethes Tagebuch Reichardt wieder am 29. Dezember 1807 in Weimar war „auf der Durchreise nach Kassel".

Bettina in ihrem „Briefwechsel" (S. 71) ein wenig verändert und in dem ästhetisch bedingten Streben, nach dem Aprilbesuche bei Goethe keine zu große Lücke erscheinen zu lassen, einen Monat früher auf den 15. Mai datiert hat. Leider stimmt Loepers Angabe „nach der Originalhandschrift" wieder nicht, vielmehr hat er sich den Text nach Herman Grimms (oben bemerkter) Bleistiftkollation am Rande zusammengestellt, woraus sich der betrübsame Zustand des Textes erklärt, den nun auch die betreffende Schrift der Goethe-Gesellschaft, mit noch eignerer Zurechtmachung, übernommen hat: Das Original ist erhalten und liegt mir vor. Jedenfalls aber hat Loeper zuerst darauf hingewiesen, daß man nach Bettinens originaler Briefstelle „mein Kind! mein artig gut Mädchen! liebes Herz" den klaren Zusammenhang mit Goethes Sonett „Sie kann nicht enden", das gesperrt dieselben Kosenamen enthält, nicht leugnen könne, — vorausgesetzt freilich, daß Goethe diese Kosenamen nur für Bettina, und nicht auch für andre junge Damen seiner Umgebung gebraucht habe. Dies Sonett wäre alsdann ein Nachklang von Bettinens kurzem Aprilbesuch, durch den sie Goethe nach seinem eigenen Worte „sehr glücklich gemacht" hat.

Ganz andre Möglichkeiten des innigsten Vertrautseins mit Goethe gewährte ihr aber der zehntägige Novemberbesuch in Weimar. Wer könnte es ahnen, geschweige denn wissen und aussprechen, was der Welt unbewußt von beiden damals empfunden und genossen wurde. Nur in den Briefen, die Bettina unmittelbar darauf aus Kassel (wohin sie sich von Weimar zu sechswöchentlichem Besuche ihrer an den westfälischen Hofbankier Jordis verheirateten Schwester begab) an Goethe richtete, zittern die Erinnerungen an beglückende Stunden, Gespräche, Begebenheiten in leisen Andeutungen nach, die natürlich bei Goethe mit einem einzigen Worte die Gesamtheit alter und neuer Empfindungen wachrufen konnten. Von den erhaltenen Kasseler Novemberbriefen Bettinens ist einer (nicht der erste, wie der Anfang „Warum muß ich denn wieder schreiben?" bezeugt) nach schon früherem Drucke in der 14. Schrift der Goethe-Gesellschaft (S. 162) wiederholt. In ihm scheinen mir die Andeutungen, die Keime zu vier Sonetten Goethes ausgestreut

zu sein. Erstens. Bettina beginnt: „Warum muß ich denn wieder schreiben? Einzig um wieder mit Dir allein zu sein, so wie ich gern kam in Weimar um mit Dir allein zu sein, zu sagen hab ich nichts, damals hatte ich auch nichts zu sagen, aber ich hatte Dich anzusehen und innig froh zu sein, und war Bewegung in meiner ganzen Seele". Und damit vergleiche man (ich sperre die betreffenden Stellen) Goethes Sonett, das er die „Liebende" sprechen läßt:

Warum ich wieder zum Papier mich wende?
Das mußt Du, Liebster, so bestimmt nicht fragen:
Denn eigentlich hab' ich Dir nichts zu sagen;
Doch kommt's zuletzt in Deine lieben Hände —

mit dem Schlusse:

So stand ich einst vor Dir, Dich anzuschauen,
Und sagte nichts. Was hätt' ich sagen sollen?
Mein ganzes Wesen war in sich vollendet.

Zweitens. Bettina fährt im selben Briefe fort: „So wie der Freund Anker löst nach langer Zögerung und endlich scheiden muß; ihm wird die letzte Umarmung was ihm hundert Küsse und Worte waren, ja noch mehr, ihm werden die Ufer die er in der Entfernung ansieht, was ihm der letzte Anblick [des zurückgelassenen Freundes] war, Und wenn nun endlich auch das blaue Gebirg verschwindet, so wird ihm seine Einsamkeit seine Erinnerung alles, so ist das treue Gemüt beschaffen das Dich lieb hat, das bin ich!" Und damit vergleiche und bedenke man Goethes vorstehendes Sonett „War unersättlich nach viel tausend Küssen". Drittens. Bettina weiter: „ich! die Dir von Gott gegeben ist, als ein Damm, über welchen dein Herz nicht mit dem Strom der Zeit schwimmen soll, sondern ewig jung in Dir bleibt und ewig geübt in der Liebe". Und man betrachte dazu den Inhalt und Sinn des vorstehenden Sonettes „Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale". Goethe, der Strom, rauscht unaufhaltsam dem Ozean zu, zum „Vater" hin; aber Bettina, die Oreade, stürzt ihm entgegen, Behagen in seiner Flut zu finden; mit Gestein des Berges und Holz des Waldes baut sie einen

Damm (Deich) und hemmt dadurch des Stromes Lauf, so daß er eine weite, ruhige „Schale" bildet, zum „See zurückgedeichet" ist, und nun entsteht ihm in Liebe ein „neues Leben". Ich glaube, daß Bettinens Keim in diesem herrlichen Sonette Goethes zur Reife gediehen ist. Und viertens. Bettina schließt: „und wenn Dein Sinn wäre von Stein, wie Dein Bildnis, so müßte ich doch rufen: umarme mich, weißer Cararischer Stein!" Es ist schon von andrer Seite richtig bemerkt worden, daß zu dieser Briefstelle Goethes Sonett

Du siehst so ernst, Geliebter! Deinem Bilde
Von Marmor hier möcht' ich dich wohl vergleichen —

die Erfüllung bildet. Eine Einzelhandschrift Goethes von diesem Sonette (Weim. Ausgabe 2, 300) trägt das Datum des 6. Dezember 1807; der schon ausgesprochene Schluß, daß das Sonett unmittelbar, oder bald nach Empfang des vorstehenden Bettinabriefes gedichtet sein werde, ist richtig. Ebenso berechtigt sind wir aber auch, anzunehmen, daß das eine oder andre von den durch Bettinas Brief angeregten Sonetten um die gleiche Dezemberzeit entstanden sei, so daß Goethe immerhin eine gewisse Anzahl Sonette zur Versendung an Bettina bereit hatte.

Nun liegt mir ein weiterer Originalbrief Bettinens aus der allerletzten Zeit des Kasseler Aufenthaltes vor, der auch im gedruckten Briefwechsel (S. 93) benutzt ist. Zwar undatiert, läßt er sich für unsre Frage doch ausreichend bestimmen. Es ist darin von abendlichen Besuchen Arnims die Rede, der die Novembertage in Weimar und die Reise nach Kassel mitgemacht hatte und bis in den Januar 1808 hierselbst verblieb; und eine Nachschrift des Briefes besagt: „Morgen reiß ich nach Frankfurth, da will ich der Frau Mutter [der Frau Rat] alle mögliche Sorgfalt angedeihen lassen und will sie verehren, denn ‚seelig ist der Leib, der Dich getragen hat' usw." Jedenfalls war Bettina am 25. Dezember 1807 (nach Frau Rat, Köster Nr. 396) und über Fest in Kassel; wahrscheinlich reiste sie Anfang Januar 1808 zusammen mit Arnim nach Frankfurt. Der Brief ist an mehreren, wenigstens drei Tagen geschrieben, die erste Seite ist voll allgemeiner Gedanken und Verehrung für Goethe. Dann aber heißt's auf der zweiten Seite wörtlich genau:

„Und so weit hatte ich gestern geschrieben, saß heute morgen auf dem Sessel und laß still und andächtig in Carls des großen Jugendjahren, ohne nur mich zu bewegen, denn ich wurde dabey gemahlt, so wie Du mich bald sehen sollst[1]), da brachte man mir das blaue Couvert, und ich brach auf und fand mich darinn in Göttlichem Glanze wiedergebohren, und zum erstenmal glaubte ich an meine Seeligkeit. — Was will ich denn? ich begreife mich oft nicht, jeder Lärm ist mir zuwieder, ich wollt es wär still in der Welt, es gäb nichts mehr außer mir. (Dem Arnim machte ich ein Bett von Rosen und ließ ihn im Mondschein schlafen, und ließ ihm alle Ruhe angedeihen.) Dich wollte ich oft und warm ansehen, wollte Dich begleiten in Dein stilles Haus, und wollte Dich ausfragen über Dein ehemaliges und jeziges Leben, so wie ich Dein Angesicht ausgefragt hab über seine vorige und jezige Schönheit, auf der Bibliothek da konnte ich nicht umhin, mich zu Deiner jungen Büste aufzuschwingen, und meinen Schnabel gleichsam wie eine junge Nachtigall daran zu wezen, Du breiter voller Strohm, wie Du damals durch die üppigen Gegenden der Jugend durchbraußtest, und jezt eben ganz still durch Deine Wiesen zogst. Ach und ich stürzte Dir Felssteine vor, und wie Du wieder Dich auftürmtest, wahrlich es war nicht zu verwundern, denn ich hatte mich tief eingewühlt.

„Siehst Du! ich spreche heute ernster mit Dir als je, und weil Du jung bist und herrlich, und herrlicher wie alle, so wirst Du mich auch verstehn. Ich bin ganz sanft geworden durch Dich, am Tag treib ich mich mit Menschen, mit Musik und Büchern herum, Abends sehe ich den Arnim, und unter unsern Gesprächen rauscht die Fluth meiner Liebe Gewaltsam in mein Herz, ich hab ihn gelehrt wie man Dich lieben soll und war am Ende erstaunt wie er geübt war, ja wie er es beinah besser kann, als ich es ihm sagen konnte. wie kommt Dir das alles vor? gellt närrisch, gellt Du meinst — aber ich hab Dich einzig

[1]) Wohl frühester Versuch Ludwig Grimms, Bettina zu porträtieren, der erst 1809 in München durchgeführt wurde (vgl. „Goethe und die Brüder Grimm“ S. 49).

lieb — in der Art[1]). Den Tag als ich Abschied nahm von Dir mit dem einen Kuß, mit dem ich nicht schied von Dir, da war ich Morgens beinah eine ganze Stunde allein im Zimmer wo das Clavier steht, da saß ich auf der Erd im Eck, und dachte es geht nicht anders Du mußt auch einmal weinen, und Du warst ganz nah und wußtest es nicht, und ich weinte mit lachendem Munde, denn mir schaute das feste grüne Land durch den trübsinnigen Nebel durch, Du kamst, und ich sagte Dir recht kurz (und ich schränkte mich recht ein dabei, im streichlen und küssen), wie Du mir werth seyst.

Ich frag Dich: bist Du nicht wieder ganz jung bei mir? oder soll ich mehr als wahr seyn? soll ich täuschend wahr seyn? — Bettine."

Welches ist nun das „blaue Kuvert", das Bettina Ende Dezember 1807 in Kassel erhielt? Wir wissen von keinem Briefe Goethes aus dieser Zeit, weder aus seinen Tagebüchern noch aus Bettinens Nachlaß. Es darf sich auch nicht der Gedanke einstellen, als könne Goethes bekannter Brief vom 9. Januar 1808 gemeint sein! Denn der ging, wie der Inhalt bewährt, bereits nach Frankfurt, also an das Ziel, das Bettina in der Nachschrift ihres obigen Kasseler Briefes („morgen") angegeben hatte. Nein, ich glaube, daß dieses „blaue Kuvert", das Bettinen den überschwenglichen Freudenausdruck entlockt, ihr von Goethe, ohne weiteren Brief, die Sonette brachte, in denen sie sich in der Tat in „göttlichem Glanze wiedergeboren" finden konnte. Und nun kehrt sie an der Hand der ihr vorliegenden Sonette zu den einzelnen Weimarer Szenen zurück, aus deren Wurzel sie erblühten. Die Liebkosung der Büste Goethes auf der Bibliothek meint das Sonett

Du siehst so ernst, Geliebter! Deinem Bilde
Von Marmor hier möcht' ich Dich wohl vergleichen —

Die Stelle von dem „breiten vollen Strom", dem Bettina selbst (so deutet sie Goethes Absicht richtig) sich entgegenstürzt, deutet auf das Sonett

[1]) Das Wort „lieb" ist mit einem Kreise umzogen; die im Druck gesperrten Worte sind von Bettina im Original unterstrichen.

Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale,
Dem Ozean sich eilig zu verbinden —

und der „Kuß, mit dem ich nicht schied von Dir" (das „nicht" liebevoll-gegensätzlich) bestätigt das Sonett

War unersättlich nach viel tausend Küssen
Und mußt' mit Einem Kuß am Ende scheiden.

Dieser Bettinabrief, wie ich ihn verstehe und erkläre, setzt also drei übersandte Sonette voraus. Zwei sind wirklich noch vorhanden, gezählt I und III. Wie nahe liegt es, anzunehmen, daß dazwischen ein Sonett II gelegen haben wird; und dies Sonett II muß „Du siehst so ernst, Geliebter!" gewesen sein, von dem es ja ein früher im Hirzelschen Besitze gewesenes Blatt mit dem Datum „6. Dezember 1807", auch mit lateinischen Lettern, und ohne Überschrift, genau also wie die beiden Blätter in Bettinens Nachlaß, gibt. Da die Bettinische Anregung zu diesem Sonette einwandfrei nachgewiesen ist, müßte es geradezu auffällig erscheinen, wenn Goethe es nicht den beiden anderen zugelegt hätte. Dieses Blatt II muß aber Bettinen frühzeitig in Verlust geraten sein, da sie es schon bei Abfassung ihres gedruckten Briefwechsels nicht mehr zur Verfügung hatte. Übrigens weisen noch die beiden erhaltenen Blätter I und III die gleiche ursprüngliche Faltung auf, nach der sie genau in das Format der bekannten „blauen Kuverts" hineinpassen.

Bettina hat mit den Sonetten für ihr Werk schwere Arbeit gehabt. Sachlich verfuhr sie insofern richtig, als sie die zwei vorgefundenen Sonette ihrem umgearbeiteten obigen Briefe (3. Aufl. S. 92), den sie aber auf den 13. August 1807 zurückdatierte, voranstellte, nur daß sie zu den Sonetten einen eigenen Überreichungsbrief Goethes, unter 7. August 1807, erdichtete, wie dieser bei Übersendung tatsächlich gedacht haben mag, oder geschrieben haben könnte, wenn er die Feder ansetzen wollte. Aber er tat es nicht, die Übersendung der Sonette ohne Begleitbrief wirkte überraschender und mächtiger; das war Goethes Absicht.

Es ist möglich, doch nicht wahrscheinlich, daß Bettinens obiger letzter Kasseler Brief mit den Christgeschenken mitging,

die Bettina nach Weimar sandte; denn keineswegs mußten damals Christgeschenke rechtzeitig zum Weihnachtsabend abgeschickt werden und eintreffen, und nach dem Tagebuch kam „die Schachtel von Bettina Brentano mit den Weihnachtsgeschenken" am 3. Januar 1808 in Weimar an. Jedenfalls muß Goethe den Kasseler Brief noch erhalten haben, ehe er Bettinen aus Weimar 9. Januar 1808 für die Christgeschenke eigenhändig dankte. Denn er hatte daraus Bettinens Übersiedlung nach Frankfurt ersehen, und er spricht die Hoffnung aus, bald Nachricht, wie Bettina seine Mutter in Frankfurt gefunden habe, wie sie ihrer pflege usw., zu empfangen. Dies ist der Brief, über den Bettina nach den Worten der Frau Rat (15. Januar 1808) außer sich vor Freude war. Und nur der Schlußsatz: „Adieu mein artig Kind! Schreiben Sie bald, daß ich wieder was zu übersetzen habe" spielt auf die vor kurzem überschickten Sonette an: mit anderen Worten, er wünscht, daß Bettina ihm wieder ähnliche solche Briefe wie den obigen Novemberbrief schreiben möge, damit er sie, wie geschehen, wieder in die Form des Sonettes „übersetzen" könne.

Noch aber sind nicht alle Rätsel in Goethes Briefe vom 9. Januar 1808 gelöst. Wir sahen, der Schlußsatz deutet auf das blaue Kuvert mit den Sonetten hin. Unmittelbar davor steht: „Herrn Stollens Attention auf dem blauen Papier hat Ihnen doch Freude gemacht." Die Weimarische Briefausgabe enthält sich mit gutem Bedacht eines Erklärungsversuches, die 14. Schrift der Goethe-Gesellschaft aber (S. 349) glaubt das „blaue Papier" als „blauen Umschlag" (Kuvert) deuten zu dürfen, und verweist sogar noch auf Goethes 10. Sonett, in dem eben der allbekannte „blaue Umschlag" vorkommt. Die Sache verhält sich aber ganz anders. Es ist zunächst klar, daß „Herrn Stollens Attention" in irgend etwas bestehen muß, das Bettinen vorher (d. h. vor Niederschrift des Briefes vom 9. Januar 1808) zugekommen sein muß. Nun fand ich in einem der Kuverts, wissenschaftlich bisher gänzlich unbeachtet und unbenutzt, ein radiertes Blättchen (Größe 3,5 cm zu 5 cm), das auf ein stärkeres blaues Papier (Größe 7,5 cm zu 8,75 cm) aufgezogen ist. Auf der Rückseite der blauen Papierunterlage steht klar und schön von Goethes Hand geschrieben und sorgfältig eingerückt:

Pour Dlle Bettine Brentano
de la part
De Mr de Stoll a Vienne

und es wird nun kein Zweifel mehr sein, daß dies Bildchen die „Attention" auf dem „blauen Papier" ist, die Goethe in seinem Briefe meint. Da es von Goethe vorher keine andere Übersendung als die der Sonette gibt, so muß die „Attention" eben diesen beigelegt gewesen sein, und es ist recht artig, daß Goethe am Schlusse seines Briefes vom 9. Januar 1808 sich zunächst erkundigt, wie Stolls Attention gefallen habe, und dann erst seiner eigenen „Übersetzungen", Sonette, erwähnt.

Worin liegt aber die „Attention" für Bettina? Das radierte Bildchen stellt eine runde Bergkuppe dar, gekrönt von einer Kapelle, um die sich die Kreuze eines Friedhofs ziehen. Eine Schnecke mit einem Käfer auf dem Rücken kriecht langsam den steilen Pfad hinauf, den vor ihr ein Reiter emporgestürmt ist, um oben an der Kapelle entseelt vom Pferde zu sinken. Und drüber leuchtet, unberührt vom irdischen Wechsel, ewig Sonne, Mond und Stern. Der Gedanke des Bildes ist wohl der, daß wir wie die Schnecke in „Eile mit Weile" unsern Lebensweg vollenden sollen, und darum tritt auch die Schnecke, links unten im Bilde, dem Auge in ihrer fast natürlichen Größe entgegen, während Reiter und Kapelle in der weiten Entfernung dem Auge beinahe zu verschwinden scheinen. Blick und Interesse des Beschauers haftet eben an der Schnecke.

Nun war, als Bettina im November 1807 mit Savignys, Clemens, Arnim, Reichardt bei Goethe weilte, auch Joseph Ludwig Stoll aus Wien in Weimar anwesend und, ausweislich der Goetheschen Tagebücher, mit ihnen allen in Verkehr. Stoll war im Goetheschen Hause wohlgelitten, schon 1805 trug er sich in Augusts Stammbuch ein: jetzt rüstete er für 1808 eine neue Zeitschrift, den „Prometheus", für den er und sein Mitherausgeber Leo von Seckendorf Goethes Festspiel „Pandoras Wiederkunft" als ersten Beitrag gewannen, wie sie sich auch persönlich Reichardts und Arnims Mitarbeit sicherten. Stoll wird uns heute nicht als Dichter

von nennenswerter Begabung erscheinen, aber innerhalb des Goethe umkreisenden jungen Dichterschwarms machte er gewiß dieselben Ansprüche, wie mancher andere seinesgleichen, geltend. Worauf er aber als „Dichter" beruhte, war sein Hochzeitsspiel „Die Schnecken" oder „Die Schnecken-Komödie", die er so sehr liebte, daß er sie in kurzer Frist zweimal drucken ließ. Am Morgen nach der Hochzeit macht sich der Teufel den Spaß, die Eintracht eines jungen Ehepaares zu stören. Der Mann läuft übereilt von dannen, kommt in die Schenke „Zur Schnecke" und findet da lauter Gäste, denen Hörner aufgesetzt sind. Der „Chor der Schnecken" tritt auf und hebt an:

Wir gleiten und schleichen
Auf glänzenden Bäuchen &c.

und die einzelnen Schnecken drücken auf die verschiedenste Weise die Meinung aus, „daß nichts bewährter sei, als Eile mit Weile". Am Ende kommt es natürlich auf die Versöhnung des jungen Paares hinaus.

Ob es nun richtig ist, daß (wie die Bibliographie bei Goedeke besagt) die Schnecken-Komödie als dramatisches Taschenbuch erst 1810 erschien, während doch das von mir benutzte Exemplar der Königlichen Bibliothek Berlin keine Jahreszahl auf dem Titel trägt: soviel ist sicher, daß Clemens Brentano damals schon die Schnecken-Komödie, wenigstens den Chor der Schnecken, kannte. Denn im Februar 1808 entwarf er eine Karikatur des neuen Stollschen „Prometheus", wie den angeschmiedeten Prometheus die Schnecken fressen, und schrieb dazu die Reimzeilen (Arnim und Brentano S. 361):

Wir kreuchen und schleichen
Auf glänzenden Bäuchen.

Der Schluß liegt also nahe, daß wie Clemens so auch Bettina in Weimar durch Stoll von seiner Schnecken-Komödie Kenntnis erhielten, der sie vielleicht im Manuskript mitführte und daraus vorlas, wie es auf den Weimarer Gesellschaften Sitte war. Wer kann wissen, welche Gespräche und Scherze sich an Stolls Schnecken knüpften. Aber verständlich wird uns, wie das Schneckenbildchen auf dem blauen Papiere, das Stoll durch Goethe Bettinen verehrte, eine „Attention" für diese bedeuten

konnte. Freilich scheint die „Attention“ auf Bettinen keinen Eindruck gemacht zu haben; denn in demselben Briefe, worin sie Riemers wie neue Sohlen krachendes Sonett abtut (Briefwechsel S. 118), finden sich im Original noch die erst jetzt verstehbaren Worte: „Der Schneck ist und bleibt ein schmuziger Fantast“, die sie im gedruckten Briefwechsel fortgelassen hat.

An die Frau Rat sind auch noch ein paar bisher nicht bemerkte Andenken in Bettinens Nachlaß vorhanden. So eine Haarlocke von ihr, mit Beglaubigung dazu. Dann aber ein blaues Kuvert mit Goethes eigenhändiger Aufschrift: „An Frau Räthinn Goethe nach Francfurt am Mayn“ und dem Poststempel „Carlsbad“. Es handelt sich dabei um Goethes Brief an seine Mutter vom 24. Juni 1807, dem sein (uns bekannter) Brief an Bettina vom 22. Juni beigelegt war (Tagebücher 3, 229). Offenbar hat die Frau Rat ihrer jungen Freundin den Brief in dem Kuvert zugestellt. Daß diese aber auch, wie ja an sich natürlich, von dem Inhalt des Briefes an die Mutter Kenntnis erhielt, beweist Clemens' Bericht an Arnim vom 17. Juli 1807 (Arnim und Brentano S. 219): „Soeben geht Bettine mit ihrem Schreibebuch zum erstenmal zur alten Goethe, sich erzählen zu lassen und aufzuschreiben. Gestern hat die Alte ihr gesagt: ‚Main Sohn hat Ufträg vom Kaunig nach Wiehn kriegt, un sie sahge, er werd außem Karlsbad hihngehn, aber ich weeß besser, er kann nit wohl hihngehn, ich hab em ja Schpahwasser nach Waimar geschickt, un wie kann er dann nach Wiehn, wann das Schpahwasser in Waimar iß'“. Daß er die Mutter um eine Kiste Spaawasser bitten werde, schrieb Goethe am 24. Juni 1807 auch seiner Frau Christiane, und der Frau Rat Brief an ihre Schwiegertochter vom 9. Juli 1807 (bei Köster Nr. 388) bestätigt den empfangenen und ausgeführten Auftrag ihres Sohnes. So ist von diesem verlorenen Briefe Goethes, außer dem wirklichen Kuvert, auch mittelbar der Inhalt durch Bettinen uns erhalten worden.

Außer Briefen hat Bettina von Goethe auch selbstgepflückte Blumen und gedruckte Dichtungen empfangen; die Blumen befinden sich noch, fast zermürbt, in kleinen Papierumschlägen. Aber wieder hat Goethe seinen Tagebüchern nicht anvertraut, daß er Bettinen das Druckexemplar des „Masken-

zuges zum 30sten Januar 1810" zusandte, an den Rändern stark beschnitten, damit es in den Umschlag hineinpasse, den er selbst zurechtgeschnitten hatte und den er mit der eigenhändigen Adresse „An Demoiselle Bettine Brentano nach Landshut bey Hrn. von Savigny. franc" versah. Die Absendung muß um den 5. Februar 1810 erfolgt sein, an welchem Tage Goethe warm und herzlich Bettinen für die Schachtel dankte, die wie eine Glücksbombe ins Haus gefallen und einen herrlichen Effekt getan habe. Und Bettina schrieb auch im Februar 1810 über beides an Arnim: „Goethe hat mir vorgestern mit viel Freundlichkeit geschrieben und ein Gedicht vom Maskenzug auf den 30. Januar geschickt, das gar schön ist".

In diesem Briefe stellte Goethe Bettinen in Aussicht, daß seine Frau ihr selbst schreiben werde, wie verlegen sie um ein Maskenkleid gewesen und bei Eröffnung der Schachtel erfreut worden sei. Ob es geschehen ist? ich glaube kaum; der originale wie der gedichtete Briefwechsel kommt nirgends mehr darauf zurück. Dagegen das Jahr zuvor, Anfang 1809, schrieb Frau von Goethe an Bettinen wirklich einen Dankbrief, den der Nachlaß noch bewahrt, und der gedruckte Briefwechsel in erweiterter Gestalt bietet. Bettina war wenige Tage vorher, ehe ihre liebe Frau Rat starb (am 12. September 1808), mit Savignys nach Landshut übergesiedelt, von wo und aus München nach ziemlicher Pause Bettina wieder an Goethe sich wandte. Am 8. Januar 1809 zeigte sie der Frau von Goethe die verspätete Absendung ihrer Weihnachtsgeschenke an (der Brief fast ungeändert im „Briefwechsel" S. 216) und sprach die Hoffnung aus, in der ersten Hälfte dieses Jahres noch in Weimar zu sein. Dies sind die Voraussetzungen für den Brief, den Bettina darauf von Frau von Goethe erhielt, und der hier zuerst im originalen Wortlaute erscheinen möge:

„Meine liebe Freundin, empfangen Sie meinen Dank, für die schönen Geschenke, welche ich von Ihnen erhalten habe, es hat mich auserordentlich gefreut, weil ich daraus ersah, daß Sie würklich noch meiner gedenken. Ich war acht Wochen in Frankfurt, und die gute Meline, wie auch Marie, und alle übrige Freunde haben mir viel gutes erzeigt, doch habe ich Ihre Gegenwart sehr vermißt,

denn in diesen traurigen Tagen, wünschte ich mir sehr eine herzliche und teilnehmende Freundin, die mit mir dies alles empfunden hätte.

Sie machen mir Hoffnung uns zu besuchen, der Geheimerath und ich sehen diesen schönen Tagen mit Freuden entgegen, nur wünschen wir, daß es bald geschehe, da der Geheimerath wahrscheinlich in der mitte May wieder nach Carlsbad gehen wird, ich aber denke bis Ende Juny in Weimar zu bleiben. Goethe befindet sich diesen Winter auserordentlich wohl welches er doch den heilsamen Quellen zu danken hat. Bey meiner Zurückkunft kam er mir ordentlich jünger vor, und gestern weil große Cour an unserm Hoff war, sah ich ihn zum erstenmal mit seinen Orden und Bändern geschmückt, er sah ganz herrlich und stattlich aus, ich kann ihn gar nicht genug bewundern, mein erster Wunsch war, wenn ihn doch die gute Mutter noch so gesehen hätte, er lachte über meine große Freude. Wir sprechen viel von Ihnen, er trug mir auf Sie herzlich zu grüßen so wie auch den Hrn. von Savigni und seine Frau, unserer beiden Wünsche sind Sie alle bald bey uns zu sehen, dieses mal aber müssen Sie sich gefallen lassen, bey mir zu Logieren, ich will es Ihnen so bequem machen als ich kann. Leben Sie wohl und denken meiner.

C. v. Goethe."

Es ist eine sorgfältig von Frau v. Goethe hergestellte Reinschrift, aus der ein geübtes Ohr vielleicht den wohlbekannten Klang Goethescher Briefsätze heraushören dürfte. Daß Goethe an dem Schriftstück beteiligt war, zeigt die Adresse, die seine eigene Hand auf das gefaltete Blatt (nicht Kuvert) gesetzt hat: An Demoiselle Bettine Brentano bey Hrn. von Savigni in Graf Joners Hause Landshut. franc." (die er allein der Nachschrift Bettinens im Originalbriefe an die Frau von Goethe, München 8. Januar 1809, entnehmen konnte). Man bemerke, daß Goethes auffällige Schreibung „Savigni" auf der Adresse ebenso auch im Briefe von der Hand seiner Frau erscheint. Wie es im Briefe heißt: „Ich war acht Wochen in Frankfurt ... doch habe ich Ihre Gegenwart sehr vermißt", ebenso schreibt er selbst später Bettinen am 22. Februar 1809:

„Meine Frau war dort (in Frankfurt) ... doch hat sie Dich recht eigentlich vermißt". Ich glaube, daß wir es im wesentlichen mit einem Briefe Goethes, nicht seiner Frau, zu tun haben. Wie ihn Bettina in ihrem Werke umgestaltet hat, ist im höchsten Maße charakteristisch für ihre Art zu arbeiten.

Das Original ist völlig undatiert, Bettina setzte ihn in ihrem Werke mit wahrscheinlicher Richtigkeit auf den 1. Februar 1809 an, obschon dies an sich ohne Belang wäre. Wir heute, bewaffnet mit dem Rüstzeug der Goethischen Tagebücher, greifen den einen chronologisch verwertbaren Punkt des Briefes an: „gestern weil große Cour an unserm Hoff war". Ich suche und suche, und nur der 3. Februar 1809 würde in Betracht kommen können, wo steht: „Abends Redoute und Maskenaufzüge". Also wäre der Brief der Frau von Goethe auf den 4. Februar anzusetzen, wahrlich auch als spätestmöglichen Termin. Denn am 10. Februar berichtete Bettina bereits Arnim: „Goethes Frau hat mir geschrieben, einen recht freundlichen Brief, er läßt mich einladen, zu ihm zu kommen und bei ihm zu wohnen, bis in mitte May, wo er wieder nach Carlsbad geht". Und auch Goethes nächster Brief an Bettinen vom 22. Februar setzt voraus, daß die Danksagung seiner Frau inzwischen eingetroffen sein dürfte. Bettina bemerkte dagegen in ihrem originalen Briefe vom 8. März 1809: „Die Frau bitt ich zu grüßen herzlich, und ihr zu danken für den lieben Brief".

V.

Goethe an Achim von Arnim.

Auch Achim von Arnim, der durch Freundschaft und Verheiratung dem Brentanoschen Kreise hinzutrat, genoß den Vorzug, mit Goethe in persönlicher und brieflicher Verbindung stehen zu dürfen. Als Göttinger Student hatte er ihm zuerst seine Huldigung dargebracht. Zu Weihnachten 1805 trat er mit dem frischen Mut, der ihm eigen war, und dem jungen Ruhme, den der erste Band seines Wunderhorns ihm verlieh, in Goethes Haus ein, dessen Zuneigung und Liebe er rasch erwarb und sich bewahrte, bis 1811 zweier Frauen Streit den Eingang ihm auf lange Zeit, aber nicht für immer verschloß.

In meinem Buche über „Goethe und die Brüder Grimm" (S. 24 f.) habe ich dargestellt, wie sich 1805 häufig das Gespräch zwischen Goethe und Arnim auf die politischen Verhältnisse Deutschlands und die bedrohten Geschicke Preußens wandte. Arnim glühte, nicht bloß mit der Feder, sondern auch mit dem Schwerte für sein Vaterland einzustehen, und im Schlosse von Jena trank er dem Prinzen Louis Ferdinand Glück und Sieg zu.[1]) Da kam die Kunde von dem Waffenstillstand nach der Schlacht von Austerlitz, und alle Hoffnung, beim Prinzen dienen zu können, war vernichtet. Mit äußerer Kraftanstrengung der Menschen war es also nicht getan, sondern erst mußte eine innere geistige Wiedergeburt erfolgen, ehe der wahre Friede wieder erscheinen könnte. In Erinnerung an jene Gespräche sandte Goethe dem jungen Freunde am 9. März 1806 ein Stammbuchblatt mit dem Hexameter: „Consiliis hominum pax non reparatur in orbe. Memoriae Goethe", ein Wort, das Arnim sein Lebenlang in tiefster Seele bewahrt hat. „Nicht Menschenklugheit gibt der Welt den Frieden", verkündete Arnim in der Einsiedlerzeitung (Nr. 17) und in seiner Gräfin Dolores (2, 365). Mit dem lateinischen Verse schloß er 1818 eine Betrachtung über Hallers Restauration der Staatswissenschaft, und wie oft klingt der Sinn nicht in den Kronenwächtern und anderen seiner Dichtungen an.

Der Brief vom 9. März 1806, in dem Goethe das erwähnte Stammbuchblatt sandte, antwortete zugleich auf ein ausführliches Schreiben Arnims vom 20. Februar 1806, worin Berlin in seinen geistigen, künstlerischen und gesellschaftlichen Verhältnissen abgeschildert wird; eine Sendung von Goethe interessierenden Dingen war damit verbunden. Das Schreiben ist gedruckt. Auch Goethes Antwort vom 9. März 1806. Aber diese letztere, in beiden Weimarer Veröffentlichungen, der „Ausgabe" wie den „Goethegesellschaft-Schriften", nach so mangelhafter Vorlage, daß ein reiner Druck eine Notwendigkeit scheint:

Man erzählt von dem bekannten Secretair der Königl. Societät zu London, Oldenburg, er habe nur dadurch seine

[1]) Arnim im Schlosse von Jena mit Herzog Carl August und Prinz Louis Ferdinand: Euphorion 7, 159.

unendliche Correspondenz bestreiten können, daß er niemals einen Brief eröffnet, als mit der Feder in der Hand und dem Briefblatt zur Antwort vor sich. Hätte ich diesem guten Beyspiel folgen können, so würde ich bey meinen engern Verhältnissen gar manchem guten Manne geantwortet haben, den ich ohne Nachricht von mir ließ, weil ich zauderte. Denn gewiß, man liest keinen Brief zum ersten Mal durch, ohne zur Beantwortung angeregt zu werden.

Also dießmal wenigstens will ich auf der Stelle für Ihren lieben Brief und für die artige Sendung danken. Es war mir sehr angenehm durch Ihr Medium die große Stadt zu sehen, und wir haben uns lebhaft über die glückliche Darstellung so mancher wunderlichen Bilder gefreut. Mögen Sie mir wohl auch etwas von Ihrer Reise durch Mecklenburg sagen. Dieß ist für mich völlig terra incognita, wo noch mancher wackre und bedeutende Mann wohnen muß.

Wahrscheinlich sende ich meinen August auf Ostern nach Berlin. Schade, daß er Sie nicht mehr antrifft. Indessen liegen hier ein paar Denkblättchen bey, die sich Ihrem erneuten Stammbuche empfehlen.

Die Eisengüsse sind in den Medaillenschrank gelegt worden und der Löwenkopf prangt an der alten Thüre ins Speisezimmer, wo Sie ihn hoffentlich noch einmal bewundern sollen.

Allerley chemische Versuche und andre Nachforschungen haben mir mehr Beyspiele jener Farbenerscheinung der alten Scheibe zugebracht; aber so schön und rein, wie auf derselben, zeigt sich das Phänomen doch nirgends.

Durch das Wunderhorn haben Sie uns eine so lebhafte und dauernde Freude gemacht, daß es wohl billig ist, nicht dem Urheber allein, sondern auch der Welt ein Zeugniß davon abzulegen, um somehr da diese nicht so reich an Freuden ist, um einen Genuß, den man so leicht und so reichlich haben kann, entweder aus Unwissenheit oder aus Vorurtheil zu entbehren. So viel für dießmal mit den besten Wünschen und Grüßen von uns allen.[1])

W. d. 9 März 1806 Goethe.

[1]) Ort, Datum, Unterschrift eigenhändig von Goethe, das übrige von der Schreiberhand Riemers. — Arnim hatte Goethe seine Absicht, nach Mecklenburg zu seinem Onkel Graf Schlitz zu reisen, mitgeteilt.

Die Aufforderung Goethes, ihm über die terra incognita Mecklenburg zu schreiben, erfüllte Arnim in einem ausführlichen Berichte, der gedruckt ist, und den Goethe am 26. Juni 1806 Christianen gegenüber als frisch empfangen löblich erwähnte. Sonst vermerken die Tagebücher diesen Bericht Arnims nicht, ebenso aber auch Goethes Antwort vom selben 26. Juni nicht, die daher den beiden Weimarer Veröffentlichungen gänzlich fehlt und hier zum ersten Male veröffentlicht wird:

Jena den 26 Junius 1806.

Glücklicher Weise erhielt ich Ihre Sendung noch in Jena vor meiner Abreise nach Carlsbad. Sie machte mir um so mehr Vergnügen, als ich zugleich Ihre Wiederherstellung erfuhr. Ihr Unfall war uns früher durch Reichard bekannt worden, an dem wir aufrichtigen Theil nahmen.

Es ist eine schöne Sache, wenn man sich näher kennt. Ihre reichhaltigen Blätter, die manchem andern ziemlich mysteriös vorkommen möchten, versetzen mich jedesmal in den Zustand in dem Sie sich befinden und geben mir ein erfreuliches Anschaun der wunderbarsten Umgebungen. Haben Sie recht viel Dank dafür, so wie für die überschickten Abgüsse. Man bedenkt nicht genug, was für ein unschätzbares Mittel der Gips ist, daß man durch ihn das plastisch Beste gewissermaßen identisch in die Ferne senden und, ohne den ersten Besitzer zu beeinträchtigen, einen zweyten Besitz und einen verdoppelten Genuß verschaffen kann. Fahren Sie fort an uns zu denken, manchmal zu schreiben und etwas zu senden bis wir uns irgendwo wiederfinden. Sie vertrauen alles einem so dankbaren Boden, als der mecklenburgische mitunter nur seyn kann. Mein August grüßt zum Besten. Seine Reise nach Berlin ist durch ein wunderliches Zusammentreffen von Umständen

— Ein „paar Denkblättchen" für das Stammbuch, d. h. von Goethe und von seinem Sohne August: dem letzteren hatte Arnim ein Gedicht, „Der preußische Adler", ins Stammbuch geschrieben (Sämtliche Werke 22, 8) und den Wunsch nach einer Gegengabe ausgesprochen, Arnims Stammbuch aber enthält nur noch Goethes Blatt, nicht auch das seines Sohnes. — Der Brief Goethes an Arnim (auf der Königlichen Bibliothek Berlin) ist vom 9. März 1806 datiert, wurde aber nach Goethes Tagebüchern erst am 20. März 1806 abgeschickt.

vereitelt worden. Vielleicht findet er Sie künftig dort, wenn ihm diese Expedition ein andermal gelingt. Leben Sie recht wohl und ohne Nachwehen Ihres Sturzes. G

Von diesem Briefe ist nur das G eigenhändig von Goethe, das übrige von Riemers Schreiberhand; die Adresse an Arnim lautet nach „Giebichenstein", dieser Bestimmungsort erst nachträglich von andrer als Riemers Hand zugesetzt. Goethe hatte also vom Kapellmeister Reichardt, der nach den Tagebüchern am 7. und 11. Juni bei ihm in Weimar war, nicht nur Arnims gefährlichen Sturz mit dem Pferde, sondern auch seine Absicht, über Halle und Giebichenstein, wo die Familie Reichardt damals wohnte, nach Wiesbaden zu gehen, vernommen; Arnim kam jedoch nur bis Göttingen, wo er vom Zusammenbruche seines Vaterlandes überrascht wurde.

Über ein Jahr verging, bis Arnim im November 1807 Goethe in Weimar wiedersah. In Heidelberg machte er sich darauf an die Fortsetzung des Wunderhorns und an die Herausgabe der „Zeitung für Einsiedler". Es war von ihm eine feine Art huldigender Dankbarkeit, daß er den lateinischen Spruch »Consiliis hominum pax non reparatur in orbe«, ohne Namensnennung, unter das erste Blatt seiner neuen Zeitung setzte, die dadurch insgeheim, wie das Wunderhorn öffentlich, Goethe zugeeignet ward. Für die Zeitung suchte nun Arnim in mehreren Zuschriften und Zusendungen Goethes Teilnahme und womöglich Mitarbeit zu erwecken, was freilich nicht in dem gewünschten Umfange gelang. Goethe hielt sich zurück, sowohl in seiner ersten Antwort (22. Juni 1808), die er Bettina dem gemeinsamen Freunde zu übermitteln bat, als auch in einem Briefe vom 14. November 1808, den ich wieder hier zum ersten Male veröffentliche. Arnim hatte am 29. September aus Heidelberg die letzten Blätter der Zeitung mit der Vorrede, den 2. und 3. Band des Wunderhorns, Mineralien, Nachricht über August v. Goethes Befinden, über Savignys und Bettinens Reise nach Landshut und ein Wort des Beileids zum Tode der Frau Rat gesendet. Hierauf erwidert der neue Brief Goethes:

Ihre Sendung, mein Lieber, war dießmal so reichlich, und von gar vielen Seiten mir angenehm, daß ich meinen

Dank nicht länger zurückhalten will. Freylich kann ich nicht läugnen, daß mir darin, nach meiner Art zu sehen, auch manches verdrießlich fiel und deswegen wünschte ich, Sie wären nur gleich hier, damit man mündlich hin und wieder redete: denn schriftlich mag ich mich gar nicht mehr über dergleichen auslassen. Man theilt die Resultate mit, die gelegentlich etwas hart klingen, weil man nicht zugleich ausdrucken kann, wie sie aus dem Individuum entspringen, und wie sie mit unserer ganzen Weise zu seyn nothwendig zusammenhängen. Fördern Sie also nur so immerfort aus dem Berge was Sie dort von eingeborenen Naturschätzen, vergrabenen oder verschütteten Kunstschätzen auffinden. Ist ja in den Bergwerken auch nicht alles lauteres Metall und man muß, um sich Raum zu machen, mitunter taubes Gestein ans Tageslicht bringen. Kann ich einigermaßen mit mir selbst über diese Ihre neusten Dinge einig werden, so bezeige ich Ihnen meine Theilnahme öffentlich. Wenn Sie nach Landshut schreiben, so empfehlen Sie mich vielmals und nehmen Sie meinen lebhaften Dank für das freundliche das Sie den Meinigen in Heidelberg erzeigen. Das beste Lebewohl.

Weimar
den 14 November
1808.

Goethe

Die Adresse lautet: „An Herrn Baron von Arnim Hochwohlgebornen gegenwärtig in Heidelberg. frank". Die Unterschrift „Goethe" ist eigenhändig, alles übrige von Riemers Schreiberhand. Durch den Brief wird der Tagebuchvermerk vom 14. November 1808 „An Hrn. Baron von Arnim nach Heidelberg, Dank für die übersendeten Theile des Wunderhorns" erledigt.

Dieser Vermerk zeigt aber doch das Neue, daß die etwas allgemeinen Ausführungen des Briefes sich eigentlich bloß auf des Wunderhorns zweiten und dritten Band beziehen sollten; der Eindruck ist doch der, daß Goethe wahrscheinlich nicht dazu kommen werde, in gleicher Weise wie den ersten Band, so auch den zweiten und dritten anzuzeigen. Er rückte allmählich in seiner Art zu sein immer weiter von den Heidelbergern und

den Berlinern ab, ohne Arnim und den Seinigen die persönliche Freundschaft zu entziehen. Aber auch in diese kam 1811 ein Riß: den bei dieser Gelegenheit geschriebenen, von Goethe wohl vernichteten Brief habe ich 1904 im Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (S. 348 Anm. 6) aus dem Konzept entwirrt bekanntgegeben.

Zeit und Jahre heilen manchen Schaden aus. Die Freiheitskriege zumal milderten den Sinn der Menschen. Arnim hatte inzwischen für patriotische Zwecke eine Sammlung von Schauspielen veranstaltet, unter denen er die „Vertreibung der Spanier aus Wesel" für zeitgemäß und aufführbar hielt, und mehrere Monate hindurch den „Preußischen Correspondenten" in Berlin nicht nur geleitet, sondern auch fast allein geschrieben. Sein Buch, einzelne Zeitungsblätter (über E. M. Arndt, zu einer Stelle von Dichtung und Wahrheit) sowie Familiennachrichten nebst seiner Absicht, der Ersparnis wegen sein Gut Wiepersdorf zu beziehen, all das ließ er „unveränderlich hochachtend" am 16. Februar 1814 an Goethe abgehen, der schon am 23. Februar antwortete. Diese Antwort ist zwar gedruckt, aber nur aus dem in Weimar zurückbehaltenen Konzept, so daß es bei den zahlreichen Abweichungen geboten ist, das Original hier sprechen zu lassen (eigenhändig unterfertigt, das übrige von der Schreiberhand Riemers):

> So wie die Pausen eben so gut zum musikalischen Rhythmus gehören als die Noten, eben so mag es auch in freundschaftlichen Verhältnissen nicht undienlich seyn, wenn man eine Zeitlang sich wechselseitig mitzutheilen unterläßt. Strebende Menschen, von welchem Alter sie auch seyen, können nicht immer parallel neben einander gehen; will man sich nun gar beständig bey der Hand halten, so entsteht daraus ein hin und wieder zerren, beyden Theilen unbequem und retardierend wo nicht schädlich.
>
> Lassen Sie mich also wieder einmal nach geraumer Zeit auf Ihre Sendung etwas erwiedern. Die Vorzüge dieser kleinen Stücke haben mir, als einem Schauspieldirector, abermals die unangenehme Empfindung gemacht, daß talentvolle Männer nicht die Beschränkung des Theaters berücksichtigen wollen, und ein für allemal verschmähen, in den nothwendigen, unerläßlichen und so leicht zu be-

obachtenden Formen ihr Gutes mitzutheilen. Wie manches Geistreiche, Herzerhebende brächte man da unter das Volk, das man jetzt immer mit seiner eigenen Gemeinheit füttern muß. Geistreiche Autoren würden durch diese geringe Beengung sich leise gewarnt fühlen; sie würden nicht, wie jetzo meist geschieht, unversehens nach allen Seiten hin transcendieren; sie würden gar bald gewahr werden, worüber der Mensch lachen und weinen, wobey er empfinden und denken mag. Das Seltsame wäre ein recht hübsches Ding, wenn es sich nur selbst zu regeln wüßte.

Das angedeutete Stück wäre wohl aufführbar; in meiner Lage aber bemerke ich folgendes. Alles was auf den Augenblick anspielt und die Gemüther stoffartig erregt, habe ich immer vermieden; nicht weil ich es im Ganzen für unzuläßig halte, sondern weil ich gefunden habe, daß der Enthusiasmus eigentlich nur die große Masse wohl kleidet. Man muß sich einander unbekannt seyn, und sich nur zusammen fühlen, wenn man sich zusammen erwärmen, ja erhitzen will. Geschieht dieß unter Bekannten, so leidet immer der eine Theil, indem der andre sich freut. Sodann auch ist das ungeheure Siegesglück aufs schnellste soweit vorgeschritten, daß wir auf heftige Incentive nicht mehr zu denken brauchen. Das Beharren in Thun und Leiden ist es eigentlich was wir schon jetzt der Masse zu predigen haben. Das andre hat sich alles von selbst gegeben, und wir brauchten jetzt gar keine Worte mehr, um mit wenigem Anstoß noch einen großen Theil unserer Bevölkerung über den Rhein zu treiben.

In den beyden mitgetheilten Zeitungsblättern finde ich guten Sinn und Ton; das über Arndt gesagte, so freundlich als gründlich. Etwas ähnliches möchte ich wohl über das neue Bestreben vernehmen, durch welches die, aus Einer Knechtschaft kaum entronnenen Deutschen sich schnell wieder in die Fesseln ihrer eigenen Sprache zu schmieden gedenken. Indem ich diesen Dingen nur zusehen kann, so ist mir nichts angenehmer, als von andern zu hören was ich gern selbst sagen möchte. Möge Ihnen, da Sie nun wieder in den Ihrigen und mit den Ihrigen ruhig leben können, leicht werden die Nachwehen einer so schmerzlichen

als glücklichen Kur zu überstehen, und Ihren Kleinen ein doppeltes und dreyfaches Erbe der Güter, des Talents und der Gesinnung.

Weimar
den 23 Februar Goethe
1814.

So menschlich wohlwollend diese Antwort gehalten ist, so beleuchtet sie doch die unüberbrückbare Kluft, die sich zwischen den Gesinnungen beider Männer aufgetan hatte. Arnim wollte gerade sein Volk, seine Zeit schon „stoffartig" berühren; Goethe, der eben jetzt schon „westöstliche", suchte sich und sein Volk am „Fremden" zu erwärmen. Arnim wollte durch seine „Vertreibung der Spanier aus Wesel" immer von neuem den preußischen Mut anfachen, die Franzosen nicht nur über den Rhein, sondern auch nach Frankreich hineinzutreiben (darin mit E. M. Arndt eines Sinnes); Goethe hielt das nach dem schnellen ungeheuern Siegesglück, an das er nicht hatte glauben können, nicht mehr für nötig. Eine Ausgleichung solcher Gegensätze unter Männern war ganz unmöglich. Trotzdem hielt Arnim „unveränderlich hochachtend", wenn auch nicht durchweg billigend, den Blick auf Goethe und seine Werke gerichtet. Wie viele Berührungen zufälliger oder unvorhergesehener Art gab es nicht zwischen Goethe und einem geistig teilnehmenden Zeitgenossen. Als Arnim z. B. 1816 bei seinem Onkel, dem Grafen Hans von Schlitz, in Mecklenburg weilte, sah er das reiche Gegengeschenk von Goethe- und Schiller-Handschriften, das kurz zuvor für Überlassung einer Handschrift Friedrichs des Großen aus Weimar angekommen war.[1]) In großen Pausen hielt er die persönliche, literarische und briefliche Verbindung mit Goethe aufrecht. Mögen Arnim auch im Brief oder Gespräch leicht nachzuweisende Augenblicksworte des Unmuts entschlüpft sein; niemals doch hätte er es über sich vermocht, öffentlich von Goethe anders als mit Ehrfurcht und Treue zu sprechen. Eine späte Stelle bezeuge es statt vieler. Im „Landhausleben" 1826 knüpft er eine seiner

[1]) Vgl. von mir „Neue Schiller- und Goethe-Handschriften aus des Grafen Schlitz Nachlaß (Xenien — Großkophta — Nausikaa — Divan)" in der Sonntagsbeilage Nr. 46 zur Vossischen Zeitung Nr. 536, Berlin, 14. November 1909.

Erzählungen an die Wanderjahre und entschuldigt, daß einzelne Eigenheiten des Goethe'schen Stils vielleicht dabei ohne seinen Willen mit eingegangen seien. „Wer Goethe gesehen", fährt er aus persönlicher Erinnerung fort, „weiß, wie er formgebend in Schrift und Umgang auf die meisten wirkt, die sich ihm nahen. Der Ton seiner Stimme, seine Haltung und Bewegung, sogar Lieblingsausdrücke sah ich unwillkürlich zu den Besuchenden übergehen, ja sie überraschten im eignen Munde. Sollte die Bewunderung, welche dem Herzen noch in der Erinnerung so wohltut, in der seine Haustreppe zu Tempelstufen und das Salve an seiner Türe zum wirklichen segensreichen Gefühle eines erhörten Wunsches wurde und mit Geistesglut entflammte, sollte diese Bewunderung nicht einige geistige Gemeinschaft, einen Reiz verleihen, ähnlich dem Lichte des Bologneser Leuchtsteins, das, obgleich nur angestrahlt und nicht dauernd, wenn es nicht erneut wird, dennoch dem farbenlosen Gesteine einen Platz neben den Edelsteinen vieler Sammler verschafft? O gewiß, es sind die wenigsten Lieder, welche Goethe aufgeschrieben hat; wie viele hat er angeregt in andern, und sie wähnen ihr Eigentum, was genau betrachtet keinem gehört." Mit edler Bescheidenheit hat sich Arnim sebst der geistigen Gemeinschaft mit Goethes Genius ein- und untergeordnet.

Arnim, der jüngere, starb 1831 zuerst. Aber wie es Goethes Art war, befreundeten Familien generationsweise seine Neigung zu bewahren, so hat er noch ganz zuletzt Achims und Bettinens zweitältesten Sohn Siegmund als lieben Haus- und Tischgast bei sich aufgenommen und ihm fast als seine „letzte Schrift" die Verse (vgl. Goethe-Jahrbuch 15, 272)

Ein jeder kehre vor seiner Thür,
Und rein ist jedes Stadtquartier;
Ein jeder übe sein Lektion,
So wird es gut im Rathe stohn.
Weimar März 1832. J. W. v. Goethe.

in sein Stammbuch eingeschrieben, worin sie heute noch treulich bewahrt werden. Vier Generationen einer Familie, von Frau Sophie von Laroche bis zu ihrem Urenkel Siegmund von Arnim, haben Goethes Lebensbahn gekreuzt und ihre Spuren in sie eingedrückt.

Königin Luise und die Frau Rat.

Von G. v. Hartmann in Frankfurt a. M.

Am 12. Juni 1790 schreibt die Frau Rat an Fritz von Stein: „Bei mir waren die Quartierherren noch nicht, ich traue mich deswegen nicht vor die Thür zu gehen und sitze bei dem herrlichen Gotteswetter wie in der Bastille, — denn wenn sie mich abwesend fänden, so nähmen sie vielleicht das ganze Haus, denn im Nehmen sind die Herren verhenkert fix, und sind die Zimmer einmal verzeichnet, so wollte ich's keinem rathen sie zu anderm Gebrauche zu bestimmen." Die Quartierherren, denen die mühevolle Aufgabe zugefallen war, die Gesandtschaften zur Krönung Leopolds II. und die „unter der Protektion" dieser stehenden distinguierten Fremden unterzubringen, und die der Frau Rat die drei mecklenburgischen Fürstenkinder zuwiesen, haben damit Beziehungen ins Leben gerufen, die weit mehr als eine reizvolle Episode im Leben zweier der größten deutschen Frauen geworden sind.

Ein Zufall war es freilich, oder vielmehr eine Reihe glücklicher Zufälle.

In Darmstadt lebten seit dem Tode von Mutter und Stiefmutter die Töchter des Prinzen Karl von Mecklenburg bei ihrer Großmutter, der Prinzessin Georg von Hessen. Seit 1787 war zwar auch der Vater mit den Söhnen dorthin übergesiedelt, aber bei seiner häufigen Abwesenheit lag die Erziehung fast ganz in den Händen der Großmutter, ihr gebührt das Verdienst an der sonnigen Kindheit der früh Verwaisten, die die glückliche Mischung süddeutschen und norddeutschen Wesens zur Folge hatte, die allen Geschwistern nachgerühmt wird.

Das Leben in Darmstadt war still, die äußern Verhältnisse nicht glänzend, so mag die Großmutter die Gelegenheit benutzt haben, um ihren Pflegebefohlenen im Jahre 1790 anläßlich der Kaiserkrönung im nahen Frankfurt die große Welt zu zeigen.

Es war nicht der erste Besuch dort, die Frankfurter Patriziergeschlechter unterhielten regen Verkehr mit den umliegenden Höfen, aber während früher die Häuser dieser Familien aufgesucht wurden, mußte jetzt die offizielle Vermittlung des Rats benutzt werden, denn die Stadt war von Fremden überfüllt.

Der Umstand, daß König Georg III. von England der Onkel der Prinzessinnen Louise und Friederike und ihres 11jährigen Bruders Georg, und diese in Hannover, wo ihr Vater Gouverneur war, geboren waren, ist wohl Veranlassung, daß sie dem Quartier des Kurfürsten von Hannover zugewiesen wurden, oder wie es im „Wahl- und Krönungsdiarium" bezeichnet wird, dem „Chur-Braunschweigischen".

Die dem „Reichsquartiermeister", einem Beamten des Reichserbmarschalls Grafen von Pappenheim, zugeteilten Frankfurter Quartierherrn standen in naher Beziehung zur Familie Goethe: der Herr Schöffe Dr. Textor ist Johann Jost, des Stadtschultheißen einziger überlebender Sohn, der Bruder der Frau Rat, der Herr Senator Moors der Jugendfreund Goethes, Grenznachbar des väterlichen Grundstücks, später als Stadtschultheiß Goethe zu Liebe tätig, als es sich darum handelt, Lottens fünftem Sohne, Theodor Kestner, die Niederlassung als Arzt in Frankfurt zu ermöglichen. Es ist also wahrscheinlicher, daß neben der Stattlichkeit des Bürgerhauses auch die Kenntnis dieser Männer von dem jugendfreundlichen Charakter der Frau Rat den Ausschlag dazu gegeben hat, ihr diese angenehme Einquartierung zuzuweisen, als, wie angenommen worden ist, die Beziehungen des Darmstädter zum Weimarer Hofe.

War so eine ganze Reihe von günstigen Zufällen nötig, um die erste Bekanntschaft zwischen der Frau Rat und der 14jährigen Prinzessin herbeizuführen, so erwies sich diese als eine für beide Teile höchst erfreuliche und auch dauerhafte.

Wie beide Frauen darüber dachten, das geht aus späteren Briefen hervor. Übergangen sei hier die anmutige, oft geschilderte und in dem bekannten Bilde dargestellte Brunnenepisode; nur wird die Erzieherin der Prinzessinnen, Fräulein von Gélieu, nach allem was wir von dieser vortrefflichen Dame wissen, nicht gar so sehr entsetzt über die Sache ge-

wesen sein; bezeichnenderweise hat die gerne erzählte Frankfurter Anekdote an ihre Stelle die Gräfin Voß, die spätere gestrenge Oberhofmeisterin der allzu gerne tanzenden Kronprinzessin von Preußen, gesetzt.

Ein Bild der Tage gibt der Brief, den die Frau Rat am 19. August 1806 an ihren Sohn schreibt, nachdem dieser in Karlsbad mit der Prinzessin Friederike, damals Fürstin Solms, (vorher Prinzessin Louis von Preußen, später Herzogin von Cumberland: Königin von Hannover) zusammengetroffen war: „Das Zusammentrefen mit der Printzeßin von Mecklenburg hat mich außerordentlich gefreut — Sie — die Königin von Preußen — der Erbprintz werden die Jungendliche Freuden in meinem Hauße genoßen nie vergeßen — von einer steifen Hoff-Etikette waren Sie da in voller Freyheit — Tantzendt — sangen und sprangen den gantzen Tag — alle Mittag kamen Sie mit 3 Gablen bewaffnet an meinen kleinen Tisch — gabelten alles was Ihnen vorkam — es schmeckte herrlich — nach Tisch spielte die jetzige Königin auf dem piano forte und der Printz und ich waltzen — hernach mußte ich ihnen von den vorigen Krönungen erzählen auch Mährgen u. s. w. Dieses alles hat sich in die jungen Gemüther eingedrückt daß Sie alle 3 es nie bey aller sonstigen Herrlichkeit nimmermehr vergeßen."

Wie die Kronprinzessin sich dieser frohen Jugendtage entsann, davon gibt der im Faksimile wiedergegebene Brief von 1795 an Frau von Wiesenhütten Kenntnis, dessen Original sich im Frankfurter Goethemuseum befindet.

Die erste Biographin der Königin Luise war ihre intime Freundin Frau von Berg geb. Gräfin Haeseler. Diese vortreffliche Frau, der der spätere Großherzog Georg nach seinem eigenen Bekenntniß seine ganze „Herzenserziehung" zu danken hatte, nennt in ihrem auch Goethe bekannt gewordenen Büchlein unter den anziehendsten Eigenschaften der Fürstin ihre „antike Frische". Das war gewiß ebenso wie die Herzensgüte eine Eigenschaft, die sie mit Frau Aja gemein hatte, wenn man aber die Briefe beider Frauen betrachtet, so kann man sich des Gedankens nicht entschlagen, daß es noch eine weitere — damals allerdings weniger seltene — gibt: eine durchaus eigenartige Orthographie. Auch in bezug auf die Adressatin

des Briefes treibt ein reizvoller Zufall sein Spiel. Frau Schöff von Wiesenhütten geborene v. Forstner steht in naher Verwandschaft zu der Frau v. Barckhaus-Wiesenhütten, deren Briefe an den Königsleutnant eine so wertvolle Zugabe zu Schuberts bekanntem Buche bilden, interessant auch dadurch, daß sie die etwas frivole Anspielung auf „votre Hôtesse", also die Frau Rat, enthalten, die wohl mit dazu Anlaß gegeben hat, daß der ernsthafte Adressat den Brief am Rande mit „plaisanteries" bezeichnete. Seitdem waren Beziehungen zwischen der Mutter Goethes und der Familie entstanden, Frau Geheimdte Räthin von Wiesenhütten wird von ihr unter den Damen „vom gelehrten Thon" erwähnt, die Wunderdinge von Frau von Staël zu erzählen wissen, Herr und Frau Schöff von Wiesenhütten waren die ersten, die ihr zur Genesung des Sohnes im Februar 1801 Glück wünschten. Von diesen Beziehungen wird die Kronprinzessin gewußt haben, als sie die Grüße sandte.

Daß es mehr als höfliche Redensarten waren hat sie später mehrfach gezeigt. Von dem nächsten Aufenthalt in Frankfurt aus Anlaß der Krönung Franz II. ist allerdings Nichts bekannt, was auf ein Zusammentreffen der beiden Frauen schließen läßt. Luise war damals 16jährig schon gesellschaftsfähig und wohnte mit der Großmutter in dem Manskopfschen Patrizierhaus auf dem Römerberg; der strengen Etikette hat sie allerdings manchmal ein Schnippchen geschlagen, wie die hübsche Anekdote beweist, die A. Lonke in seinem Werk „Königin Luise von Preußen" aus der Überlieferung der Manskopfschen Familie mitteilt: als die Großmama pünktlich mit dem Wagen zu einer offiziellen Feier abgefahren ist, ohne auf die verspätete Enkelin zu warten, läuft diese in ihrer Festtoilette einfach hinterher zum nahen Römer. —

Das nächste Jahr 1793 bringt dann die mehrfach dargestellte Verlobung der beiden Prinzessinnen mit dem Kronprinzen von Preußen und dessen Bruder Louis in Frankfurt a. M. Für die freudige Anteilnahme der Frau Rat an diesem Ereignis haben wir eine klassische Zeugin, Rahel Varnhagen, die in ihrem Tagebuch von 1822 die Erzählungen der Prinzessin Friederike, damals Herzogin von Cumberland, wiedergibt. Nachdem diese den ersten Aufenthalt im Hause

der Frau Rat „mit kindlicher Nachfreude" erwähnt und namentlich betont hat, wie von Herzen jung Frau Aja mit der Jugend sein konnte, folgt die höchst ergötzliche Geschichte, wie letztere sich im Theater dem König von Preußen bemerkbar zu machen wußte, um ihre Freude an der Verlobung zu zeigen. Die Frau Rat wird redend angeführt: sie nimmt die Dose mit der Brillant-Chiffre, die der Prinz Carl von Mecklenburg einst der gastfreien Wirtin seiner Töchter übersandt hatte, und rückt damit auf der Logenbrüstung dem Könige immer mehr zu Leibe, bis er fragt: „Ei, Madame Goethe, was haben Sie da für eine schöne Dose! Ja, Ihro Majestät, antwortete ich, die hab' ich auch von meinen Prinzessinnen von Mecklenburg."

An dieser Stelle folgt dann bei Rahel noch eine ins fünfzehnte Lebensjahr der Prinzessin Luise zurückführende Geschichte, die sehr charakteristisch für das urwüchsige Temperament der Frau Rat ist, die auch zu hassen und nachzutragen verstand, wenn jemand angegriffen wurde, den sie liebgewonnen hatte. Frau von Guttenhofen (Gräfin Coudenhove) geb. Gräfin Hatzfeld, die unter dem letzten Kurfürsten am Mainzer Hofe Allmächtige, hatte die kleine Prinzessin eines Tages hart angelassen, weil sie bei Hofe mit „langen Ärmeln" erschienen war. Das hatte Frau Rat wohl von Luise selbst vernommen und sich weidlich darüber geärgert. Als ihr dann bei dem gleich zu erzählenden Aufenthalt in Wilhelmsbad die Dame gezeigt wird, bricht gleich das Temperament durch, zu ihrem mittlerweile Königin gewordenen Prinzeßchen sprudelt sie, „in der größten Wuth" wie Rahel die Herzogin erzählen läßt, hervor: „Die Frau von Guttenhofen, die so grob war? Lassen Ihro Majestät ihr nur gleich befehlen, sie soll sich ihre Ärmel abschneiden!"

Im Jahre 1799 haben wir wieder Kunde von persönlichen Beziehungen und zwar durch die Frau Rat selbst. Die Gesundheit der Königin war in diesem Frühjahr angegriffen durch die Trennung von ihrer Schwester Friederike, die sich — seit 1796 Witwe — in anfangs heimlicher Ehe mit dem Prinzen Solms-Braunfels vermählt hatte. Um so willkommener mochte ihr die Reise erscheinen, die sie auch nach ihrem lieben Darmstadt und nach Frankfurt führen sollte.

Im Hause zum goldenen Brunnen erschien der Prinz Georg, um an dem kleinen Tisch der Frau Rat zu speisen. „Um 6 uhr holte Er mich", so berichtet sie selbst am 20. Juli an Goethe, „in einem Wagen mit 2 bedinten hintenauf in den Taxischen Palast — die Königin unterhielt sich mit mir von vorigen Zeiten — erinnerte Sich noch der vielen Freuden in meinem vorigen Hauß — der guten Pannekuchen u. s. w." Daran schließt sich noch eine amüsante Schilderung der Wirkung, die das in ihrer ausgedehnten Frankfurter Bekanntschaft machte „ich hatte einen Nimbus ums Haupt, der mir gut zu Gesichte stand." Auf der weiteren Reise der Königin nach Weimar folgt dann die für den Herzog Karl August so charakteristische Episode, die in den Aufzeichnungen der Gräfin Voß erzählt wird; leider läßt sich nicht erkennen, inwieweit es ihre eigenen Worte sind: Als der Königliche Reisewagen den steilen Weg von der hohen Sonne hinabfährt, bricht an der gefährlichsten Stelle der Hemmschuh und die Pferde beginnen durchzugehen. Da sticht Karl August, der seinem Besuch entgegengeritten war, das Handpferd nieder und bringt so den Wagen zum Stehen. Daß er dann die Königin auf seinen Armen aus dem noch schwankenden Wagen hebt, „war im Grunde nicht mehr nötig".

Im Jahre 1803 führte eine abermalige Reise die Königin mit ihrem Gatten nach Wilhelmsbad, wo sich drei ihrer Schwestern und ein großer Theil der Darmstädter und sonstigen Verwandtschaft zusammenfand. Die Königin hatte den Wunsch, die „Rätin Goethe" wiederzusehen, diese kam mit größter Freude und die 72jährige hat dann ihrem Sohn über diese Zusammenkunft einen Bericht erstattet, der ihre ganze jugendliche Frische atmet. Sie würde es für Sünde halten, die große Freude die ihr zuteilgeworden zu verschweigen, also sollte er vernehmen, was sich zugetragen. Dann folgt die Darstellung des herzlichen Empfangs durch die Königin und ihre Schwestern, unter denen sich auch die frühere Prinzessin Friederike befand, „ich hätte lachen und weinen zu gleicher Zeit mögen"; daß „unser Herzog von Weimar" zugegen war, der so viel liebes und gutes von ihrem Sohn sprach, war für beide Teile eine große Freude, untermischt mit tiefer Rührung, als sie ihm für Alles dankt, was er in der letzten

Krankheit für ihren Sohn getan. Dann aber folgt der große Moment: die Königin befestigt ihr ein kostbares goldenes Halsgeschmeide mit eigenen Händen um den Hals „bis zu Thränen gerührt — konnte ich nur schlecht danken“. Um 10 Uhr abends kam sie dann „vergnügt und seelig“ im goldenen Brunnen wieder an. Goethe selbst schickt diesen Bericht am 28. Juni an seine Frau: „der guten Mutter ist eine große Freude begegnet, wie du aus beyliegendem Blat sehn kannst. Zeige das Blat niemand ob du gleich das allgemeine der Geschichte erzählen kannst“. Der Zusatz ist charakteristisch, sie sollte also ja nicht damit renommieren.

Auch von der Feder der Bettina besitzen wir einen Bericht über dieses Ereigniß; er bildet den Anfang zu ihrem Werk „Dies Buch gehört dem König“. „Die Frau Rath erzählt“ heißt bekanntlich die Überschrift und wirklich leuchtet auch überall das goldne Herz und der Humor der Frau Rat hindurch.

Aber Bettina schrieb dieses Buch 1843 und so ist es wohl zu erklären, daß manche Schärfen, manche etwas tendenziös aus dem Geist der späteren Zeit gefärbte Bemerkungen mit unterlaufen, die nicht recht zu dem Bilde der Frau Aja passen, wie es in unsrer Seele lebt. Es ist mehr Dichtung als Wahrheit, aber vieles ist echt, ist ganz das Gemisch von Natur- und Weltkind, von der selbstbewußten Reichsstädterin und der Mutter, die stolz ist ob der Ehren, die ihr wegen ihres Sohnes nicht weniger als um ihrer selbst willen zufließen. Dahin gehört die reizende Schilderung, wie auf der Fahrt nach Darmstadt, das bei Bettina an die Stelle von Wilhelmsbad getreten ist, sie in der Hofequipage dem Bürgermeister von Holzhausen begegnet, in der Bürgermeisterskutsch „mit seine zwei Lakaien hinten drauf mit ihre alte abgelebte Haarbeutel“, die bedeutend gegen den Glanz der „beiden Lakaien ohne den Kutscher“ der Frau Rat abstechen, und wie der hochmögende Herr ob dieses Anblicks „versteinert“ in seinem Wagen sitzt. Auch die Beschreibung der Frau Königin „wie eine schöne Götternymph“ und die Überreichung des Halsbandes, sowie die überwältigend komische Erzählung von der Toilette (leider nach Bettinens Manier ebenso übertrieben, wie im Briefwechsel eines Kindes bei der Schilderung des

Zusammentreffens mit Frau von Staël), vom Aufbruch und von der Rückkehr. —

Das war das letzte Zusammentreffen der beiden Frauen. Das goldene Halsband hat Frau Rat oft mit Stolz getragen bis ihr fünf Jahre später der Tod die klaren Augen schloß, 2 Tassen, ebenfalls ein Geschenk der Prinzessinen, hat sie pietätvoll aufbewahrt. Goethe schreibt am 28. Juli 1803, also gleich nach dem Empfang des oben geschilderten Briefes seiner Mutter, an Zelter: „Ihre schöne Königin hat auf der Reise viel Glückliche gemacht, niemand glücklicher als meine Mutter, ihr konnte in den letzten Lebensjahren nichts erfreulicheres begegnen." Es war ihm ernst mit dieser Äußerung und es ist wahrlich ein glücklicher Augenblick gewesen, als 13 Jahre früher der kinderfrohen Mutter Aja die jungen Fürstensprossen zugewiesen wurden. Nach wenigen Jahren ist die Königin dann der Frau Rat in den Tod gefolgt, ihr Scheiden sollte nicht so leicht sein wie das, das dem sonnenreichen langen Leben der Älteren ein Ziel gesetzt hatte. Aber die einmal angeknüpften Beziehungen zu den beiden anderen Geschwistern der Königin hörten damit nicht auf und hatten sich schon auf Goethe selbst übertragen.

Der Erbprinz Georg hatte die Greisin im goldenen Brunnen noch in den Jahren 1805 und kurz vor ihrem Tode 1808 mit Besuchen erfreut. Von dem letzten besitzen wir eine humorvolle und diesesmal wohl authentische Schilderung der Bettina im „Briefwechsel". Wir lesen dort, wie sie um die Frau Rat zu besuchen in ein dunkles anscheinend leeres Zimmer kommt, wie sich dort etwas regt, was sie für das Eichhörnchen hält, das die französische Einquartierung als Gastgeschenk zurückgelassen (bei der alten Bettina in ihrem Königsbuch ist das Tier mittlerweile eine „Atzel" geworden, d. h. eine Elster). Doch auf ihre Frage ertönt eine Baßstimme „Hänschen ist's nicht, es ist Hans" und als „die Mutter" mit Licht erscheint, tritt aus dem Dunkel ein besternter Mann hervor und fragt: Frau Rat, werde ich heute abend mit Ihnen einen Speckſalat mit Eierkuchen essen? —

Aus einem Brief des Erbprinzen an die Frau Rat vom Jahre 1805 geht die hohe Verehrung hervor, die er für sie hegte: „in Ihrem Brief habe ich ganz meine liebe alte Rätin

erkannt, die Frau, von der es mich nie gewundert hat, daß sie uns Goethe gebar", das war wohl das Höchste was er zu ihrem Lobe sagen konnte.

Und dieselbe hohe Verehrung hat er stets ihrem großen Sohne bewiesen. Die Beziehungen beider sind oft dargestellt worden, unter anderm in dem vortrefflichen Büchlein, in dem der Sohn des Großherzogs Georg seinem Vater ein Ehrendenkmal errichtet hat. Nur an einen Akt feinsinniger Pietät sei hier nochmals erinnert. Als Goethe im Juli 1814 nach langer Zeit wieder in der ihm fast fremd gewordenen Vaterstadt weilt, geht er abends bei Mondschein durch die alten Gassen und an dem in andern Besitz übergegangenen Elternhaus vorbei. „Die Haus Uhr schlug drinne. Es war ein sehr bekannter Ton, denn der Nachfolger im Hausbesitz hatte sie in der Auktion gekauft und sie am alten Platze stehen lassen." So schreibt er an Christiane und diese einfache Erwähnung besagt bei dem aller Sentimentalität Abholden sehr viel.

Diese Uhr hat der nunmehrige Großherzog dann vierzehn Jahre später ankaufen und dem gerade damals durch den Tod Karl Augusts Tiefgebeugten in der Nacht zu seinem achtzigsten Geburtstage in das Zimmer stellen lassen, so daß der altvertraute Klang das Erste sein mußte, was der Erwachende vernahm. Goethe selbst hat in seinem Dankbrief wohl den richtigen Ausdruck gefunden für das Gefühl, dem diese sinnige Überraschung entsprang, wenn er schreibt: „Es war gewiß der liebenswürdigste Originalgedanke, mich in so hohen Jahren durch einen altgewohnten Glockenton an die ersten Stunden kindlichen Bewußtwerdens zu erinnern ..... Zugleich aber verleihen jene Töne den höchst angenehmen Eindruck, daß Euer Königliche Hoheit sich auch jüngerer hoffnungsvoller Jahre dabey erfreuten .... bey jedem Glockenschlage hab ich mitzuempfinden: daß Höchst Dieselben auch hiernach Morgende und Abende Ihrer Jugend gezählt."—

Mit ganz besondrer Treue hat auch der dritte der mecklenburgischen Gäste der Frau Rat die damals geknüpften Beziehungen aufrecht erhalten und auf den Sohn übertragen. Schon oben ist von der Schilderung die Rede gewesen, die die Herzogin von Cumberland in Teplitz von den freudigen

Jugendtagen gegeben hat; der weitere Verkehr seit dem Jahre 1806, wo in Carlsbad die persönliche Bekanntschaft geschlossen wurde, über die sich beide Teile mit warmer und aufrichtiger Befriedigung aussprechen, der sich daran schließende Briefwechsel, so weit er erhalten ist, die reizvolle Episode des Besuchs des Herzogspaares auf der Gerbermühle am Abend des 15. August 1815, die darauf bezug nehmende Übersendung der Bilder von der Gerbermühle und dem Blick von dort auf Frankfurt mit den bekannten Versen — das Alles ist mehrfach geschildert worden, am eingehendsten von Heinrich Buck in der „Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethe-Denkmals". Es muß also hier auf eine abermalige Darstellung verzichtet werden. —

Von den Nachkommen der Königin Luise seien hier dann noch zwei genannt, denen es vergönnt war, in persönliche Berührung mit Goethe zu kommen. Ihre Tochter Charlotte, die Gemahlin des späteren Kaisers Nicolaus von Rußland, war im Frühjahr 1821 in Weimar. Ihre Tagebuchaufzeichnungen über den Besuch bei Goethe sind im Goethe-Jahrbuch veröffentlicht worden: „Ich war heute nach der Messe bei Goethe zu meiner großen Freude. Ich hatte unendlich gewünscht, seine Bekanntschaft zu machen. Ich glaubte, die alte verfallene Größe zu sehen und fand einen kräftigen Stamm, hoch und gerade, mit vieler Annehmlichkeit in den Zügen und solche feurigen geistreichen Augen, wie ich niemals vorher sah, besonders in dem Alter. Er war sehr herablassend gegen mich . . . . . Er sagte mir, meine Mutter und Tante Cumberland wären in seinem Hause erzogen worden in Frankfurt am Main . . . ." Als letztes Glied der Kette, die ihren Anfang in dem Hause am großen Hirschgraben genommen hatte, mag dann der Besuch gelten, den Prinz Wilhelm, der Verlobte von Goethes Schülerin, der Prinzessin Augusta von Weimar, diesem in Begleitung seiner Braut im Hause am Frauenplan abstattete. —

Vielleicht dürften an dieser Stelle noch einige Worte am Platze sein über das innere Verhältnis der Königin Luise zu Goethe und über dessen Ansicht über die Fürstin.

Bekannt ist ihre Vorliebe für Schiller und Herder. War sie doch die wärmste Fürsprecherin von des ersteren

geplanter Berufung nach Berlin; über seinen frühen Tod hat sie Worte ergreifender Trauer geschrieben: „Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich."

Aber Frau von Berg berichtet uns in einer Zeit — ihr Buch erschien 1814 —, die sie völlig objektiv erscheinen läßt: „In späteren Jahren zog Goethe und die antike Frische seines Geistes, welche den Geist der Königin sehr ansprechen mußte, weil sie selbst diese antike Frische besaß, sie mehr an. Goethe, der Meister in jeder Art und Kunst, der vollendete Künstler, erregte ihre beständige Bewunderung." Den Tasso soll sie besonders geschätzt haben, bekannter ist ihre Vorliebe für den Wilhelm Meister, aus dem sie am 5. Dezember des Unglücksjahres 1806 die Verse „Wer nie sein Brot mit Tränen aß" in ihr Tagebuch schrieb.

Was Goethes Beurteilung der Königin anbelangt, so war es nicht nur die seinige, die sich in der Zeit der schweren Not änderte. Wie aus der „Prinzeß Husch" der Darmstädter Sonnentage, aus der lebensfrohen, tanzlustigen Kronprinzessin die Frauengestalt emporwuchs, zu der Alle die die Hoffnung auf bessere Tage im Herzen trugen wie zu einer Schutzheiligen emporblickten, dem hat keiner ergreifender Ausdruck gegeben wie Heinrich von Kleist:

„Wir sahn dich Anmut endlos niederregen,
Wie groß du warst, das ahndeten wir nicht!"

Goethe war „fritzisch", nie preußisch gesinnt. So blieb auch Luise für ihn die Frau und die Fürstin, der Gedanke, den die Kleist, Arnim, Körner mit ihr verbanden, blieb ihm fremd.

Sein erstes Zeugnis geht in die Brautzeit zurück. Es ist das bekannte Gedicht „Grün ist der Boden der Wohnung" und die Stelle aus der Belagerung von Mainz „Wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird", eine Stelle, von der man nicht recht begreift, warum man sie in neuerer Zeit „ironisch übertreibend" genannt hat. Die öfter erwähnte Schrift der Frau von Berg hat Goethe gekannt, wie aus einem Briefe der Frau von Eybenberg hervorgeht. Ob ihm die Vorliebe der Königin für seinen Wilhelm Meister daraus oder erst

später bekannt wurde, wissen wir nicht; er äußert in einem Gespräch mit dem Kanzler von Müller am 22. Januar 1821: „Erst in ihren Unglückstagen zu Memel hat die mir früher nicht sonderlich wohlwollende Königin Louise von Preußen den W. Meister liebgewonnen und immer wieder gelesen. Sie mochte wohl finden, daß er tief genug in der Brust und gerade da anklopfte, wo der wahre menschliche Schmerz und die wahre Lust, wo eigentliches Leid und Freude wohnen."

Er erzählt dann, wie ihn die Herzogin von Cumberland versicherte, die Königin habe sich durch die Thränen, die sie über die oben genannte Stelle in Mignons Lied vergoß, ungemein erleichtert gefühlt. In den „Maximen und Reflektionen" schreibt er über dieselben Verse: „Diese tiefschmerzlichen Zeilen wiederholte sich eine höchst vollkommene, angebetete Königin in der grausamsten Verbannung, zu gränzenlosem Elend verwiesen. Sie befreundete sich mit dem Buche, das diese Worte und noch manche schmerzliche Erfahrung überliefert, und zog daraus einen peinlichen Trost; wer dürfte diese schon in die Ewigkeit sich erstreckende Wirkung wohl jemals verkümmern."

Und zu Eckermann sagt er 1828 anläßlich der Würdigung von Carlyles Verdiensten um die deutsche Literatur: „Der dummen Nachrede, daß keine wahre Edelfrau den „Meister" lesen dürfe, widerspricht er sehr heiter mit dem Beispiele der letzten Königin von Preußen, die sich mit dem Buche vertraut gemacht und die doch mit Recht für eine der ersten Frauen ihrer Zeit gelte."

Die Genugtuung, die Goethe über die Herzlichkeit der Königin gegen seine Mutter empfand, ist oben erwähnt worden, aber auch wo sonst in Briefen, Gesprächen der späteren Jahre ihr Name vorkommt, wird er stets von ehrenvollen Worten begleitet, die nicht mit der gewöhnlichen Korrektheit des alten Goethe gegenüber Fürstlichkeiten in eine Kategorie zu rechnen sind. Bekannt ist endlich die poetische Huldigung, die er der Königin in dem letzten Verse des für die Zeltersche Liedertafel bestimmten „Ergo bibamus" zu ihrem Geburtstage darbrachte:

„Es glänzen die Wolken, es teilt sich der Flor,
Da leuchtet ein Bildchen ein göttliches vor."

Es war der letzte Geburtstag, den die Königin erlebte und so kann man wohl sagen, daß die Zuneigung, die einstmals im Hause am großen Hirschgraben zwischen Frau Aja und dem Prinzeßchen entstand, die auch dem großen Sohne nicht fremd geblieben ist, sich wie ein roter Faden durch das ganze spätere Leben der Königin hindurchzieht.

In großer Bescheidenheit hat Königin Luise einmal geschrieben: „Wenn gleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe und sie wird sagen: sie duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: aber sie gab Kindern das Daseyn, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben."

Dieser Wunsch ist glänzender in Erfüllung gegangen als sie es ahnen konnte, aber unter den berühmten Frauen nennt die Nachwelt die Königin Luise; ein glücklicher Augenblick war es, in dem sie einstmals die Schwelle von Goethes Vaterhaus überschritt, denn er ermöglicht es, die Namen zweier Frauen zusammenzufügen, die der Deutsche stets mit Stolz nennen wird: Königin Luise und die Frau Rat.

Berlin ce 16 Fevrier 1796

A peine ai-je le courage de soulever mes yeux, et cependant je reprend du courage en sentant que j'ai lieu de me plaindre de Vous; Oui oui, de Vous ma chère et bonne Wolzogen(?), de Vous ma bonne Amie! Est-ce ~~que~~ qu'une Amie écrit à une autre, de la façon come Vous m'avez écrit avec tant de Cérémonie, surtout après Vous avoir priée de ~~[illegible]~~ me traiter absolument come Votre Amie Louise, come une personne pour la quelle Vous avez de l'amitiez, aulieu de cela je vois arriver une Lettre come Vous n'en écriviez pas à une personne que Vous n'avez jamais vû. Aber doch muß ich ~~bang~~ Ihnen geschwinden sagen, der Sie noch schwagen; darf ich fragen Si Vous voulez ma chère Amie que je croye réellement que Vous m'aimez encore, et que Vous n'avez pas oublié 5 années d'intimité sans compter ceux où je Vous ~~aim~~ aimois

ou jétois trop petite et Enfant pour pouv
me compter sous le rang de Vos amies, J'y
Vous n'avez pas oublié ces temps heureux o
je Vous voyez à Francfort, alors écrivez moi
une Lettre, come Vous les écriviez à Lou
de Mecklembourg. Le Coeur de Louise de
Prusse n'est pas changé, il aime et aimera
éternellement ceux qui lui ont témoigné
des bontés dans son Enfance. Le portr
que je Vous avois destiné, est achevé;
mais c'est une si grande horreur, que
je ne puis Vous l'envoyer; dans ce mo=
ment je me fais peindre, s'il réussit
je Vous promet que Vous l'aurez
bientôt. J'espère que Mr. de Wilenh
tu se porte bien, et qu'il ne m'a pas
oublié ainsi que le cher petit Loui
je Vous prie de lui faire bien m
Compliments. La premiere fois que

Vous verrez Madame Goethe, dites lui
mille et mille belles choses de ma part,
dites lui que Frédérique (qui vous dit
mille belles choses) et moi nous parlons
souvent d'elle... Ici vous êtes souvent
l'objet de nos conversations, je vous laisse
deviner. Tout ce que j'ose vous dire est
que je vous aime du fond de mon cœur,
et que je resterai éternellement, l'ami
de mes amis.

Louis

Beiträge zur Jugendgeschichte des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar.

Von Othmar Freiherrn von Stotzingen in Meischenstorf, Holstein.

II.

Neues zur Geschichte der Berufung Wielands nach Weimar.

Der archivalische Nachlaß des Grafen Johann Eustach von Schlitz genannt von Goertz, dem wir die Berichte über die Kavalierreise Karl Augusts im Jahre 1774/75 entnehmen durften,[1]) bietet auch Schriftstücke, die zur genaueren Kenntnis der Verhandlungen über die Anstellung Wielands in Weimar beitragen.

Mit Benützung eines Teiles der Briefe des Dichters an Graf Goertz, die in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts durch ungetreue Hand dem Nachlasse entnommen und verkauft wurden,[2]) hat B. Seuffert eine eingehende Darstellung gegeben.[3]) Der jetzige Direktor des Großherzoglich Badischen Generallandesarchivs Geheimer Archivrat Dr. K. Obser entdeckte im Jahre 1900 zwei weitere Briefe Wielands unter den Goertzischen Papieren und veröffentlichte diese mit Genehmigung des Besitzers im Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte, VIII, 68—72.

Drei neue Briefe und der fehlende Teil eines von Seuffert veröffentlichten Briefes fanden sich bei der letzten Ordnung des Nachlasses.

Neu ist in den hier veröffentlichten Briefen, daß Wieland schon in den Ostertagen 1772 über die Möglichkeit seiner

---

[1]) Siehe Jahrgang 1909 dieses Jahrbuches S. 311—370.

[2]) Die Briefe befanden sich, als Seuffert sie benützte, in der Autographensammlung des Kommerzienrats Künzel zu Leipzig und wurden nachher in den siebziger Jahren versteigert.

[3]) Vierteljahresschrift für Literaturgeschichte I, 342—435 und II, 579—594.

Beteiligung an der Erziehung des Herzogs Karl August mit dem Gouverneur Graf Goertz gesprochen hat. Die Mahnung der Sophie La Roche in einem Briefe vom 7. Mai 1772 an Wieland: „Lassen Sie sich ja an keinen Hof fesseln, ich bitte Sie!" ist daher nicht unberechtigt, wie Seuffert annahm.[1])

Es ist aus nachfolgenden Briefen ferner deutlich zu ersehen, daß Wieland weit mehr, als Seuffert schildert, an der Übernahme der Stellung gelegen war. Wieland verkannte durchaus nicht, welche große Vorteile ihm die Stellung in Weimar einbringen würde, seine scheinbaren Bedenken waren nur ein diplomatisches Verfahren, um günstigere Bedingungen zu erlangen. Wieland beschreibt, wie ihm ein Privatleben am Rheine, frei und sorgenlos, von seiner Familie und Freunden umgeben, als Ideal vorschwebe, und begeistert sich bei der Schilderung derart, daß er fast selbst daran glaubt. Die Relation über die Sitzung des Geheimen Conseil bietet einen klaren Einblick in die Weimarer Verhältnisse. Goertz wünschte dringend die Anstellung Wielands und nur der Geheime Rat von Fritsch, der sich gekränkt fühlte, weil Wieland bei seinen Aufenthalten in Weimar ihn nicht besucht hatte, widerstrebte seine Einwilligung zu geben und führte an, welche bedeutende Belastung daraus der herzoglichen Kasse entstände. Dem jungen Herzoge wird von seinem Erzieher bei dieser Unterredung ein treffliches Zeugnis ausgestellt, er wisse wohl was er wolle, lasse sich durch plötzliche Einfälle nicht hinreißen und beharre bei einer einmal als richtig erkannten Sache. In der Tat scheint auch der feste Wille Karl Augusts, wie später bei Goethes Berufung, den Ausschlag gegeben zu haben.

Wieland beurteilte den jungen Herzog Karl August anders als die Herzogin Regentin und brachte die Ostertage in Weimar zu, „um in dieser Sache klarer zu sehen". Nach Erfurt zurückgekehrt, richtete der Dichter folgenden Brief an den Grafen Goertz:

Nr. 1.

Me voila donc, mon cher Comte, retourné dans mon petit tonneau, jouissant, sans m'ennuyer un moment,

---

[1]) Seuffert I, 368.

de mon existence, expédiant mes petites affaires, jouant avec mes enfants, étudiant votre Bonnet, dont je suis enchanté, et me préparant à avaler bientôt autant de Quinquina et de Quascia ou Gnastia que Mr. le Cons. Hufland [1]) trouvera bon de m'ordonner.

Malgré tous ces agrémens de la vie domestique je regrette vivement nos aimables Princes et le commerce de leur digne Mentor, et je donnerois beaucoup pour le petit chapeau de velours rouge de je ne sais quel prince de la féerie à l'aide duquel je pourrois me transporter tous les jours une ou deux fois auprès du canapé de notre cher Prince Constantin pour lui lire les Beaux Contes que Madame Sheherazade raconte à sa chère sœur et à son benêt de Sultan, quand elle ne dorme pas. Rien ne peut me consoler de la privation de ce plaisir que l'espérance d'apprendre bientôt de Vous, que mon aimable confrère en Apollon [2]) se porte aussi bien, qu'on peut se porter avec la petite vérole et celle d'être en tems et lieu témoin occulaire de son heureuse reconvalescence. En attendant, je vous prie, cher ami, de mettre aux pieds de S.(on) A.(ltesse) S.(érénissime) Madame la Duchesse-Régente et de Messeigneurs les Princes les expressions de ma vive reconnaissance pour toutes les bontés dont L. L. A. A. ont daigné m'honorer pendant mon séjour à Weimar. Je serois au désespoir si mon départ seroit interprété au préjudice de ce sentiment. Le palais ducal de Weimar est pour moi un vrai château enchanté, que je préférerois s'il dépendoit de moi à tous ceux des Armides du Tasse et des Alcines de l'Arioste. Mais Vous connaissez ma situation ici, certains rumeurs, originaires dans le creux du cerveau de quelques oisifs soit à Weimar soit ici, qui faisoient le sujet de toutes les conversations d'Erfort et qui même furent trouvés assez vraisemblables pour inquiéter un peu ceux de qui je depends ici, auroient suffi de hâter mon retour quand même mes autres affaires m'auroient permis un plus long séjour. Ces rumeurs et l'allarme dont elles ont été la cause me prouvent cependant qu'on ne seroit pas fort

[1]) Hufeland, Arzt zu Weimar.

[2]) Nach Obser l. c. 69 wohl der Märchendichter Karl August Musäus.

aise de me perdre et vous voyez qu'au moins ceci n'est pas un signe de mauvais augure.

Vous avouerai-je, cher Comte, qu'en rentrant chez moi, l'idée de revenir libre et maître de moi-même (car je le suis ici beaucoup plus que dans tout autre service) a répandu sur tout mon être une joie et une satisfaction infinie. Je me croyais réellement échappé à un grand danger; deux mots proférés d'un ton amical auroient suffi pour m'enchainer dans la disposition ou j'étois; heureusement mon bon génie a eu le dessus en imposant silence à celui de L.(a) D.(uchesse). Peut-être qu'Elle a laissé échapper l'occasion de faire un grand bien à ses enfans et surtout au Pr.(ince) Héréd.(itaire). Quoiqu'il en soit je compte bien fort sur les résolutions que les observations que j'ai eu le loisir de faire m'ont fait prendre pour l'avenir. Je ne suis plus dans l'âge de prendre aisement de nouvelles habitudes; je suis accoutumé à un genre de vie aisée, sans gêne et contrainte; le plaisir de faire ce que je veux et celui de vivre avec mes enfans et de veiller moi-même sur le développement de ces jeunes âmes, sont la partie la plus essentielle du bonheur dont je suis susceptible, c'est la plus grande grâce que Dieu me peut faire que de ne me jamais mettre dans le cas de sacrifier mon propre bonheur aux intérêts d'autrui. Je me plais beaucoup à Votre cour, il est vrai; j'aime Vos Princes, l'amitié que le P(rince) Hér(éditaire) me montre me touche sensiblement; je me sens un véritable attachement à lui; mais dès le moment ou je perdrois la liberté de m'en aller, je regarderais cette même cour qui dans ma position actuelle a des charmes pour moi, d'un tout autre œil; le château enchanté se changeroit tout d'un coup en une prison affreuse, je m'écrierois comme ce pauvre étourneau de Yorik, ich kan nicht heraus, ich kan nicht heraus, et l'idée de mon esclavage empoisonneroit tous mes momens. Vous me direz peut-etre, mon cher Comte, que Vous êtes dans le même cas et que tout comme moi Vous n'êtes que trop porté à préférer l'indépendance au genre de vie que Vous menez. Mais vous me permettrez de vous faire remarquer, que Vous êtes accoutumé à votre état; que dix

ans d'un service pénible parlent bien fort en faveur de trois ou quatre ans qui Vous restent encore à sacrifier que la probabilité de faire par Votre persévérance un grand bien à un jeune homme, du caractère et de la façon de penser duquel dépendra un jour le bonheur ou le malheur de tout un pais; que l'espérance enfin de voir toutes vos peines récompensées par la gloire et la satisfaction d'avoir réussi, sont un grand contrepoids contre tous les désagrémens de votre place. Toutes ces considerations doivent être plus que suffisantes pour vous déterminer à poursuivre votre carrière; mais il n'y en a aucune assez forte pour me déterminer d'y entrer aux dépens de ma liberté, de mon repos et de ma félicité domestique. Ainsi, cher Comte, prennez que tout est dit. Croyez moi votre ami de cœur et d'âme, et que le Prince Héréd(itaire) soit persuadé de ma reconnaissance infinie pour les sentimens dont il m'honore, et de ceux qui m'attachent à Lui. Mais cessez, je vous en conjure, de faire le moindre mouvement direct ou indirect pour me mettre dans une dépendance, qui me rendroit malheureux.

A l'heure qu'il est il y a une autre affaire que j'ai à cœur et Vous êtes trop mon ami pour ne pas me le pardonner. C'est celle de mon Agathon[1]). Il m'a coûté à me résoudre à cette souscription; mais ayant pour ainsi dire passé le Rubicon, il m'importe de tenter tout pour réussir autant que possible. J'ai oublié de Vous dire que le Prince régnant de Dessau est un des amateurs zélés de mes ouvrages à ce qu'on m'a assuré; il augmentera volontiers le nombre des Altesses que nous avons sur notre liste, mais je ne connois personne à Dessau, dont je me puisse servir pour cet effet. Ne voudriez vous pas, cher Comte, vous charger de cette petite négociation? Je vous envoye pour cela encor quelques avertissemens, dont peut-être Vous avez besoin. Dès que Reich m'aura fait tenir le 3 et 4 tome des Miroir d'or, Vous l'aurez aussi.

adieu, mon excellent ami. Conservez moi une amitié qui fait partie de ma félicité et croyez que les senti-

---

[1]) Neubearbeitung des Agathon.

mens que Vous m'avez inspiré ne cesseront qu'avec mon existence.

à E(rfurt) ce 5 May 1772.

Wieland teilt dem Grafen in Kürze mit, daß er schwerlich in dieser Woche, wie wohl verabredet war, nach Weimar kommen könne. Der Dichter glaubt, daß seine Beurteilung Karl Augusts gegenüber der Mutter nicht ohne Erfolg war und daß er die Handlungsweise der Herzogin darauf zurückführen dürfe.

Nr. 2.

Ich kan vor lauter Briefschreiben kaum zu Athem kommen, Mein liebster Graf und ich schäme mich beynahe Ihnen zu sagen, daß dies die Ursache ist, warum Sie diesmal nur zwei Zeilen von mir erhalten, welche Ihnen melden, daß ich diese Woche schwehrlich nach W.(eimar) kommen kan, und daß ich auch den Hr. von Haack bereden will, seinen Besuch zu verschieben, bis Pygmalion wieder aufgeführt wird.

Die Physiognomie Lavaters ist mir so unbekannt als der Mann im Monde. Nous savons ici rien de rien. C'est là notre lot et à l'exception de moi-même — mes confrères se trouvent à merveille de cette façon d'être.

Je ne sai pas non plus un mot de la dissolution de la visitation de Wezlar, mais je serois très curieux d'en savoir quelque chose: Je ne vois personne, parceque je suis accablé à n'en pouvoir plus d'occupation et de correspondances.

Folgender Brief war Seuffert nur zum Teile bekannt und liegt jetzt vollständig vor.

Nr. 3.

à Erford ce 18 Juin 1772

Cher Comte, j'étois sur le point de me mettre à mon bureau pour Vous écrire, lorsqu'on m'annonca que Mr. Seidel étoit là pour me voir. Il m'a enlevé, quoique très-agréablement pour moi, une couple d'heures, et Vous n'aurez qu'une petite lettre dont il sera le porteur. Je commencerai par Vous prier, de vouloir bien saisir la

première occasion convenable pour me mettre aux pieds de Son Altesse Sérénissime La Duchesse, et de lui faire agréer les raisons qui me privent pour cet été du bonheur de passer quelques semaines à Belvedere. C'est pour moi une privation d'autant plus désagréable, que je m'y avois moins attendu; et ce n'est qu'avec un regret infini que je vois s'évanouir les images des matinées et des soirées délicieuses que je comptois passer sous les orangers et dans les bosquets de ce petit château enchanté. Mais il n'y a pas moyen de m'arranger autrement sans me brouiller absolument avec mes devoirs d'ici et avec notre jeunesse accadémique, qui aime je ne sais pas pourquoi à m'entendre et qui croit avoir des droits sur moi. Il est vrai que la régence m'a accordé encore fort poliment 15 jours ou 3 semaines tout au plus; mais la troisième partie de ce tems est déjà passé et le reste me suffira à peine pour expédier ce qu'il y a de plus pressant entre les occupations pour lesquelles je suis obligé de m'emploier pendant ces mois d'été. Enfin, mon bien cher ami, le destin n'a jamais été propice aux petits projets que je faisois, avec le plus d'empressement de les voir accomplis. Je suis si accoutumé à me voir traversé dans mes désirs ou dans mes espérances, que s'il m'arrive quelquefois d'en voir une réussir, je crois l'avoir gagné dans une lotterie. En attendant, j'ai revu et corrigé par ci-par là la soi-disante tragédie de Clementine della Parretta et telle qu'elle j'ai l'honneur de Vous la renvoier, je crois qu'elle pourra être réprésentée si M[e]. Röder pourra jouer le rôle de Clementine. Je Vous prie de la remettre aux ordres de Son Altesse Sérénissime du bon plaisir de Laquelle dépendra si cette pièce doit être réprésenté ou non. Je crois être assuré qu'elle réussiroit beaucoup si les acteurs sont bien; mais c'est là le grand point et j'avoue que je n'ai pas trop bonne opinion de plusieurs auxquels on seroit obligé de donner des rôles assez importants. J'ai commencé à arranger le plan de l'opérette que je me suis engagé de composer sous condition expresse si les Muses trouveroient bien de léver l'interdit qu'elles paroissent avoir jetté sur mon talent poétique. Réellement tous les efforts que j'ai fait depuis

quelque tems pour rîmer mes pensées ont été en pure perte; je ne comprends rien à cette impuissance de mon génie; j'espère qu'elle ne
(soweit bei Seuffert — es folgt das neu aufgefundene Bruchstück — unzweifelhaft die Fortsetzung) sera qu'accidentelle et que je me retrouverai dans quelque beau jour de cet été; mais je ne saurai répondre de rien solange die Hand des erzürnten Apollo auf mir liegt.

Je serois au désespoir, cher et digne ami, si la façon un peu brusque avec la quelle j'ai refusé vos bons offices pour me réconcilier avec ce M. Rautenberg, qui sans que je sache bien pourquoi m'a déclaré Epicurien et Athée dans la gazette de Bronsvic, vous feroit penser que je ne sens pas comme je dois le poids de ce que vous vouliez faire pour moi. Je vous avoue naturellement, que la rabbia theologica ne faisoit pas plus de peur au pauvre Melanchthon lui-même qu'à moi; je n'aime nullement à me battre ni à coup de poing ni à coup de plume avec des gens qui croyent avoir en mains les clefs du ciel et de l'enfer. Mais à moins qu'il ne s'agisse d'éviter le bucher, rien au moins me fera jamais descendre à l'indignité de faire un aveu que mon cœur démentiroit. Il est vrai que je me repens de ce qu'il y a de trop caustique dans la déclaration que j'ai publié sur l'indécente et brutale attaque du dit Sieur Rautenberg; mais ce n'est pas par rapport à lui, mais par rapport à moi-même que je m'en repens et jamais je m'avilirai à dire ou faire dire à un piètre qui est capable de m'insulter comme a fait celui-ci, que je l'estime et que je souhaiterois de l'avoir pour ami. Permis à lui et tous les laquois qui lui ressemblent de me persécuter comme ils pourront; je ne les appaiserai jamais par des démarches indignes de moi; je continuerai mon chemin; je tâcherai de mon mieux de devenir meilleur et plus utile au public que je ne l'ai pu être jusqu'ici; et je mépriserai les sots jugemens que la partie peu éclairée du public, qui se laisse guider par les pareils du sieur Rautenberg, portera de moi et de mes ouvrages. Voila, cher ami, ma confession, je ne sais pas si vous en serez content, je le désire, mais en tout cas, nos idées

et nos sentiments ne dépendent pas de notre volonté, vous n'en serez pas moins mon ami, et vous n'en serez pas moins persuadé de l'inviolable attachement que je vous ai voué pour toujours.

Adieu, cher Comte. Faites agréer à Msgr. le Pr. Piéréd. mes hommages très empressés. Le sentiment qui m'attache à cet aimable Prince est trop vif et trop sincère pour que je puisse voir avec indifférence s'évanouir les beaux rêves que j'avois fait il y a quelque tems par rapport à Lui. Mais n'est ce pas Vous qui lui restez? Cette idée me console. Que le bien se fasse sans moi, pourvu qu'il se fasse, je serai toujours content.

Ce seroit une belle chose, mon cher Comte, d'avoir la lampe merveilleuse ou en defaut d'icelle au moins un bel equipage à soi pour pouvoir aller à tout moment, qu'on s'y trouveroit disposé, à Weimar voir ses amis et s'en retourner.

Je me réjouis de très grand cœur du bon succés de l'inoculation de notre cher Prince. Je suis très porté à regardez les bons procédés, dont Vous faites mention, comme un effet des explications que j'ai eu avec Mad.(ame) La D.(uchesse) et du cas qu'Elle paroît faire de mes sentimens. Nous verrons si je me flatte trop.

Je viens de finir un travail pénible; c'est la correction d'une traduction françoise de mon Diogène, qu'un certain M. de Marbois a entrepris et qu'il m'a communiqué en Mspt. Après les peines que je me suis donné pour en faire quelque chose j'espère que cette traduction me fera plus d'honneur en France que celles qui ont encore paru de mes autres ouvrages.

Je Vous prie, chérissime ami, de me mettre aux pieds de S(on) A(ltesse) S(érénissime) de présenter mes hommages au Prince Héréditaire, de dire au Prince Constantin de ma part tout ce qu'il y a de plus beau et de continuer de m'aimer.

J'attends le Seigneur Philostrate avec impatience et je suis pour la vie

Tout à Vous

ce 19. Mai 72. W.

Seuffert erwähnt ein eiliges Billet Wielands vom 21. Juni an Goertz, worin er eine ausführliche Antwort in Aussicht stellt. Dieser versprochene Brief ist nachfolgendes Schriftstück.

Nr. 4.

à E(rfurt) ce 21. juin 1772.

Votre lettre du 19ieme mon respectable et cher ami, est dictée par la raison et par l'amitié. A Dieu ne plaise que je ferme les oreilles ni à l'une ni à l'autre. Oui cher ami, je réfléchirai encore, je peserai toutes les raisons, je considererai la chose sous toutes ses faces, — ou plutôt je continuerai encore de faire ce que j'ai fait depuis mon retour de Weimar; car la plus grande partie des raisons que Vous m'alleguez je me les ai dit à moi-même, je sens toute la force; mais telle est la constitution de mon âme que des raisons ne me détermineront jamais quand il s'agit de prendre quelque résolution d'importance. Je les peserois éternellement et ne me déciderois jamais. A la fin ne pouvant rester longtemps indécis, c'est ordinairement la force attractive de quelque objet relatif à mes penchans favoris ou le ressort caché de quelque sentiment obscur ou ce qu'un disciple de Pythagore appelleroit son Génie, qui emporte la balance; et voilà si je ne me trompe comme l'homme est fait.

Les conditions dont Vous faites mention, mon cher Comte, sont assurement tres honnêtes. Une pension de 1000 écus per la vita et mise à l'abri de tout évenement, une de 300 écus pour ma femme ou mes enfans en cas de ma mort, et enfin liberté entière dès le moment ou le Prince auroit atteint l'age de gouverner son pais lui-même; tout ceci je le répète, à de quoi satisfaire un philosophe dont les besoins ne sont pas si coûteux que ceux du Stoicien Seneque. J'ajouterois cependant encore un petit article, et ce seroit du fourrage pour 2 chevaux, parceque j'aime beaucoup à me promener en voiture et que ce mouvement là convient beaucoup à ma constitution.

Mais, quoique naturellement les avantages de ce genre doivent être mis en ligne de compte dans la dis-

cussion d'une pareille affaire, Vous n'ignorez pas cher ami, que ce ne sont pas de pareils avantages, quelque séduisans qu'ils puissent être, qui décideront votre Wieland. Aussi Vous m'en alleguez d'autres motifs d'une nature à l'emporter d'arbord sur toutes les considérations possibles à l'exception d'une seule dont je vous parlerai à cœur ouvert. Oui, mon chérissime Comte; je vous aime, je sens tout le prix de votre amitié, j'en fais gloire, vous etes cet honnête-homme à la cour si difficile à trouver autre part que dans le pais des idées. Notre amitié entreroit donc assurement pour quelque chose et pour beaucoup dans ma consultation. Car, comment sans un ami comme vous, pourrai-je jamais avoir seulement la pensée de hazarder ma philosophie et ma tranquilité au point de m'embarquer à quelque cour que ce soit? Ajoutéz à ceci l'attachement décidé et vraiment tendre que je me sens pour le Prince; sentiment à la vérité relatif à ceux qu'il a montré pour moi en plusieures occasions, mais croyez moi, fondé principalement sur l'opinion avantageuse que j'ai conçue du cœur et de la tête de ce jeune Prince. Il est digne d'avoir des amis comme Vous et moi, il mérite tous nos soins, il a l'âme vraiment élevée, il est fait pour sentir le vrai beau, pour aimer la vertu, pour préférer ses devoirs à des plaisirs frivoles, pour s'attacher au solide, pour distinguer le faux du réel, pour écouter la raison et pour sentir le prix du vrai mérite. Enfin ou tout me trompe, ou Il deviendra, s'il veut bien se laisser guider encore par des personnes éclairées et bien intentionées, un Prince accompli. Pourries-vous, cher ami, me croire un moment insensible à l'idée de contribuer à former un jeune souverain, qui donne de pareilles espérances? Pourrois-je ne pas sentir bien vivement toute la beauté d'une semblable vocation? Et s'il ne s'agiroit qu'à lui sacrifier des plus grands avantages relatifs à ma fortune, ou les agrémens qui m'attirent aux bords du Rhin et les plaisirs d'une cour brillante, croyez vous que je balancerois un moment?

Mais, mon chérissime ami, ce ne sont pas des motifs de cette espèce (quoiqu'à la vérité ils ne laissent

pas d'agir beaucoup sur mon imagination) ce sont des intérêts bien plus chers à mon cœur, qui presque malgré moi, m'attirent à ces bords enchantés ou je me réunirois pour le reste de ma vie à tout ce que j'aime le plus tendrement. C'est là où demeure la famille de mon ami La Roche, de Sophie Sternheim, à qui mon âme est liée par une amitié de 22 ans, dont les ressors n'ont fait qu'augmenter de force par le nombre des années. Sa maison est la mienne, mes enfans sont les siens, ses enfans sont les miens, nous ne faisons qu'une même famille. Je sens, une amitié éprouvée de toutes les façons possibles, épurée par toutes ces épreuves, devenue un sentiment essentiel à notre être; le vif désir de ma femme d'être rapprochée d'une amie qu'elle adore; l'intérêt de mes enfans, filles qui promettent de devenir aimables et qui deviendroient sûrement ce qu'elles promettent sous les yeux d'une Sophie Sternheim — Ah! mon Ami, dites moi comment résister à de tels intérêts? Comment étouffer la voix qui m'appelle incessament? Comment réfuser de suivre la main d'une divinité bienfaisante, qui tout inopinement paroit s'étendre vers moi pour me retirer de ce pais étrange et guider mes pas vers un autre qui est ma véritable patrie parcequ'il referme tout ce que mon cœur chérit le plus tendrement? — Ajoutés à cela toute la maison de mon ami Jacobi, sa femme, une des plus excellentes créatures que j'aye jamais connu, son frère, ses sœurs, l'ami Hompesch, société charmante, où je suis aimé à l'enthousiasme, amis de tête et de cœur, et dont il n'y a aucun, auquel mon âme ne dise pas: Tecum vivere amem, tecum obeam libens. — Figurez vous à présent cher Comte, ce cercle d'amis, tous réunis dans la maison de Sophie moi au milieu d'eux jouissant du bonheur d'aimer et d'être aimé, jouissant du sentiment le plus délicieux de mon être, libre d'ailleurs de tout soin, rendu absolument et sans autre devoir à mes occupations favorites cultivant la philosophie et les lettres au sein de l'amitié et du repos, élevant mes enfans, travaillant à mon aise à quelque ouvrage digne de passer à la postérité p. p. Représentez vous, mon digne ami, tout ceci, et prononcéz.

Il est vrai tout ceci ressemble plutôt à quelque beau rêve d'une imagination poetique qu'à un projet qui pourroit devenir réel. Cependant voilà dequoi maintenant il s'agit. L'affaire n'est à la vérité qu'entamée; l'exécution pourra traîner peut-être encore quelque tems, peut-être même des années. Mais ditez, cher ami, comment avec une pareille perspective devant les yeux, pourrois-je contracter des engagemens, qui m'éloigneroient peut-être pour toujours de ce qui fait le voeu le plus ardent de mon cœur?

Je vous l'avoue, quand je suis auprès du Prince, auprès de Vous, je sens ma résolution s'ébranler; mon cœur s'épanouir à votre approche; je me sens attiré vers Vous, j'oublie pour quelques momens qu'il y a au monde des objets qui lui sont, qui lui doivent être encore plus chers. Voila pourquoi je me presse tant de m'éloigner de Vous quand j'ai passé quelques jours dans votre société.

Je Vous ai fait mes confessions, mon excellent, mon estimable, mon cher ami. Vous etes le maître de les communiquer à notre cher Prince. Qu'il vous aide à me conseiller; ou plutôt qu'il voye tout le poids des intérêts qui me tiennent en suspens, et qu'il juge si je l'aime!

Adieu cher Comte. Continuez de m'aimer et faites agréer à M.me votre aimable épouse l'assurance de mon respectueux et tendre attachement. Dans ma première nous passerons Revision sur l'affaire du Bonze Rautenberg

T.(out) à V.(ous)

W.

Bericht des Grafen Goertz über die Sitzung des Geheimen Konseil, worin über die Anstellung Wielands beraten wurde. Goertz teilte diese Relation Wieland mit und ein vom 16. Juli datierter und von Seuffert mitgeteilter Brief des Dichters ist die Antwort darauf.

Nr. 5.

Zur Nachricht.

Da auf den unterm 11. Januar 1772 übergebenen Bericht wegen der Nothwendigkeit einen Plan der künftigen Erziehung

zu machen, und daß die Printzen so wohl wegen mehrerem Anstand in ihrer äußerlichen Bildung der Sitten, als auch dem ermangelnden Unterricht an einem fremden Ort mit Nutzen sein würden, keine Entschließung gefaßt worden, ich aber von denen Geh. Räthen mündlich gehöret, daß dazu keine Hoffnung wäre und daß selbsten der Bericht einst an das Geh. Consilium abgegeben worden, so übergab ich unter dem 11. May einen ferneren Bericht und erhielt darauf doch endlich, daß am 14ten Juli ich zu einer Unterredung mit dem Geh. Consilium berufen wurde.

Der Geh. Rat von Greiner that die Anrede, daß da ich in meinem Bericht, die Anzeige wegen derer noch abgehenden Wissenschaften derer mir anvertrauten Printzen gethan und dabey gebeten hätte deshalb noch mündlich mich mit Ihnen besprechen zu können, so wäre davon Serenissima der Vortrag geschehen und sie wären allweil gewärtig, daß ich ihnen deshalb weiter eröffnen würde, daß Sie sodann Ihrer Durchlaucht den ferneren Vortrag davon zu machen im Stande wären. Ich bedankte mich vor die Einladung und sagte, daß da ich nun in das eilfte Jahr der Erziehung der Prinzen vorgestanden, so blieben nur noch wenige Jahre übrig. Es wären aber diese die wichtigsten, da sie die Erziehung eines Printzen zum Gegenstand hätten, der Fähigkeiten und das Wollen hätte, dermahl einst selbst zu regieren und wo es also darauf ankomme, daß ihm die Kenntnisse und Wissenschaften verschaffet würden es zu können. Ich hatte in meinem letzten Brief die ihm noch abgehenden Wissenschaften angezeiget, Sie würden mit mir einverstanden sein, daß keine davon entbehrlich wäre, ja daß noch ehender verschiedene dazu gesetzt werden könnten. Ich würde ungerecht handeln wenn ich nicht die seitherige treue Geschicklichkeit und Sorgfalt des Oberconsistorial Seidlers und das gute Benehmen und den vortrefflichen moralischen Caracter des Rath Hermann vieles von dem guten Erfolg der seitherigen Erziehung zuschreiben wollte. Selbst der Rath Albrecht hätte recht viele Wissenschaften, aber nun wären — dieses erfordert meine Pflicht nicht unangezeigt zu lassen — beide Letzteren bey der ferneren Unterweisung nicht mehr brauchbar. Ersterer hat die Hinderniße seines Gehörs und auch den Mangel eines körnichten Vortrags, letzterer aber

mit aller seinen Wissenschaften, wie sie es selbst wüßten, einen gar weitleufigen unangenehmen Vortrag. Nur ein Exempel anzuführen, so wäre er seit 2 Jahren in der Universalgeschichte nicht über das 10. Jahrhundert gekommen. Ich erwartete also von Ihnen, daß Sie Ihre Durchlaucht dahin bewegen möchten, daß Höchstdieselbe wegen derer noch abgehenden Wissenschaften Männer zu wählen sich entschließen möchten, die diesen Mangel zu ersetzen im Stande wären.

Geheimer Rath von Greiner wären von demjenigen, was ich Ihnen ietzt gesagt und von der Wichtigkeit des Gegenstandes sehr überzeugt und es wäre Serenissima Meinung, das Sie Sich mit mir dieserhalb näher vornehmen solten. Es fände sich in meinem übergebenen Bericht bey anzeigung der noch abgehenden Wissenschaften, zuerst die Philosophie und würde es darauf am meisten ankommen, hierzu einen Mann ausfindig zu machen, welcher diese an sich trockene Wissenschaft, die aber zu der Bildung des Verstandes und Hertzens am meisten beytrage, dem Printzen auf eine angenehme Art zu lehren im Stande sey. Ihm sey unter der gantzen Dienerschaft niemand bekannt. Ich: ich kenne auch keinen und glaube auch nicht, daß in Jena ein dergleichen anzutreffen wäre. Geheimer Ass. Rath Schmidt: Nein, da wäre keiner. Geheimer Rath von Greiner: Und doch käme darauf Alles an. Ich: ich wäre davon umsomehr überzeugt, da des H. Erbprintzen Hertz nicht weich wäre, nnd es bey Ihm darauf ankommen würde, daß der Verstand erleuchtet werde, weil solcher allemahl das Hertz regieren werde. Geheimer Rath von Greiner: Ob ich denn keinen vorzuschlagen wisse. Ich: Mir wäre niemand bekannt, als der H. Wieland von Erfurth welcher hierzu unstreitig am geschicktesten sein würde. Ich kennte ihn auch genugsam um von seinem Hertzen bürgen zu können; und unterfänge mich mit so mehrerer Zuverlässigkeit ihn in Vorschlag zu bringen, da der H. Erbprintz ein großes Zutrauen zu ihm hätten, ihn sich aus eigener Bewegung wünschten, und wie ich wüßte von Ihrer Frau Mutter ausgebeten hätten, auch heute morgen, da Sie erfahren, daß ich dieser Angelegenheit wegen mit Ihnen mitzubesprechen haben würde, mir aufgetragen hätten, Sie in seinem Namen zu ersuchen, daß er als ein Merkmahl Ihrer Freundschaft und

Achtung gegen Ihn ansehen würde, wann Sie ihm dazu behülflich sein könnten.

Geheimer Rath von Greiner: Glaubte auch daß dieses der einzige Mann wäre und würde also nur darauf ankommen, daß man mit ihm wegen der Bedingungen übereinkommen könne.

Geheimer Rath von Fritsch: Kenne den Mann nicht genug um von ihm urtheilen zu können, hätte aber nichts dagegen, wann man ihn sich auf ein halbes Jahr von dem H. Churfürsten ausbäte.

Ich: auf diese Bedingungen würden wir ihn schlecht bekommen. Man würde es von Seiten ChurMaintz nicht gern thun, er selbst würde Bedenklichkeiten dabey finden und endlich würde die Zeit eines halben Jahres bei weitem nicht hinlänglich sein[1]) um den Nutzen zu schöpfen, der von einem solchen Manne und dessen Unterricht zu erwarten wäre. Ich glaubte, daß das einzige Mittel ihn zu bekommen würde sein, daß man ihn gantz in die Dienste nähme.

Geheimer Rath von Fritsch: Das würde keiner von ihnen verantworten können, daß man um ein Jahr Unterricht einen so theuern Mann sich wollte auf den Hals laden und ohngeachtet der Printz ihn allweil verlangte, so könnte er doch wann er ihm erst überdrüssig wäre, welches man nicht vorauszusehen im Stande, deßwegen Sie zur Verantwortung ziehen.

Ich: Hätte heute dem Printzen noch offenherzig und deutlich gesprochen, ihm den Fall als möglich vorgestellt und gebeten zu bedenken, daß er alsdann niemand als sich selbsten etwas beizumessen hätte. Er wäre aber darauf bestanden und da ich ihm gar keinen Hang zur Veränderlichkeit kennte, so wollte ich auch glauben, daß der Fall nie vorkommen würde. Er stünde sich in Erfurth an den 700 rth, er würde diesen Dienst nicht gerne verlassen.[2])

Geheimer Rath von Fritsch: Nun wann er sich so hoch stände, so müßte man ihm noch mehr geben, und dann auch

[1]) La Philosophie qu'en doit apprendre aux Princes, on ne l'enseigne pas en six mois, ni en 12. Brief Wielands an die Herzogin Amalie 10. Juli 1772. Seuffert p. 376.

[2]) Siehe vorhergehenden Brief Wielands an Goertz 21. Juni 1772.

wohl eine Pension, dann, wann die Unterweisung zu Ende sein würde, so wäre doch nicht abzusehen, wozu er zu gebrauchen.

Ich: Ja freilich würde er eine Pension oder eine Bedienung voraussetzen und alsdann gern eine solche verzehren, wo es ihm beliebe. Er wünsche sich immer wieder in die Gegend des Rheins.

Geheimer Rath von Fritsch: Das glaube er wohl, daß er sich damit begnüge, da würde keiner von Ihnen sein, der nicht gerne eine dergleichen annehme, wo er nach einem Jahr Dienst dieses haben könne.

Ich: Es wäre dieses unstreitig vorteilhaft, allein dem Mann nicht zu verdenken, der uns nothwendig wäre, der sich fühle, der in Diensten stände, der Familie habe und daß wir ihn doch nun nicht anderst erhalten könnten.

Geheimer Rath von Fritsch: Herr Wieland würde kein Bedenken tragen auf dem von ihm vorgeschlagenen Fuß hierher zu kommen, wann er nicht die Hoffnung sich machte auf eine so leichte Art, alsdann ohne weitere Geschäfte eine Pension verzehren zu können, wo er wolle. Man wüßte ja nicht wie lang es werden könne bey dem Erbprintzen, da er als Diener in ein anderes Verhältnis trete.

Ich: versicherte nocheinmal der Erbprintz wäre nichts weniger als veränderlich und da es ihr eigenes Verlangen wäre, so könnten sie zum wenigsten keinem einen Vorwurf darüber machen.

Geheimer Rath von Fritsch: Da ihn die Hertzogin selbst zu wünschen schienen, der Erbprintz ihn verlange und ich auch bezeige, daß es nützlich sein könne, so komme es ja allenfals auf eine Probe an und fände man in einem halben Jahre, daß man noch Ursache habe zufrieden zu sein, so könne man ja allemahl alsdann mit ihm überein kommen. Jetzt wäre doch nicht dazu zu rathen.

Ich: Wir würden ihn gewiß nicht auf diese Art bekommen. Der Mann habe Familie, sollte er die mit herübernehmen, das verursache Kosten, selbige drüben zu lassen würde ihm empfindlich sein.

Geheimer Rath von Fritsch: Er könne sich ja leicht ein halb Jahr von seiner Familie trennen und selbige drüben

lassen. Hier würde ja doch meine Idee sein, daß er mit dem Printzen speise um desto mehr Gelegenheit zu haben ridendo dicere verum, und könne er ja auch bey Hof die Zeit logiert werden. Er brauche also keinen Aufwand und am Ende mache man ihm ein schön present. Das wäre allemahl wohlfeiler.

Ich: Ja das wäre ohnstreitig, aber ich zweifelte sehr, daß er auf diese Art, und zumahlen Versuchsweise kommen würde.

Geheimer Rath von Fritsch: Nun über den Punct des Mannes wären wir ja einig, nur komme es auf den Versuch erst an, es wäre ja allemahl noch Zeit. Er kenne ihn übrigens gar nicht, da er Niemanden bey seinem Hiersein die Ehre gethan zu ihnen zu kommen. Er wüßte nicht, ob ihn nicht gar die Hofluft angesteckt oder ob es sonst aus Geringschätzung wäre.

Ich: Der Mann habe hier keine Absichten gehabt, wäre meistens nur in der Meinung ein paar Tage hier zu sein herübergekommen und hätte dann auf Befehl der Hertzogin hier bleiben müssen. Der Hof wäre eben seine Sache nicht.

Geheimer Rath von Greiner: Ich hätte ferner wegen des Unterrichts in der Pragmatischen Geschichte des Hauses und dessen Landesverfassung und Staatsrechts Erwähnung gethan. Nun wäre ihm in allen Collegiis kein Rath bekannt, welcher dazu zu gebrauchen wäre, ob ich einen solchen kenne.

Ich: Nein mit dem Tode des Geheimen Hofrath Friederichs wüßte ich auch keinen.

Geheimer Rath von Greiner: Ja, doch wäre dieses nothwendig, ob ich auch weiter keinen in Vorschlag zu bringen wüßte.

Ich: hätte immer gehofft, der H. Geheime Ass. Rath Schmidt würde vielleicht dieses übernehmen und alsdann würde ich sehr ruhig sein.

Geheimer Ass. Rath Schmidt: Wisse nicht ob Ihro Durchlaucht die Hertzogin das Zutrauen in ihn haben würden, sonst wäre er nach seinen Kräften alles zu thun erböthig.

Geheimer Rath von Greiner: Es wäre kein Zweifel, daß Serenissima sehr gerne sehen würden, wenn der Herr Geheime Ass. Rath sich dieser Unterweisung unterziehen wollten und er wüßte auch nicht wer es sonsten sein könnte.

Geheimer Ass. Rath Schmidt: Er wolle was das Sächsische Staatsrecht anbelange es gerne übernehmen aber auf Historie oder Jus Publicum Imp. könne er sich nicht einlassen.

Geheimer Rath von Fritsch: wünscht, daß doch auch die Printzen eine Kenntniß vom jure civile bekommen möchten und daß Sie etwa was über die kleinen Staaten hören könnten.

Ich: wünschte es ebenmäßig und würde ja wohl auch der Geheime Ass. Rath dieses übernehmen.

Geheimer Ass. Rath Schmidt: Ja auch dazu wäre er erbötig.

Geheimer Rath von Fritsch: Am Ende glaube er noch immer, daß es am besten wäre, wenn man der Hertzogin anriethe, die Printzen nach Jena auf ein Jahr zu schicken, da man alles dieses dann nicht nöthig hätte.

Ich: Es würde in Ansehung der Universität einen Nutzen haben, da aber Serenissima gantz dagegen wären auch beide Printzen eine besondere Abneigung davor hätten, so würden alle Bemühungen deßhalb wohl vergeblich sein.

Geheimer Rath von Greiner: Nun wäre noch Rechtshistorie, Statistic, und Jus Publicum übrig.

Ich: Hierzu hätte ich Ihnen schon den H. Professor Mayer vorgeschlagen. Es wäre dieses ein Mann von vieler Gelehrsamkeit und Fleis, er wäre mir hinlänglich bekannt, ein junger Mann, der alles thun würde, um seinen Vortrag angenehm zu machen und um nützlich zu sein. Er würde auch in Jena dermahlen können genuzt werden und auch hier in Zukunft nicht zur Last fallen, dann ihm würde es genug sein, wann er einmahl eine Professionem ordinariam erhielte und wäre er leicht in Jena zu versorgen.

Geheimer Rath von Fritsch: Er kenne ihn gar nicht, ob ihn dann der Geheime Ass. Rath nicht von Person [kenne].

Geheimer Ass. Rath: Ja, er kenne ihn wohl, es wäre ein feiner ein geschickter Mann, der sich hierzu recht wohl schicken würde.

Geheimer Rath von Greiner: Er zweifle auch daran nicht und würde es nun auf die Entschließung Ihro Durchlaucht ankommen.

Ich: Es würde nun nur müssen festgesetzt werden, wie viele Jahre noch zu denen Unterweisungs Jahren zu rechnen

wären. Vermuthlich nur 2, da dann doch das letzte Jahr der Printz erst in die Collegia und dann in das Conseil zugelassen werden würde und würde also bald der Anfang zu spätestens Michaelis auch gemacht werden.

Alle: Das wäre wohl die beste Zeit.

Geheimer Rath von Fritsch: Glaubt aber, daß es zu keinem Nutzen sein könnte, wenn der Printz in die Collegia ginge, Er würde sich daselbst zu sehr ennuyiren und es kämen doch alle Sachen in das Conseil.

Ich: glaubte nur er lerne das Land besser kennen und wären der Printz bey Sachen, wo sie glaubten, daß Sie sich unterrichteten, nicht leicht zu ennuyiren.

Geheimer Rath von Fritsch: Das Land könne er nicht durch Processe und Rechnungs-Sachen oder Geld-Zahlen kennen lernen und es würde nicht gut sein.

Ich: ließe es dahin gestellt seyn. Glaube aber allemahl, daß es ihm einen deutlichen Begriff von denen Geschäften mache und dann er auch dadurch seine künftige Dienerschaft mehr kennen lerne. Es würden also, was die Stunden anlangt, H. Professor Mayer und H. Wieland, wan er käme, und H. Geheimer Ass. Rath mit dem Sächsischen Staatsrechte anfangen können.

Geheimer Rath von Fritsch: Glaube ja, daß das letztere bis auf das gantz letste Jahr zu verschieben wäre, wo er dann gleich in Anwendung bringen könne, was er gelernt.

Ich: glaubte es würde doch sehr gut sein, wann der Printz vorher erst eine Idee von der Landesverfassung hätten.

Geheimer Ass. Rath Schmidt: er könne mit dem Jus civile anfangen, wenn man wolle, zu dem Sächsischen Staats Recht aber müsse er sich noch eine Vorbereitung ausbitten.

Ich: Es könne also die Veranstaltung getroffen werden, daß von Michaelis an H. Wieland zwei Stunden, H. Professor Mayer auch 2 Stunden bekomme und H. Geheimer Ass. Rath etwa auf Ostern mit dem J. C. den Anfang mache. Herr Rath Herrmann könne noch die Italienische und H. Albrecht die Englische Sprache lehren.

Geheimer Rath von Fritsch: Nun wäre noch wegen der Confirmation des Printzen Constantin zurück, er äußerte, daß er wünsche, daß solche noch nach in meinem Bericht gethane-

nen Vorschlage gegen Weihnachten könne vorgenommen werden, damit es das Ansehen nicht gewinne, als setze man den Printzen Constantin so sehr zurück, da doch der Unterschied des Alters beyder Printzen nur von einem Jahr wäre, und es in Ansehung der Confirmation von zweyen sein würde. Ich hätte ihm letzthin auch noch einen anderen Bewegungsgrund dazu gesagt, damit nicht, die nach Weihnachten fallenden Redouten eine neue Zerstreuung geben möchten.

Geheimer Rath von Greiner: Serenissima wären gebeten worden dem Ober Consistorialrath Seidler seine Meinung darüber abzufordern. Dieses wäre noch nicht geschehen, und ohngeachtet ich es wegen des zuletzt angeführten Grundes sehr wünschte, so würde ich doch bezweifeln, daß es dazu kommen würde, indem ich heute Morgen den Ober Consistorial-Rath Seidler darum noch weitläufig gesprochen und er wegen derer seit einem Jahre besonders wegen Krankheit gehabten Versäumnis die Unmöglichkeit vorgeschützt.

Geheimer Rath von Fritsch: Ob denn nun, wann die neuen Stunden anfiengen nicht einige alte zu entbehren sein würden?

Ich: glaubte dieses wegen Gewinnung der Zeit nothwendig, doch würde es sich auf den Schreibmeister und Tanzmeister wohl reducieren müssen, allenfalls auf den Fechtmeister.

Geheimer Rath von Fritsch: Diese würden aber doch noch den Gehalt fort verlangen.

Ich: glaubte freilich, daß es die meisten bedürften. Da nun aber alles erschöpft wäre, so dankte ich für die mir gestattete Unterredung und würde nun, nach dem an Serenissima gethanenen Vortrag und darauf gefaßten Entschließung weitere Verhaltungsbefehle erwarten.

Die Entlassung Wielands wurde am 24. Juli von der Herzogin Anna Amalia vom Kurfürsten von Mainz erbeten, die mit Ungeduld erwartete Zusage des Kurfürsten ließ jedoch lange auf sich warten und erfolgte erst am 10. August. Goertz hatte sich inzwischen an den ihm befreundeten Großhofmeister Baron Grosschlag gewandt, der am 3. August die Entscheidung des Kurfürsten unter der Hand Goertz mitteilte.

Nr. 6.

A Mayence, ce 3 d'aout 1772.

Monsieur!

Il a été bien difficile à l'Electeur de se résoudre à accorder à M. Wieland la dimission, que S(on) A(ltesse) S(érénissime) Madame la Duchesse de Weimar Lui a demandé. La haute Considération, qu'il porte à cette Princesse, et l'intérêt respectable, qu'Il prend au succès de l'education du jeune Prince Son Voisin, ont été les seuls motifs puissants, qui l'ont pu y déterminer.

Voūs connoissez, Monsieur, l'estime particulière, que je fais de M. Wieland; elle Vous persuadera, que malgré mon entier devouement pour tout ce qui peut être agréable à S.(on) A.(ltesse) S.(érénissime) Mme. la Duchesse, je ne le perds pas sans regret. C'est un homme, dont le génie fait honneur à la nation et dont les qualités excellentes de cœur égalent celles de son esprit. Je suis très flatté, Monsieur que vous avez bien voulu me mettre à l'occasion à renouveller à Votre égard les sentimens de la consideration distinguée avec laquelle j'ai l'honneur d'être

Monsieur Votre très humble et très obéissant serviteur

Groschlag.

Auszug der Berichte des Grafen Goertz an die Herzogin-Regentin.

Nr. 7.

d. d. 7. May 1773 ... die beiden Lehrer der Herr Hofrath Wieland und Professor Mayer haben durch ihren Vortrag sich den Beifall ihrer durchlauchtigen Zuhörer erworben, so wie sie beide sich der Gnade Euer Hochfürstlichen Durchlaucht durch ihren Fleiß, Treue und Eifer würdig machen. Von ersterem ließe sich nichts weniger erwarten und unter dessen Beistand ist mir das so sorgsame Erziehungsgeschäft um die Hälfte erleichtert worden und ich sehe nun mit der freudigsten Zuversicht dem glücklichen Ausgang eines sonst so oft fehlgeschlagenen Geschäftes entgegen. Täglich entwickelt sich das Hertz dero theuersten Herrn Erbprintzen

mehr und zur innigsten Freude entdecken wir darinnen den größten Edelmuth, die reinste Tugend und solche Neigungen die uns die Gewißheit geben, daß er der würdige und dankbare Sohn Euer Hochfürstlichen Durchlaucht und dabey der Vater seiner Unterthanen sein wird. . . . Herr Hofrath Wieland will das Natur und Völker Recht dem Herrn Erbprintzen allein und beiden Printzen die Moral lehren . . . .

(Reskript der Herzogin-Regentin an Graf Goertz. d. d. Weimar 18. May 1773. . . . Wir finden bey neuerwehntem Schemate weiter nichts als dieses zu erinnern, daß Wir glauben sollten, daß Unsers zweyten Printzen Lbd. an derjenigen Stunde, welche zu dem Unsers ältesten Printzen Lbd. von dem Hof-Rath Wieland zu ertheilenden Unterrichte in dem Natur und Völker-Rechte bestimmt ist, gar wohl mit Theil nehmen und zu dessen fernerweiter Unterweisung in der lateinischen Sprache allenfalls eine andere Stunde angesetzt werden könne.)

d. d. 5. May 1774 . . . Der Herr Wieland ist, nachdem er die Polizey Wissenschaft beendigt, zu der von den Finanzen übergegangen.

Goethes Geburtshaus und sein Umbau durch den Herrn Rat im Jahre 1755.

Von Prof. Dr. Otto Heuer in Frankfurt a. M.

„Ich bin mir bewußt, daß wir in einem alten Hause wohnten, welches eigentlich aus zwei durchgebrochenen Häusern bestand. Eine turmartige Treppe führte zu unzusammenhängenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder war die untere weitläufige Hausflur der liebste Raum, welche neben der Türe ein großes hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen solchen Vogelbauer, mit dem viele Häuser versehen waren, nannte man ein Geräms. Die Frauen saßen darin, um zu nähen und zu stricken; die Köchin las ihren Salat, die Nachbarinnen besprachen sich von daher untereinander, und die Straße gewann dadurch in der guten Jahreszeit ein südliches Ansehen..... Meines Vaters Mutter, bei der wir eigentlich im Hause wohnten, lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus, unmittelbar an der Hausflur, und wir pflegten unsere Spiele bis an ihren Sessel, ja wenn sie krank war, bis an ihr Bett hin auszudehnen.... Die Hinterseite des Hauses hatte, besonders aus dem obern Stock, eine sehr angenehme Aussicht über eine beinah unübersehbare Fläche von Nachbarsgärten, die sich bis an die Stadtmauer verbreiteten. Leider aber war, bei Verwandlung der sonst hier befindlichen Gemeindeplätze in Hausgärten, unser Haus und noch einige andere, die gegen die Straßenecke zu lagen, sehr verkürzt worden, indem die Häuser vom Roßmarkt her weitläufige Hintergebäude und große Gärten sich zueigneten, wir aber uns durch eine ziemlich hohe Mauer unsers Hofes von diesem so nahgelegenen Paradiese ausgeschlossen sahen. Im zweiten Stock befand sich ein Zimmer, welches man das Gartenzimmer nannte, weil man sich daselbst durch wenige Gewächse vor dem Fenster

den Mangel eines Gartens zu ersetzen gesucht hatte..... Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düstere Beschaffenheit des Hauses war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in kindlichen Gemütern zu erwecken."

So berichtet uns Goethe in Dichtung und Wahrheit von dem altertümlichen Hause, in dem er geboren war und seine früheste Kinderzeit verlebte. In seinem sechsten Lebensjahre veränderte sich das Aussehen des alten Gebäudes außen und innen, es gewann durch den Umbau, den der Herr Rat 1755 vornahm, die Gestalt, in der es noch heute wohlerhalten vor uns steht.[1])

Bei dem weitgehenden Interesse, das man auf Grund der Schilderungen in Dichtung und Wahrheit für die Einzelheiten des Jugendlebens des Dichters hegt, ist es begreiflich, daß der Wunsch nach einem Bilde des Geburtshauses in seinem alten Zustande ein allgemeiner war.

Theodor Reiffenstein suchte diesem Wunsche entgegenzukommen, indem er in seinen „Bildern zu Goethes Dichtung und Wahrheit" mit gewissenhaftester Benutzung von Goethes Angaben ein größeres und ein kleineres, möglichst unregelmäßiges Frankfurter Renaissancehaus nebeneinander zeichnete, wie sie in den Gassen der Altstadt noch mannigfach erhalten sind. Diese im wesentlichen auf Vermutung beruhende, aber nicht unmalerische Rekonstruktion wurde gern angenommen; sie hat sich rasch eingebürgert und ist in unzählige Bücher und Bilderwerke der Goethe-Literatur übergegangen; man war zufrieden, überhaupt ein Bild zu haben, denn daß eine authentische Abbildung der alten Behausung nach so langer Zeit und vielem vergeblichen Suchen noch einmal auftauchen werde, konnte man nicht hoffen.

Und doch war sie vorhanden, und zwar in Goethes Nachlaß selbst. Im Sommer dieses Jahres bemerkte der Archivar unseres Museums, Herr Dr. Hering, mit der Durchsicht Goethescher Zeichnungen im Goethehause in Weimar beschäftigt, in einer Architekturmappe, die hauptsächlich die Entwürfe zu dem

---

[1]) Von früheren Untersuchungen über das Goethehaus sind von Bedeutung: Volger, Goethes Vaterhaus, Frankfurt 1863, 2. Aufl. 1863, und der betreffende Abschnitt in Jung und Hülsen, Baudenkmäler in Frankfurt a. M., Bd. 3, S. 171—201.

geplanten Umbau des Hauses am Frauenplan enthielt, auch eine Anzahl nicht dazu gehörender unbezeichneter Blätter, die auf das Frankfurter Haus hinwiesen. Der Direktor des Weimarer Goethe-Nationalmuseums, Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wolfgang von Öttingen, übersandte in liebenswürdigster Weise die in Frage kommenden Blätter zu näherer Prüfung hierher, und es ergab sich, daß eine Front- und eine Seitenansicht des alten Gebäudes nebst den ersten Entwürfen zum Umbau von 1755 vor uns lag.

Bevor ich aber auf die Abbildungen näher eingehe, muß die zu ihrem Verständnis nötige Vorgeschichte des Goethehauses an der Hand der Akten kurz dargelegt werden.

Goethe sagt ganz richtig, daß sein Elternhaus auf einem Raum stehe, der sonst außerhalb der Stadt gelegen war. Erst durch die zweite Stadterweiterung im 14. Jahrhundert wurde er in diese einbezogen. Der Hirschgraben bildete einen Teil der aus Mauer und Graben bestehenden Umwallung der Stadt nach ihrer ersten Erweiterung. Da er eine bedeutende Breite hatte und wasserlos war, so hatte man seine mit Bäumen besetzte Fläche als Zwinger für die Hirsche des Rates benutzt.

Im Jahre 1582 wurde nun die längst zwecklos gewordene Mauer in dieser Gegend niedergelegt und der Graben ausgefüllt.

Der so gewonnene, nicht unbeträchtliche Raum wurde von der Stadt in Bauplätze verwandelt und verkauft. Die neue Straße, die sich vom Roßmarkt bis zum Weißfrauenkloster erstreckte, wurde der Große Hirschgraben genannt, während jetzt ihr oberer Teil den Namen Am Salzhaus führt.

Die westliche, nach der Außenstadt zu liegende Straßenseite gestattete, bei der Tiefe des verfügbaren Raumes, die Einteilung in Parzellen von bedeutendem Umfang, die für größere gewerbliche Betriebe, Brauerei, Gastwirtschaft, Zimmergeschäfte usw. geeignet waren. Die Verwertung geschah in der Weise, daß der Käufer einen jährlichen Grundzins von 6 Schilling für die Rute (= 12,66 □m) an die Stadt zu entrichten hatte, wobei es ihm jederzeit freistand, diesen Zins durch die Zahlung des Kaufpreises im zwanzigfachen Betrage, also 5 Gulden für die Rute, abzulösen. Das älteste Zinsbuch der Stadtkämmerei führt die Grundstücke der Reihe nach von

Norden nach Süden an, mit Angabe der Größe, des Zinsbetrages und der Namen der Käufer.

Für uns kommen hier nur die oberen, in nebenstehender Skizze im Umriß angegebenen Liegenschaften in Betracht.

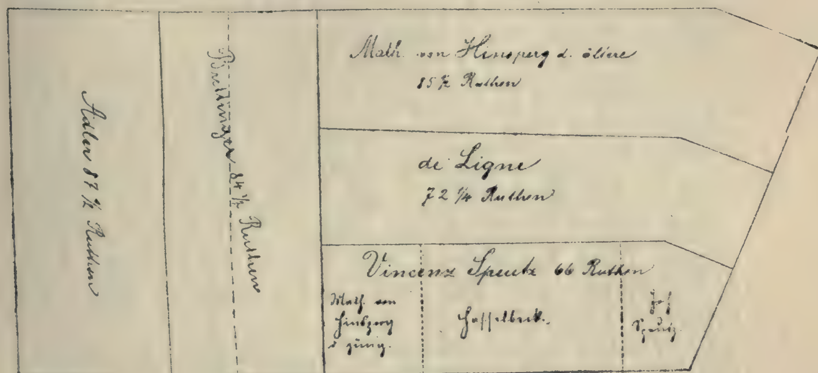


Fig. 1.

Wie man sieht, ist der etwa 50 m breite Streifen des Baulandes in der Weise geteilt, daß zuerst drei Stücke, je 17 m breit in der Längsrichtung, die folgenden mit etwa 20—25 m Breite quer geschnitten sind. Die Länge aller Baustellen beträgt etwa 50 m, nur bei den ersten ist die Länge durch die Straßenschrägung etwas größer.

Den Anfang der Bebauung macht der reiche Juwelier Matthes von Hinsberg aus dem Jülichschen, der im Zinsbuch 1592 als Besitzer einer neuen Behausung neben Herrn Philipps von Knoblauch am Roßmarkt belegenen älteren Hause genannt wird. Das Hinsbergsche Grundstück umfaßte 85½ Rute = 1082 □ m.

Der nächste Anbauer war de Ligne mit 72 Ruten, = 912 □ m. An ihn grenzte der Bierbrauer Vincenz Speutz mit dem Eckgrundstück im Ausmaß von 66 Ruten = 865 □ m. Das nun folgende erste Quergrundstück wurde von Friedrich Brettinger, das nächste vom Zimmermann Adler erworben.

Wie man sieht, bildet die nur 340 □ m umfassende Fläche des Goethehauses bei dieser Aufteilung seitens der Stadt keinen selbständigen Bauplatz, sondern ist in dem in langer Front am

Hirschgraben sich hinziehenden Speutzschen Brauereigrundstück als dessen südlichster Teil einbegriffen. Dieses, mit fast 70 m Straßenfront, eignete sich vorzüglich zur Teilung und weitgehender baulicher Ausnutzung, während die übrigen Parzellen mit schmaler Front und großer Tiefe ihr ausgedehntes Hinterland als Gärten liegen lassen mußten.

Diese Teilung des Speutzschen Grundstückes scheint denn auch bald erfolgt zu sein, ohne daß ein bestimmtes Jahr sich dafür angeben ließe. Vincenz Speutz hatte zuerst den mittleren Teil mit einem Wohn- und Brauhause bebaut und bereits 1592 die Erlaubnis erhalten, ein Schild mit der Bezeichnung „Zum grünen Laub" daran anbringen zu dürfen. Diesen Namen führt dieses Haus noch heute. Der nördliche Teil, das Eckhaus (jetzt Am Salzhaus 1), erscheint später als besondere Liegenschaft im Besitze seines Sohnes Johann. Ebenso finden wir den südlichen Teil, das Terrain des Goethehauses, im Besitz seines Schwiegersohnes Matthes von Hinsberg des jüngeren. Dieser war der zweite Sohn des oben erwähnten Matthes von Hinsberg des älteren, der 1600 starb. Das große Grundstück, das er bei der Aufteilung gekauft hatte, ging auf seinen ältesten Sohn Jakob über, während der jüngere, Matthes, gleich dem Vater und Bruder Juwelier und Handelsmann, als Schwiegersohn Speutzens ebenfalls in nächster Nachbarschaft blieb.

Im Jahre 1619 wird er und sein Haus zum ersten Male urkundlich erwähnt. Am 20. Februar dieses Jahres entschied das Bauamt in einer Streitsache zwischen ihm und seiner Nachbarin, der Witwe Friedrich Brettingers, der Besitzerin des südlichen Nebengrundstückes. Der Bescheid den Hinsberg erhält, weist auf eine durch dessen Hausbau entstandene Differenz betreffs der Brandmauer und der Schornsteinanlage hin.[1]) Man darf daher annehmen, daß der Hinsbergsche Hausbau eben erst vollendet, das Haupthaus

[1]) Den 20. Febr. [1619]. Zwischen Friedrich Brettingers Wittib und Matthes von Hinsperg ist der Bescheidt, daß er von Hinsperg sich mit p. Wittib vereinige. Den Schornstein aber anlangende weil er Hinsperg denselben zu weit in der Wittib Behausung gesetzt, soll er denselben entweder abschaffen oder aber, der Wittib deswegen ein Reverß geben. Bauamts-Protokolle 1616/27, S. 97.

des Goetheschen Geburtshauses also im Jahre 1618 erbaut worden ist. Nun besaß dieser aber noch ein kleineres Nebenhaus an der Nordseite. Was hat es mit diesem für eine Bewandtnis, wann wurde es erbaut, und wie kommt dieses schmale Gebäude in die Reihe der stattlichen Bauten auf dem Neulande? Dem Knaben Goethe scheint an dem Häuschen nichts besonderes aufgefallen zu sein. Und doch zeigte es bis zu seinem Abbruch im Jahre 1755 die deutlichen Spuren seiner ursprünglichen Bestimmung. Die Seitenansicht (s. Taf. III) läßt keinen Zweifel darüber, daß der lange schmale Bau einst die Malzdarre der Brauerei war, die Vincenz Speutz vor 1592 erbaute. Die Malzräume nehmen den größten Teil des Häuschens ein, nur an der Straßenfront ist in jedem Stockwerk ein kleines Zimmer, vielleicht erst nachträglich eingebaut. Rückwärts stieß der Bau mit dem im Hintergrunde des Hofes liegenden eigentlichen Brauhause Ecke auf Ecke zusammen. Die ursprüngliche Zugehörigkeit zur Brauerei beweisen auch die nach deren Hofe gehenden Fenster und Luftöffnungen, das Recht der Dachtraufe und des Wasserabflusses dahin, das bis 1755 bestand. Das Nebenhaus ist also älter als das Haupthaus, von dem es im Erdgeschoß durch eine Brandmauer getrennt war, und hat ursprünglich gar keinen Zusammenhang damit. Da es seine eigentliche Front dem Brauhofe zukehrte, so hatte es anfangs auch wohl von dort einen Eingang.

Wann ist nun die Verbindung der beiden Gebäude zu dem späteren Doppelhause vorgenommen? Eine urkundliche Angabe liegt darüber nicht vor. Wir dürfen aber annehmen, daß die Vereinigung schon unter dem ersten Besitzer erfolgte. Das von Vincenz Speutz seinem Schwiegersohn überlassene Grundstück umfaßte das Haupthaus und den Hof in seiner jetzigen Größe, ferner einen kleinen Winkel hinter dem Malzhause. In diesem Winkel befand sich, wie wir später sehen, das Hinsbergsche Waschhäuslein, auf derselben Stelle, wo heute noch die Waschküche des Goethehauses sich befindet. Daß dieser kleine Raum von Anfang an zum Hinsbergschen Grundstücke gehörte, zeigt die Brandmauer in Höhe des Erdgeschosses, die das Waschhäuslein von dem noch heute hinten im Hofe des grünen Laubes stehenden Brauhause trennte (s. Fig. 3).

Dieses Waschhäuslein hatte kein oberes Stockwerk, und über ihm lief ein Gang, der die Verbindung zwischen Brauraum und Mälzerei herstellte. Dem stattlichen Hause, dessen Besitzer ein sehr wohlhabender Mann war, fehlten also, von der Waschküche abgesehen, die in jener Zeit noch unentbehrlicheren Neben- und Wirtschaftsräume vollständig, die die größeren Nachbargrundstücke in so ausreichendem Maße besaßen. Das Bestreben Hinsbergs mußte dahin gehen, diesem Mangel abzuhelfen, was nur durch die Heranziehung des anstoßenden, seinem Schwiegervater gehörigen Mälzereigebäudes geschehen konnte. Schon 1622 scheint er davon Besitz ergriffen zu haben, während die Malzdarre in ein schmales, hinter dem Wohnhause des grünen Laubes sich hinziehendes, an das Brauhaus stoßendes Gebäude verlegt wurde. Am 24. August 1622 erhielt Hinsberg nämlich die Erlaubnis, in seinem Hause auf dem Hirschgraben eine Türe nach der Gasse machen zu lassen. Auf die zweite Tür des Haupthauses, die Gerämstür, kann sich dies nicht beziehen, da diese, wie die nach ihr sich richtende Breite des Hausflurs zeigt, bereits beim Bau, und nicht nachträglich angebracht ist. Es handelt sich daher wohl um einen Straßeneingang des Nebenhauses.

Die definitive Trennung dieses Gebäudes vom grünen Laub erfolgte dann 1627. Am 12. April dieses Jahres verkauften nämlich die beiden Schwäger Johann Speutz und Matthes von Hinsberg den mittleren Teil des ursprünglichen Speutzschen Gesamtgrundstücks, die zwischen ihren beiden Häusern liegende Wohn- und Braubehausung zum grünen Laub an den Bürger und Bierbrauer Johann Hasselbach für 5500 Gulden. In diesen Verkauf kann das Nebenhaus nicht mehr einbegriffen gewesen sein. Denn Hinsberg nimmt gleich darauf bauliche Veränderungen vor, die es völlig von der Brauerei loslösen und seinem Hause angliedern.

Am 24. August 1627 erhält er die Erlaubnis: „hinten im Haus den alten Gang abzuthuen und höher aufzubauen, desgleichen ein Schornstein am Waschhäuslein zu erhöhen". Ich erkläre mir diese Worte so: Der jetzt überflüssige Verbindungsgang zwischen dem an Hasselbach verkauften Brauhause und dem zum Haupthause gezogenen ehemaligen Mälzereigebäude, der über dem Waschhäuslein liegend dessen

Erhöhung hinderte, wird abgebrochen, und auf das Waschhaus können nun Stockwerke aufgesetzt werden. Zugleich muß dessen an der Außenwand hinaufführender Schornstein erhöht werden, damit der Rauch nicht in die Fenster des neuen Aufbaues schlägt. Ein anderer Platz als der hier angenommene für das Waschhaus und besonders für einen höhern Aufbau ist in dem engen Hofe nicht vorhanden, und auch der Rat hat seine Waschküche mit dem außen hinaufführenden Schornstein wieder an denselben Platz, als den natürlich gegebenen, gesetzt. Es lag nahe, daß Hinsberg seinen Aufbau als hinteren Abschluß seines nunmehrigen Nebenhauses gestaltete. Daß es geschehen, beweist die in gleicher Höhe von der Straße bis zur hinteren Grenze durchlaufende Firstlinie des Nebenhauses (s. Taf. III).

Die auf Grund des Zinsbuches angegebene Lage und Begrenzung der Grundstücke an dieser Stelle des Hirschgrabens wird bestätigt durch die Beschreibung der südlich an das Goethehaus grenzenden Brettingerschen Liegenschaft bei ihrem Verkaufe an Joh. Jak. Porsch, den Besitzer zahlreicher Häuser in der Stadt, dessen Vater Valentin Porsch schon die de Lignesche Behausung bald nach ihrer Erbauung gekauft hatte.

Nach der Eintragung im Währschaftsbuche vom 3. August 1624 enthält das Brettingersche Grundstück „zwo neben einander gelegene Behausungen mit dem Garten daran". Diese Behausungen liegen „auf dem Hirschgraben neben Adam Adler, Zimmermann, und Matthesen von Hynsperg; der Garten aber neben dem Käuffer [früher de Ligne] einer- und der anderen Seite an Jakob von Hynsperg, hinden aber am Äußern des Raths Hirschgraben". Dieser äußere Hirschgraben ist der unausgefüllt gebliebene schmale Wasserlauf nach der Seite des Roßmarkts und der Kaiserstraße hin, der noch lange auf den Stadtplänen erkennbar ist.

Die beiden hier erwähnten, zu Ende des 16. Jahrhunderts erbauten Behausungen sind die noch stehenden südlichen Nachbarhäuser des Goethehauses (Großer Hirschgraben 19 und 21). Sie sind für uns von besonderem Interesse, weil sie, noch jetzt ganz in der ursprünglichen Grundstückgröße (84½ Ruten = 1070 □m), von der Stadt für den Erweiterungs-

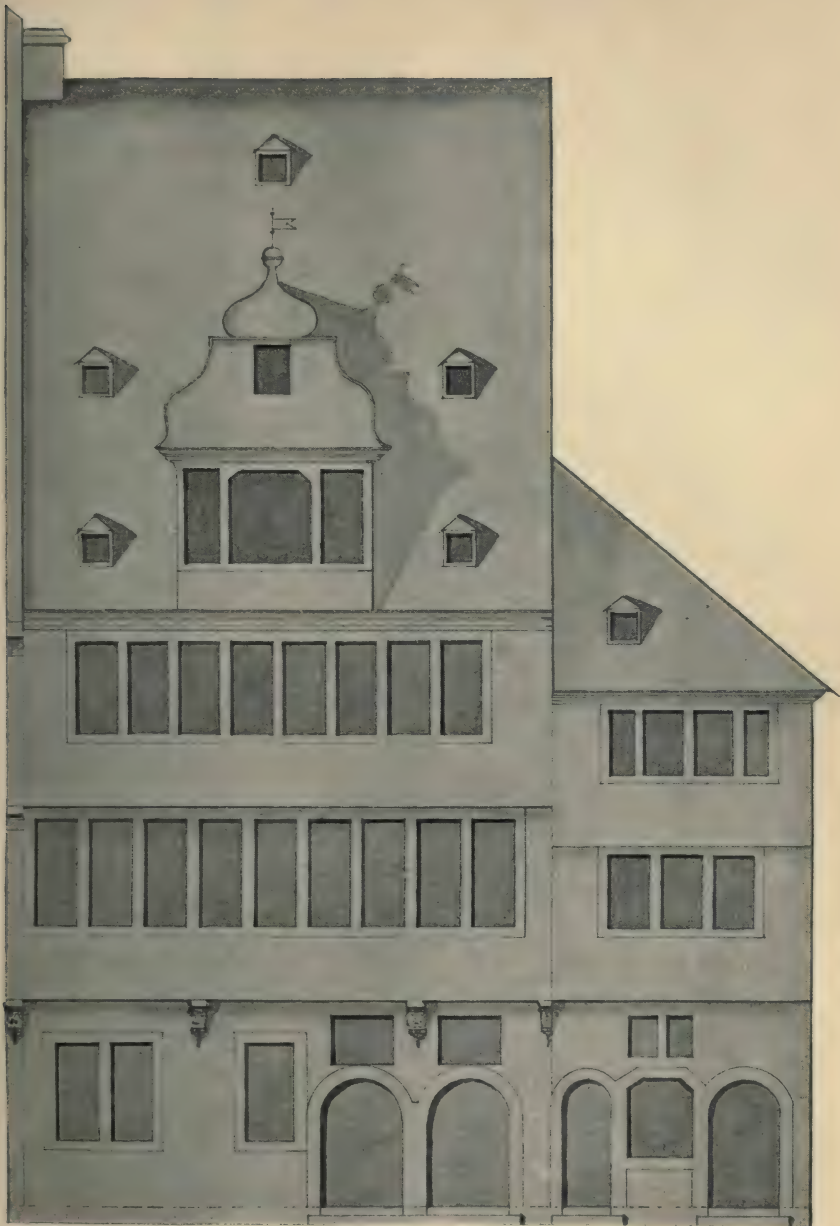
bau des Frankfurter Goethe-Museums angekauft sind, bei dem die pietätvolle Erhaltung der alten Fassaden vorgesehen ist. Mit dem neuen Nachbar Porsch hatte Hinsberg dann noch eine Auseinandersetzung über eine Mauer, die Porsch höher bauen will, wie eine Eintragung im Bauamtsprotokoll vom 7. Oktober 1626 beweist. Es handelte sich wahrscheinlich um eine Erhöhung der südlichen Grenzmauer des Goethehaushofes, an die Porsch einen Flügelbau setzt.

Damit sind die Nachrichten über die Entstehung des Dichterhauses erschöpft.

Matthes von Hinsberg besaß es bis zu seinem 1640 erfolgten Tode. Dann ging es auf seinen Schwiegersohn Antoni von Hanswick über, dessen Kindern es bis 1670 gehörte. Dann erscheint Dr. med. Johann Ludwig Witzel im Grabenzinsbuch als der Besitzer, von dessen Enkeln es 1705 der Schöff Philipp Heinrich Fleckhammer von Aychstetten erkaufte. Er starb 1727, und seine Erben verkauften die Liegenschaft am 1. April 1733 an Cornelia, die Witwe des Gasthalters Friedrich Georg Göthé, für 6000 Gulden.

Seit 1740 bewohnte mit ihr der gelehrte Sohn, Dr. juris, bald auch Kaiserlicher Rat, Johann Caspar Goethe das Haus, in das er 1748 Katharina Elisabeth Textor als Gattin einführte. Am 28. August 1749 wurde Johann Wolfgang in dem südlichen Hofzimmer des zweiten Stockes geboren.

Lange schon hatte sich der Vater mit dem Gedanken getragen, den unbequemen Wohnverhältnissen in dem eigentümlichen Doppelhause durch eine bauliche Umgestaltung ein Ende zu machen. Solange die greise Mutter lebte, ließ er pietätvoll alles beim alten. Als sie aber 1754 die Augen geschlossen hatte, ging er rüstig ans Werk, dem Hause von außen und im Innern eine neue zeitgemäßere Gestalt zu verleihen. Die Gunst des Geschickes, die das Dichterhaus trotz aller Gefahren die ihm drohten, in der 1755 ihm gegebenen Form unverändert erhalten hat, sie gewährt uns auch die Möglichkeit, uns den alten Zustand wieder zu vergegenwärtigen. Das farbige Titelbild dieses Bandes ist die Reproduktion eines von Herrn Kunstmaler Heinrich Heß angefertigten Modells, das jetzt als Stiftung des Herrn Dr. Dietrich Cunze im Frankfurter Goethe-Museum aufgestellt ist. Als Hauptunterlage zur Schaffung



Aufriß der Straßenfront des Goethehauses vor 1755.

Das hier vom Maurermeister Springer nicht eingezeichnete Holzfachwerk ist im Modell (Taf. I) nach den getreuen Abbildungen der Frankfurter Renaissancehäuser in Sal. Kleiner's: Florierendes Frankfurt, 1728, rekonstruiert.



Aufriß der nördlichen Seitenfront des Goethehauses vor 1755, nebst dem Schnitt des daranstoßenden Brauhauses.

Das hohe dahinter angedeutete Gebäude mit den A bezeichneten Seitenfenstern zeigt die Gestalt, die das Goethehaus durch den Umbau gewinnen sollte.

dieses Modells dienten die von Goethe bewahrten Front- und Seitenansichten des alten Doppelhauses (s. Taf. II u. III), die der Herr Rat 1754/55 durch den Maurermeister Springer zur Orientierung des Bauamts und zum Nachweis seines Fenster- und Traufrechts nach dem Hofe des grünen Laubs anfertigen ließ. Die Grundrisse, sowie urkundliche Nachrichten ermöglichen die Vervollständigung des Bildes. Unser Modell zeigt uns ein stattliches Renaissancehaus mit dem daran sich lehnenden schmalen Nebengebäude. Die Straßenfronten beider sind im Erdgeschoß massiv, während die beiden Obergeschosse in Fachwerk gehalten sind. Das Haupthaus hat darüber ein hohes, parallel der Straße laufendes Satteldach mit Zwerchhaus und Gauben, während das einseitige niedrige Dach des Nebenhauses seinen Fall und sein Zwerchhaus nach dem Nachbarhofe hat und nach der Straße abgewalmt ist. Das Erdgeschoß zeigt den jetzt fast ganz verschwundenen Typus des alten Frankfurter Wohnhauses. Rundbogige niedrige Türen mit getrennten Oberlichtern, und kleine rechteckige Fenster, alles mit einfachen Steingewänden. Das Haupthaus besitzt zwei ganz gleiche Türen nebeneinander, von denen die nördliche den Hauseingang bildet, die südliche aber zu dem auf dem Modell angefügten Geräms gehört. Für die Rekonstruktion dieses eigenartigen Vorbaus kam uns außer der Schilderung Goethes in Dichtung und Wahrheit und im Briefe an den Grafen Reinhard vom 13. Februar 1812 besonders die Beschreibung zu statten, die uns Herr Professor Donner-von Richter, der in seiner Jugend noch derartige Gerämse an Frankfurter Häusern gesehen hatte, davon lieferte. Neben der Gerämstür liegt mit einem einfachen und einem doppelten Fenster die Küche. Unter dem Gesims des ersten Stockes sehen wir vier verzierte Tragsteine, in der Mitte zwei Löwenköpfe, an der südlichen Brandmauer einen Affenkopf, an der nördlichen ein Akanthusblatt. Es sind liebe alte Bekannte, die wir hier wiederfinden. Der Herr Rat hat die schönen, den einzigen bildhauerischen Schmuck des Hauses bildenden Steine nicht weggeworfen, wenn er sie auch an ihrer ursprünglichen Stelle nicht lassen konnte. Der Affe und der eine Löwe sind jetzt in der Höhe des zweiten Stockwerks in den beiden Brandmauern eingemauert, während der Akanthus als Tragstein des steinernen Treppenpodestes

dient. Der zweite Löwenkopf hat im Hofe neben der Tür der Waschküche seinen Platz gefunden, und mancher Besucher des Goethehauses hat schon vergeblich sich den Kopf zerbrochen, was dieser sonderbare Wandschmuck dort zu bedeuten habe.

Im ersten Stockwerk hat das Haus neun, im zweiten acht der üblichen, nur durch einen Holzpfosten von einander getrennten Fenster, wie sie noch manche Häuser der Altstadt aus dem 16. und 17. Jahrhundert aufweisen. Die Dachfenster und Gauben zeigen, daß hier drei Dachböden übereinander vorhanden sind.

Von der Hofseite des Hauses besitzen wir keine Abbildung. Aus den später eingehend zu betrachtenden Grundrissen für den Umbau können wir sie mit voller Sicherheit rekonstruieren. Die Hoffront, ohne Überhänge, durchaus, auch im Erdgeschoß, aus Fachwerk, in den oberen Stockwerken als Wetterseite geschiefert, hat die aus der Modellabbildung (s. Taf. I) ersichtliche Fenstereinteilung ganz gleichmäßig durch alle drei Stockwerke, nur daß im Erdgeschoß an Stelle des nördlichsten Fensters die Hoftür sich befindet. Die neben ihr liegenden Fenster sind die des großen Zimmers der Großmutter Cornelia.

Vor den Fenstern des zweiten Stockes bemerken wir ein wohl besetztes Blumenbrett. Hier ist neben dem Geburtszimmer das „Garten-Zimmer", von dem der Blick über die Nachbargärten bis zur Stadtmauer schweifte. „Im zweiten Stock befand sich ein Zimmer, welches man das Gartenzimmer nannte, weil man sich daselbst durch wenige Gewächse vor dem Fenster den Mangel eines Gartens zu ersetzen gesucht hatte. Dort war, wie ich heranwuchs, mein liebster, zwar nicht trauriger, aber doch sehnsüchtiger Aufenthalt." Wenn so das Haupthaus mit dem bekannten Reiffensteinschen Bilde wenigstens die Ähnlichkeit hat, die alle diese Frankfurter Bürgerhäuser ihrer Zeit untereinander hatten, so zeigt das Nebenhaus eine völlig andere Gestalt.

Die Seitenansicht weist noch die alten niedrigen, langen Luftöffnungen auf, die die ursprüngliche Bestimmung des Baues als Malzdarre erkennen lassen; im ersten Obergeschoß sehen wir deren vier, im zweiten drei. Das Erdgeschoß ist nach dem Brauhofe zu verputztes Fachwerk, an der Straßen-

seite dagegen massiv. Die Anordnung seiner Türen und Fenster deutet darauf hin, daß der vordere, nach der Straße liegende Teil des Häuschens frühzeitig als Handwerkerwerkstatt und -wohnung ausgebaut ist. Hart an der Brandmauer, die es vom Haupthause trennt, führt eine schmale Tür in einen engen Flur, daneben bilden ein breiteres Fenster mit Doppeloberlicht und eine breitere Tür die Vorderseite der von der Straße aus zugänglichen Werkstatt. Für die Verwendung des Raumes als solche haben wir eine urkundliche Nachricht aus dem Jahre 1706 in dem Mietskontrakte, den der damalige Besitzer des Doppelhauses, Schöff Fleckhammer von Aychstetten, mit dem Schuhmachermeister Johann Jakob Stauff schloß, dem er seine Nebenbehausung für 50 Gulden jährlichen Zins vermietete. Da die Hausurkunden nicht weiter als bis zum Jahre 1705 zurückgehen, so können wir nur vermuten, daß eine solche Vermietung auch schon früher häufiger stattgefunden hat. Zu Goetheschen Zeiten scheint sie aufgegeben gewesen zu sein, da die Räume mit dem Haupthause vereinigt und die Ungleichheit der Stockwerke durch Stufen ausgeglichen war.

Vom Hofe des Haupthauses führte eine Tür in die Waschküche, die den hinteren Teil des Nebenhäuschens im Erdgeschoß bildete, während die in der Mitte liegenden Mälzereiräume in wesentlich unveränderter Form als Speicher und Vorratsräume benutzt wurden. Wenn man jetzt diese so sonderbar gestaltete Doppelbehausung im Bilde vor sich sieht, so wird man den Wunsch des Herrn Rat verstehen, diesem unbequemen Zustande ein Ende zu machen. Das radikalste Mittel wäre gewesen, beide Häuser wegzureißen und ein neues modernes an ihre Stelle zu setzen. In jenen Zeiten war man aber mit dem Niederreißen der Häuser nicht so rasch bei der Hand wie heutzutage, und der Herr Rat hat niemals so weitgehende Absichten gehabt. Das kleine winklige Nebenhaus mußte freilich fallen, da war durch keine Änderung zu helfen. Der neue, an seiner Stelle zu errichtende Bau sollte einen Teil des Haupthauses, mit gleichen Stockwerkshöhen, bilden. Um dieses neue Stück an die Fassade des Haupthauses harmonisch anzugliedern, mußte diese allerdings auch geändert werden. An die Stelle der vielen schmalen Renaissancefenster mit ihren Butzenscheiben sollten die modernen breiteren Rokokofenster

mit den in Blei gefaßten „hellen Spiegelscheiben“ treten. Das Erdgeschoß mußte eine regelmäßige Gliederung erhalten, das steile Satteldach sich in ein französisches gebrochenes Dach verwandeln und das Zwerchhaus auf eine andere Stelle rücken. Im Innern mußte vor allem die steile unbequeme Wendeltreppe verschwinden, in dem neuen Teile des Hauses bot sich ja genügend Platz für eine bequemere Neuanlage. Endlich mußte die Küche von der Straßenfront nach der Hofseite verwiesen werden.

Die Bauvorschriften erforderten, daß das Haus nun auch nach Norden, nach dem Hofe des grünen Laubes, von einer hohen Brandmauer begrenzt werde, wie dies auf der Südseite von jeher der Fall war. Das alte dem Nebenhause zustehende Fensterrecht gestattete die Anbringung von Fenstern in dieser Brandmauer und so eine helle Beleuchtung des neuen Treppenhauses.

Weitere Veränderungen als die hier genannten hatte der Bauherr ursprünglich nicht ins Auge gefaßt. Die uns jetzt vorliegenden ersten Entwürfe lassen das deutlich erkennen. Auf diese Weise ließ sich ein weit behaglicherer Zustand schaffen als der alte war, ohne daß man die weit höheren Kosten eines Neubaues aufzuwenden brauchte. Der Herr Rat hatte das alles seit längerem wohl erwogen, und er hatte für sein Beginnen bereits eine ganze Anzahl Vorbilder. Die alte Reichsstadt hatte lange, in ihrer äußeren Erscheinung, wie in ihrem inneren Wesen, ein spätmittelalterliches Gepräge bewahrt.

In den engen Gassen der Altstadt lagen neben den burgähnlichen Höfen des adligen Patriziats und auswärtiger Herren die Fachwerkhäuser der Bürgerschaft mit ihren weit in die Gasse hineinragenden Überhängen, ihren spitzen Dächern, seit Urväterzeiten unverändert. Das Regiment der streng lutherischen Stadt lag im wesentlichen in der Hand der alten Geschlechter. Das Leben der Bewohner trug, von der buntbewegten Meßzeit abgesehen, einen gediegenen, etwas altfränkischen Charakter. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts jedoch machte sich eine langsam, aber stetig fortschreitende Wandlung geltend. Neben dem Patriziat gewannen die bürgerlichen Juristen immer mehr Anteil an der Regierung, und

die reiche Kaufmannschaft begann im gesellschaftlichen Leben eine Rolle zu spielen. Der Einfluß von Paris, französischer Geschmack machte sich überall geltend. Auch der Baustil blieb davon nicht unberührt.

Die Formen des Rokoko, die in dem herrlichen Thurn- und Tarisschen Palais einen so reinen und edeln Ausdruck fanden, wurden vereinfacht auch auf die bürgerlichen Gebäude übertragen. Man begnügte sich nicht damit, sie bei Neubauten anzuwenden, sondern veränderte vielfach auch die Fassaden der alten Renaissancehäuser im modernen Geschmacke. Die Frankfurter Altstadt bietet noch heute zahlreiche Beispiele einer solchen Modernisierung. Wenn der Herr Rat nun auch hauptsächlich aus Zweckmäßigkeitsgründen seinen Bau unternahm, so ist doch verständlich, daß er die Fassade, der ja ein ganz neues Stück angegliedert werden mußte, nicht in dem alten Zustande beließ, sondern im Geschmacke seiner Zeit ausführte.

Die beiden zu den neuen Formen nicht recht passenden Überhänge wurden, wie allgemein üblich, beibehalten, um die Schwierigkeiten und Kosten des Umbaues nicht zu vermehren und den durch das Überspringen der Obergeschoße gewonnenen Raum zu erhalten. Dieser letztere Beweggrund ist jedoch, wie im allgemeinen so auch für den Herrn Rat, nicht ausschlaggebend gewesen, den Umbau als „Ausflucht" statt des Neubaues zu wählen, bei dem nur noch ein Überhang gestattet war. Goethes dahingehende Angabe in Dichtung und Wahrheit beruht auf einer bei seinem jugendlichen Alter zur Zeit des Baues begreiflichen, unklaren Auffassung von den Motiven, die das Handeln des Vaters bestimmten.

Ebenso wenig braucht man aus der Beibehaltung der Überhänge mit dem Sohne zu schließen, daß der Bauherr „wenig bekümmert um äußeres architektonisches Ansehen und nur um innere gute und bequeme Einrichtung besorgt" gewesen sei. Gewiß lag ihm die letztere besonders am Herzen, aber daß ihm auch für das erstere der Sinn nicht fehlte, geht schon daraus hervor, daß er, entgegen seiner ursprünglichen Absicht, lediglich aus stilistischen Rücksichten sich doch noch dazu entschloß, auch die Hoffassade einem völligen Umbau zu unterziehen. Mit der Entfernung eines oder beider Überhänge

wäre zudem nicht viel erreicht gewesen. Sollte das Haus ein vornehmes, den Anforderungen des Stiles völlig entsprechendes Aussehen gewinnen, so wäre vor allem eine bedeutende Erhöhung der niedrigen Stockwerke erforderlich gewesen, was nur durch einen Neubau von Grund auf geschehen konnte. Der Herr Rat war aber klug genug, sein Haus seinen Vermögensverhältnissen entsprechend zu gestalten. Er begnügte sich damit, die neuen Stilformen in der gleichen einfachen Weise zu verwenden, wie seine Mitbürger, denn äußerlicher Prunk war seinem gediegenen Wesen fremd. Das Goethehaus unterscheidet sich daher in der Gestalt, die er ihm gab, von andern zu gleicher Zeit und in gleicher Weise entstandenen Wohngebäuden im Äußern nicht wesentlich. Nur die kunstvolle Schmiedearbeit des Oberlichtes über der Haustüre, das darüber angebrachte Wappen, die jetzt verschwundenen Laternen zu beiden Seiten und die gefälligen Fensterkörbe des Erdgeschosses zeichneten es aus. Im Innern dagegen zeigt es eine ganz besondere, nur ihm eigentümliche Gestaltung.

An der Hand unserer jetzigen Quellen, der Baurechnungen und der Pläne, können wir das Fortschreiten der Arbeiten fast Tag für Tag verfolgen. Wir können dem Gedankengange des Erbauers nachgehen, wie er immer mehr von dem Alten aufgibt, um es durch Besseres zu ersetzen.

Wir können aber endlich auch den innern Zustand des alten Hauses, für den keine Abbildungen noch Risse vorliegen, rekonstruieren. Für das Haupthaus ist das mit voller Sicherheit, für das Nebenhaus mit großer Wahrscheinlichkeit möglich.

Die Bauarbeiten wurden, noch bevor die Unterhandlungen mit dem Nachbar beendigt und die definitiven Pläne festgestellt waren, im Februar 1755 durch den Maurermeister Springer im Kellergeschoß begonnen. Obwohl für dieses Geschoß kein Grundriß für den Umbau vorliegt, so läßt sich doch dessen ursprüngliche Gestaltung nach den aus dem Voranschlage und einer Nachrechnung Springers ersichtlichen Umänderungen bestimmen.[1]) Das Haupthaus war in seiner

---

[1]) Die betreffende Stelle der Berechnungen des Maurermeisters mag hier, zugleich als Probe aus den Handwerkerrechnungen, folgen:

ganzen Ausdehnung unterkellert; die schrotmäßige, mit einer Falltür geschlossene Stiege mündete auf dem Flur der Haustür gegenüber. Sie wurde an ihre jetzige Stelle verlegt, sodaß man direkt von dem jetzigen, etwas nach Süden verschobenen Hauseingang zu ihr gelangte. Das Nebenhaus besaß nur in seinem vorderen Teile einen Keller von etwa 25 Schuh Länge, in den man durch eine gleichfalls hinter dem Hauseingange liegende Treppe hinabstieg. Diesen Keller ließ der Herr Rat nun um 20 Schuh verlängern, so daß er jetzt bis zur Waschküche, dem einzigen nicht unterkellerten Raume des Hauses, sich ausdehnt. Hier wurde er durch eine Zwerchmauer abgegrenzt und überwölbt. Das Widerlager des Gewölbes bildete auf der Außenseite das Fundament der großen neuen Brandmauer, die nach der Seite des Nachbarhofes errichtet werden mußte, während auf der Hofseite ein eigenes Widerlager aufgemauert wurde.

Die alte Stiege wurde abgebrochen und durch die neue, unterhalb der jetzigen Haustreppe hinabführende, ersetzt. Nachdem beide Keller noch vertieft waren, wurde die bisher fehlende Verbindung zwischen ihnen durch eine in die Trennungsmauer gebrochene Tür hergestellt. Der im Hauptkeller unter der an

	fl.	Xr.
„Wegen dem kleinen Keller hinten eine Zwerg-Mauer, am alten Keller zum Wiederlager, die Mauer zu machen und das neue Stück Gewölb wie auch fornen die Stiege weg zu brechen und die Oeffnung zu wölben	65	—
Den alten Keller tiefer zu graben und das neue Stück . .	20	—
Im alten Keller die Stiegen weg zu brechen und ein Stück gewölbt, die Stiegen zu versetzen und das Stück Gewölb Gurdt wieder neu zu machen	58	—
Aus dem großen in den kleinen Keller eine Thüre zu brechen und wieder aus zu mauren, fornen die Thür zum Schrank zu mauren	19	36
Den Brunnen abzuhöben und einen Canal hinten durch das Gewölb zu brechen, zur Pomp fornen wegen dem Fegen die Oeffnung zu wölben, den Brunnen zu fegen“	24	45

„Die Lauftreppe v. 18 Neuen Tritt 3½ Sch. br. im Keller“	9	—

der Straße liegenden Küche befindliche Brunnen wurde dort belassen und durch eine Rohrleitung mit der Pumpe in der neuen, nach der Hofseite verlegten Küche verbunden.

Während diese Arbeiten in den Kellern vorgenommen wurden, führte der Herr Rat mit dem Nachbar zum Grünen Laub, dem Bierbrauer Siegener, eifrige, schließlich etwas erregte Verhandlungen wegen der oberirdischen Gestaltung seines Baues. Um dessen Erlaubnis zu erlangen, daß die neue Brandmauer zur Hälfte ihrer Breite auf seinen Grund vorgerückt werden dürfe und um ihn zu dem entsprechenden Kostenbeitrag zu bestimmen, mußte er am 29. März 1755 auf sein Fenster- und Traufrecht verzichten.

Durch die Einigung mit Siegener war die Hauptschwierigkeit beseitigt, und man ging sogleich ans Werk.

Unsere Pläne sind sämtlich vor diesem Zeitpunkt entstanden, denn sie weisen noch Fenster in der Brandmauer nach dem Nachbarhofe auf. Die auf Grund der Einigung entworfene Umarbeitung, nach der der Bau dann ausgeführt wurde, ist verloren. Da die Ausführung selbst erhalten ist, so können wir diesen Verlust leicht verschmerzen.

Das Nebenhaus wurde in der zweiten Aprilwoche niedergerissen, sodann fand die Grundsteinlegung statt, deren Feierlichkeit der Knabe Wolfgang in dem bekannten Gespräche »Pater et filius« beschreibt, und Meister Springer errichtete die neue Brandmauer, die den Bau nach Norden abschließt. Im Mai begannen dann die Arbeiten am Haupthause mit dem Abbruch der massiven Straßenseite des Erdgeschosses, an dessen Stelle vorläufig zahlreiche kurze Sprießen traten, die die Last des Hauses trugen, während ringsherum durch lange Sprießen dem Ganzen Halt gegeben wurde.

Nachdem dann der mächtige, 50 Schuh lange untere Durchzug, der das ganze Haus von Süd nach Nord durchzog, hineingebracht war, konnte der Steinmetz Therbu die Öffnung mit seinem steinernen Stock schließen „von Massiven tüchtigen und besten Steinen, bestehend in 8 Pfeilern, 6 verzierten Fenstern und einer großen Thür mit Gesimbs".

Wie unsere Entwürfe zeigen, hatte der Herr Rat das Geräms beibehalten wollen, so daß das Erdgeschoß die beiden Türen an der alten Stelle behalten und daneben an jeder Seite

zwei Fenster bekommen hätte. Die Obergeschosse zeigen dementsprechend auf den ersten Plänen sechs Fenster. Bald aber hatte er sich für die modernere Gestaltung mit nur einer Tür und je drei Fenstern auf den Seiten, sowie sieben Fenstern in den Obergeschossen entschieden. Die zweite Gruppe der Entwürfe zeigt schon diese Einteilung.

Das alte Geräms verschwand, um in den Frankfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten von 1758 in einem Verzeichnis von Gegenständen, die der Herr Rat Goethe am 25. April versteigern ließ, als „Gegitter vor eine Haus Thüre" zum letztenmal aufzutauchen.

Auch zur Neuherstellung der Hoffassade entschloß sich der Bauherr noch in letzter Stunde. Die in allen unsern Entwürfen noch erhaltene alte Fachwerkwand des Erdgeschosses wurde durch Pfeiler, Fenster und Tür aus „gemeinen Stein" ersetzt. Mitte Juni waren diese Arbeiten des Steinmetzen bereits vollendet und „zu vnterthänigster Danksagung richtig bezahlt". Nun ging es an die Fronten des ersten und dann des zweiten Stockwerks. Hier trat der Zimmermann wieder in Tätigkeit. Nachdem der obere Teil des Hauses gehörig durch Sprießen gestützt war, wurde die alte Fassadenwand abgebrochen und die neue aus gutem Eichenholz aufgeschlagen, deren Gefache dann mit Ziegelsteinen ausgemauert wurden. Von den über die ganze Breite regelmäßig verteilten sieben Fenstern kamen fünf auf das ehemalige Haupthaus, zwei auf die Stelle des Nebenhäuschens. Die Größenverhältnisse des Hofes blieben unverändert, so daß die Hinterseite des Hauses fünf Fenster erhielt und der neue Flügelbau, der an der Stelle des alten errichtet wurde und dessen Dachtraufe nun nicht mehr in den Hof des Grünen Laubes, sondern in den des Goethehauses ging, deren drei bekam. Nach Vollendung der Fassaden der beiden geraden Obergeschosse kam das Dach an die Reihe, das aus dem Satteldach in ein französisches Mansardendach umgearbeitet wurde. Das alte, in der Mitte des früheren Haupthauses stehende Zwerchhaus wurde durch ein neues ersetzt, das die Mitte des neuen um die Front des Nebenhauses verbreiterten Baues bildet.

Im Zusammenhang mit diesen Arbeiten an den Außenseiten schritten auch die Veränderungen im Innern des Haupt-

hauses wie der Ausbau des völlig neuen Teiles Stockwerk für Stockwerk vor. Auf diese Art blieb immer ein Teil des Hauses bewohnbar. Es entstand der eigentümliche Zustand, der dem kleinen Wolfgang einen tiefen Eindruck machte:

„Diese neue Epoche war den Kindern sehr überraschend und sonderbar. Die Zimmer, in denen man sie oft enge genug gehalten und mit wenig erfreulichem Lernen und Arbeiten geängstigt, die Gänge, auf denen sie gespielt, die Wände, für deren Reinlichkeit und Erhaltung man sonst so sehr gesorgt, alles das von der Hacke des Maurers, von dem Beil des Zimmermanns fallen zu sehen, und zwar von unten herauf, und indessen oben auf unterstützten Balken gleichsam in der Luft zu schweben, und dabei immer noch zu einer gewissen Lektion, zu einer bestimmten Arbeit angehalten zu werden — dies alles brachte eine Verwirrung in den jungen Köpfen hervor, die sich so leicht nicht wieder ins Gleiche bringen ließ. Doch wurde die Unbequemlichkeit von der Jugend weniger empfunden, weil ihr etwas mehr Spielraum als vorher und manche Gelegenheit sich auf Balken zu schaukeln und auf Brettern zu schwingen, gelassen wurde."

Versuchen wir nun, auf Grundlage dessen, was bestehen blieb, und dessen, was geändert wurde, uns ein Bild von dem Innern des alten Hauses zu machen, so ergibt sich folgendes.

Die Außenseite des Haupthauses nach dem Grünen Laub hin, an die das Nebenhaus sich angelehnt hatte, blieb erhalten und wurde in das jetzige Gebäude als südliche Begrenzung der nördlichen Vorderzimmer einbezogen.[1]) Sie bestand, wie oben erwähnt, im Erdgeschoß aus einer Mauer, in den Obergeschossen aus Fachwerk. Durchbrochen wurden diese nur in der Breite des in den Raum des ehemaligen Nebengebäudes verlegten Treppenhauses.

Zur Veranschaulichung des Erdgeschosses mögen die beifolgenden drei Pläne dienen. Von ihnen zeigt Fig. 2 die Rekonstruktion des alten Zustands, Fig. 3 den ersten Entwurf

---

[1]) Die hier, wie am Geburtszimmer aus dem Hause des 17. Jahrhunderts erhaltenen Wände lassen in ihrem Holzwerk die drei verschiedenen Bestandteile: das alte unberührte, das alte neu verschnittene und das neu eingeflickte Holz noch deutlich erkennen.

für den Umbau, Fig. 4 die jetzige durch den Umbau geschaffene Einteilung. Der Entwurf Fig. 3 steht dem alten Zustand noch viel näher als die schließliche Ausführung. Die Hofseite weist noch die alte Fachwerkwand und die alte Fenstereinteilung auf. Der Flur hat noch die beiden Türen nach der Straße und die alten ungleichen Breiten. Der Vorderraum, die ehemalige Küche, hat noch die gleiche Größe wie vordem. Nur die Wendeltreppe ist verschwunden, und das Zimmer der Großmutter ist durch eine Scheidewand in zwei Räume zerlegt und um die Breite des als Eingang zur jetzigen Küche eingeschalteten Ganges zurückgeschoben. Scheidet man diese Veränderungen aus, so hat man das alte Erdgeschoß des Haupthauses, wie es Fig. 2 zeigt.

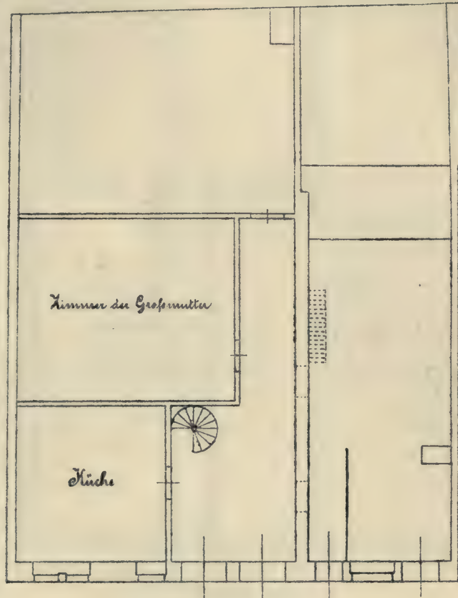


Fig. 2.

Der Herr Rat bildete nun diesen ersten Entwurf in einen zweiten, hier nicht abgebildeten Grundriß mit sieben Fassadenfenstern weiter dahin um, daß das Straßenzimmer verbreitert und der vordere Teil des Flurs, der nur noch eine Tür und ein Fenster zeigt, verschmälert wurde. In der endlichen Ausführung wird der Flur dann in gleicher Breite durchgeführt, indem ein Teil des neben der neuen Küche liegenden Hinterzimmers geopfert wird, das nun als schmale Speisekammer dient (Fig. 4). Auch nach dem Hofe zu, wo die alte Fachwand durch eine massive Pfeilerkonstruktion mit neuer, der Vorderseite entsprechender Fenster-

einteilung ersetzt wird, erhält der Flur jetzt neben der Tür ein Fenster.

Wir können an diesem Beispiel sehen, wie der Herr Rat Schritt für Schritt vom Alten zum Neuen, Bessern und Harmonischen fortschreitet.

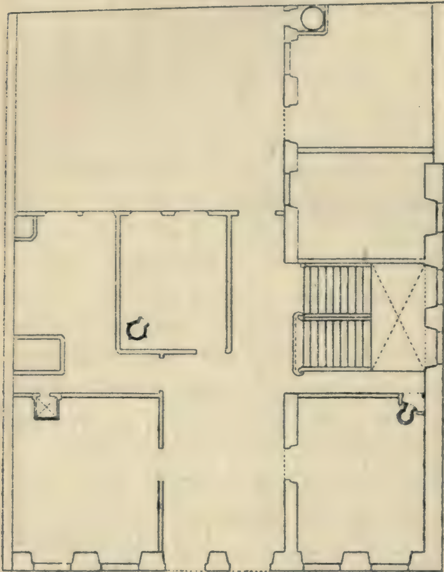


Fig. 3.

Nun könnte man aber einwenden, so wahrscheinlich dieser Gang ist, so fehlt aber doch noch der zwingende Beweis. Ist man nicht umgekehrt in der Endausführung auf Altes wieder zurückgegangen, das der erste Plan verworfen hatte? Sind denn wirklich die Veränderungen vorgenommen, die für die Rekonstruktionen (Fig. 2) vorausgesetzt werden? Diesen Beweis liefern uns die Rechnungen des Zimmermeisters Muntzer. Die im Erdgeschoß neu hergestellten Zwischenwände erscheinen darin in zwei Gruppen zusammengefaßt: „unten zwey Neue Dannen Scheidt Wänd gemacht“ und „ferner sind die unteren Scheidt Wänd an der Küch und Speißkamer gemacht worden, auch die Wand [1]) aufgeschlagen, so an Statt der Mauer ist hingesetzt worden“. Da die Wände auf eichene Schwellen gesetzt wurden, so ist deren Länge für jede Gruppe, und zwar zu 36 und 49 Schuh, angegeben. Die Maße stimmen für

[1]) Das kleine Stück Wand am Flur und Gesindestübchen, das statt des noch in den Entwürfen beibehaltenen Stückes der alten Trennungsmauer eingeschaltet wurde, um Platz für den Pfeiler der Hoftür zu gewinnen.

die Wände des jetzigen Eßzimmers und für die sämtlichen übrigen Wände des Erdgeschosses auf dem Raum des ehemaligen Haupthauses [1]). Die inneren Wände sind also in das Zimmer der Großmutter neu eingezogen, und seine Flurwand ist ebenfalls versetzt. Die abweichende Wandstellung der Entwürfe ist hier also noch die des alten Hauses, so daß über die Richtigkeit der Rekonstruktionen (Fig. 2) kein Zweifel sein kann. Im ersten Stock sind „all die Scheidt Wänd neu gemacht". Auch hier ist nur das Haupthaus gemeint.



Fig. 4.

Da hiernach von den jetzigen Zwischenwänden im alten Hause keine einzige vorhanden war, so kann dieses nach hinten nur ein ungeteiltes großes Zimmer und ein Vorderzimmer gehabt haben. Der Flur muß, bei dem Fehlen der jetzigen Mittelwand, von vorn nach hinten durchgegangen sein, und zwar mit Rücksicht auf die Wendeltreppe in derselben Breite, wie im Erdgeschoß. Wir haben also im ersten Stockwerke des alten Haupthauses den gleichen Grundriß wie im Erdgeschoß, der auch im zweiten Obergeschoß nur eine kleine Änderung dahin aufwies, daß das große Hinterzimmer in zwei kleinere Räume, das Geburts- nnd das Gartenzimmer, getrennt war. Der Beweis dafür liegt in der Angabe Meister Muntzers, daß er in diesem Stock nur „zwey Scheidt Wänd aus altem Holtz"

[1]) Das Nebenhaus ist in der Zimmermannsrechnung für sich gesondert behandelt.

gemacht habe. Da dies die Wände des Gemäldezimmers nach dem Flur und dem südlich angrenzenden Zimmer sind, so müssen die Wände des Geburtszimmers bereits im alten Hause an der Stelle gestanden haben, wo sie heute stehen. So ist seltsamerweise dieser denkwürdige Raum der einzige des ganzen Hauses, der vom Umbau, abgesehen von der Einfügung der neuen Fenster, gar nicht berührt worden ist.

Im dritten, dem Dachgeschoß, befand sich auf der Straßenseite das Zwerchhaus, mit zwei kleinen Kämmerchen auf beiden Seiten. Nach dem Hofe lagen zwei Kammern, den Hinterzimmern des zweiten Stocks entsprechend, nur von den Vorderräumen durch einen Gang, der der schmalen Bodenstiege Platz gewährte, getrennt. Diese Anordnung ist in den ersten Entwürfen noch beibehalten.

Das Haupthaus hatte demnach einen ziemlich einfachen Grundriß mit zwei bezw. drei Räumen in jedem Stockwerk und von vorn nach hinten durchgehenden Fluren. Über das Innere des ehemaligen Nebenhauses wie über die Art seiner Verbindung mit dem Hauptgebäude sind wir weniger gut unterrichtet. Seine Mitte nahmen die alten Mälzereiräume ein, denen nach der Straße kleine Zimmer mit einem schmalen Gange und kleiner Stiege vorgelagert waren, während nach dem Hofe zu die Waschküche mit Vorratsräumen darüber lag. Die von Goethe hervorgehobene Ungleichheit der Stockwerke machte sich besonders im zweiten Obergeschoß bemerkbar, das im kleinen Hause bedeutend tiefer lag.

Das war der Zustand, aus dem es ein neues einheitliches Ganzes herauszuarbeiten galt. Durch den Abbruch des Nebenhauses wurde Platz gewonnen, um die Treppenanlage geräumig und bequem zu gestalten. Sie wurde an die Stelle der alten Getreidespeicher gelegt und erscheint auf unsern Entwürfen noch in den ersten Stadien der Entwicklung, noch beengt durch das Bestreben, neben ihr im Hinterflügel möglichst großen Zimmerraum zu gewinnen. Da unsere Entwürfe noch die Ausnutzung des Fensterrechts nach dem Hofe des Grünen Laubes zur Voraussetzung haben, so ist in ihnen auch die Treppenbeleuchtung durch Fenster in der Brandmauer vorgesehen. Eine Einfügung dieser Fenster auf die halben Stockhöhen, wie heute üblich, widerstrebte der streng symmetrischen

Bauanordnung jener Zeit, und so mußte man zu der höchst unschönen Form greifen, bei der die Podeste die Fenstermitte schneiden, so daß über und unter ihnen ein Teil des Fensters sichtbar wird. Mit dem Verzicht auf das Fensterrecht fiel auch dies wohl nicht recht ernst gemeinte Projekt. Es konnte dies um so leichter geschehen, als der Herr Rat von vornherein, wenigstens in den Obergeschossen, durch seine neue Fluranlage dem Treppenhause genügendes Licht zuführte. Seine durchgreifende Umgestaltung bestand hier eben darin, daß er den vordern Teil der durchgehenden schmalen Flure beseitigte und so Raum für eine ununterbrochene, die Straßenfront ausfüllende Reihe von drei Zimmern gewann. Dafür wurden die Flure auf der Hofseite bedeutend verbreitert, so daß im zweiten Stock die Wand des Geburtszimmers die Grenze bildete, während im ersten Stock unter dieser eine Grenzwand eingefügt wurde. So entstanden Vorsäle von fünf Meter Breite und sechs Meter Tiefe, die durch drei Fenster nach Westen hell beleuchtet wurden. Das Zimmer im Hinterflügel wurde zurückgeschoben, um der gegen die ersten Entwürfe bedeutend verbreiterten Treppe den vollen Lichteinfall von den Fluren zu gewähren. Diese wird von zwei schmalen Gängen flankiert, die auf zwei Kamine münden und den Zugang zu den nördlichen Vorder- und Hinterzimmern bilden. Die ganze Anlage dieses vornehm geräumigen Treppenhauses mit den weiten vorgelagerten hellen Fluren ist ebenso praktisch wie wirkungsvoll. Dabei ist sie nach keiner architektonischen Schablone gebildet, sondern ganz individuell empfunden. Es gibt in Frankfurt keine zweite Anlage dieser Art. Aus den gegebenen Raumverhältnissen entsprungen, ist sie aufs feinste durchdacht und aufs sorgfältigste herausgearbeitet. Daher hat sie das ruhig Selbstverständliche eines echten Kunstwerks. Die Bleistiftkorrekturen von der Hand des Herrn Rat in unseren Entwürfen lassen ihn als den eigentlichen Baumeister erkennen. Ebenso zeigen sie sein technisches Geschick bei der äußerst sinnreichen Konstruktion der Heizungsführung. Die mittlere Führung verbindet im ersten und zweiten Stock je zwei nicht über einander liegende Heizungen, ohne daß diese durch ornamentierte Nischen verdeckte Verbindung sichtbar wird und störend wirkt.

Wie die Flure, so machen auch die Zimmer in ihren Raumabmessungen einen behaglichen und freundlichen Eindruck. So ist auch die ganze Ausstattung, nirgends Prunk, aber auch nirgends kleinliche Sparsamkeit. Einfach und gediegen sind die Verzierungen, der Stuck der Decken und Nischen, die vorzügliche Kunstschlosserarbeit am Treppengeländer und an verschiedenen andern Punkten. Man sieht, daß der Bau eine Herzensangelegenheit seines Erbauers war, eine Arbeit, die ihm Freude und Genuß in schaffender Tätigkeit gewährte.

Plante und baute er doch nicht nur für sich. Das Haus, das er erstehen ließ, geräumig genug für mehr als eine Familie, sollte der Stammsitz seines neu emporgestiegenen Geschlechts sein, die gesicherte Wohnung für Kinder und Enkel. Das Wappen, das der Herr Rat mit freudigem Stolz über die Eingangstür gesetzt hat, soll anzeigen, daß dies das Haus der Goethe ist. Es ist anders gekommen als er dachte. Sein Geschlecht hat sich von der Heimat getrennt, längst sind dessen letzte Sprossen dahin, aber sein großer Sohn hat dafür gesorgt, daß dieses Haus das Goethehaus geblieben ist. Was der Vater einst in stillen Stunden geträumt, ist schöner in Erfüllung gegangen. Das Haus, das er gebaut, ist zu einem Wallfahrtsorte geworden, wohin die Menschen pilgern wie zu einer geheiligten Stätte.

V.

Jahresbericht.





Jahresbericht

über das Verwaltungsjahr 1909/10.

Das Hochstift beging in diesem Jahre die Feier seines fünfzigjährigen Bestehens.

Über die Gründung der Gesellschaft an dem denkwürdigen Schillertage 1859, über die Zeitstimmungen, aus denen die Vereinigung geboren wurde, über die Ziele und die Bestrebungen zu ihrer Verwirklichung, über die Neugestaltung im Jahre 1884, sowie über das seitdem Erreichte ist im Vorworte des Jubiläums-Jahrbuches 1909 in großen Zügen berichtet worden.

Wie die Entstehung des Hochstifts eng verbunden ist mit der Säkularfeier Schillers, so wurde auch sein Jubiläum mit der Feier des 150. Geburtstags gemeinsam begangen.

Am Sonntag dem 7. November vormittags 11 Uhr fand in dem großen Saale des Kaufmännischen Vereins der Akademische Festakt statt. Außer den auswärtigen Gästen und den Spitzen der Behörden hatten sich zahlreiche Mitglieder des Hochstifts eingefunden, die den weiten Raum bis auf den letzten Platz füllten. Die Kapelle des Infanterieregiments Nr. 81 eröffnete die Feier mit Beethovens „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre". Die Festrede „Schiller an seinem 150. Geburtstage" hielt Herr Prof. Dr. Kühnemann aus Breslau (vergl. S. 263 ff.). Auf Lachners Ouverture zu „Tankred" folgte eine Ansprache des Vorsitzenden des Akademischen Gesamtausschusses, des Herrn Justizrat Dr. Neumann, die einen gedrängten Überblick über die Geschichte des Hochstiftes bot (vergl. S. 277 ff.).

Als erster der Gratulanten überbrachte Herr Bürgermeister Geheimrat Grimm die Glückwünsche des Magistrats. Er betonte, daß Frankfurt dem Hochstifte für geistige Förderung und, im Hinblick auf die Erhaltung des Goethehauses und die Begründung des Goethemuseums, auch wohl für die Hebung seiner materiellen Wohlfahrt zu Dank verbunden sei und gab der Überzeugung Ausdruck, daß es beim rechten Zusammenwirken aller Faktoren mit Hilfe der Stadt gelingen werde, die für die Weiterentwickelung des Frankfurter Goethemuseums so nötigen Räume zu schaffen.

Als Vertreter der Universitäten Heidelberg, Gießen, Würzburg und Straßburg waren die Herren Prorektor Geheimrat Windelband, Rektor Geheimrat Behaghel, Professor Marbe und Rektor Professor Neumann erschienen. Im Namen der ersten drei Hochschulen ergriff Herr Geheimrat Windelband das Wort und hob besonders die innige Gemeinschaft der Gesinnung und des Strebens hervor, die das Hochstift mit den Universitäten verbinde. Dem Hochstift als Pflegstätte des Goetheschen Geistes in seiner Vaterstadt brachte Herr Professor Neumann die Grüße der Kaiser Wilhelms-Universität aus der Goethestadt Straßburg. Die Frankfurter Akademie hatte ihren Rektor Herrn Professor Dr. Freudenthal gesandt. Aus Weimar war Exzellenz Prof. Rählmann, der Vorsitzende des geschäftsführenden Ausschusses der Goethegesellschaft, erschienen; aus München der Vorsitzende der dortigen Zweiggenossenschaft des Hochstifts, Justizrat Dr. Pailler. Die gratulierenden wissenschaftlichen Körperschaften hatten sich in Gruppen vereinigt, deren Wortführer die Herren Oberstaatsanwalt Geh. Ober-Justizrat Dr. Hupertz, Sanitätsrat Dr. Roediger, Direktor Dr. Bode, Stadtrat Dr. Flesch und Redakteur Giesen waren.

Mit herzlichen Dankesworten des Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses, des Herrn Landgerichtsdirektors von Forckenbeck, für die dem Hochstift dargebrachten Glückwünsche schloß der Festakt.

Daran reihte sich um 2½ Uhr das Festbankett im Frankfurter Hof, das einen äußerst angeregten Verlauf nahm. Die Reihe der Trinksprüche eröffnete Landgerichtsdirektor von Forckenbeck mit einem Willkommengruß und dem Kaiserhoch,

Bürgermeister Grimm brachte einen Trinkspruch auf das Hochstift aus, den Geh. Sanitätsrat Dr. H. Rehn mit einem Toast auf die Stadt Frankfurt erwiderte. Professor Heuers Trinkspruch galt den Gästen, insbesondere den Vertretern der Universitäten. Justizrat Dr. Neumann brachte den Damentoast aus und Exzellenz Rählmann gedachte der Verwaltung des Goethemuseums. Namens der Mitglieder sprach Herr Fiorino aus Kassel, der sich einen der ältesten Schüler des Hochstifts nannte. Zum Schlusse wurde in humorvoller Rede und Gegenrede zwischen Prof. Heuer und Bürgermeister Grimm das Thema des Goethemuseumsbaues variiert, wobei der Vertreter des Magistrats, unter Betonung der zu überwindenden Schwierigkeiten, das Interesse der Stadt hervorhob, die nicht verfehlen werde, was in ihren Kräften liege zu tun, um den reichen Schätzen des Museums eine würdige Stätte zu bereiten. Schriftliche und telegraphische Grüße übersandten außer vielen Mitgliedern des Hochstifts die Universitäten von Freiburg i. Br. und Marburg, der Schwäbische Schillerverein, sowie das Schillermuseum und der Sängerchor des Lehrervereins.

Mögen die bei der Jubiläumsfeier ausgesprochenen Wünsche und Hoffnungen allezeit in einer gedeihlichen Fortentwicklung des Hochstifts ihre Verwirklichung finden.

In dem abgelaufenen Verwaltungsjahr war das Hochstift seine Aufgaben nach allen Seiten zu erfüllen bemüht.

In erster Linie gilt dies von der öffentlichen Lehrtätigkeit des Winters. Es wird jetzt in Frankfurt von so vielen Seiten so vielfache geistige und künstlerische Anregung in so leicht faßlicher, ja teilweise so amüsanter Form geboten, daß man sich nicht wundern dürfte, wenn unsere doch eine ernste geistige Mitarbeit der Hörer in Anspruch nehmenden Vorträge vorübergehend eine beträchtliche Verminderung der Besucherzahl zu verzeichnen hätten. Daß dies nicht der Fall ist, verdanken wir dem hingebenden Eifer und den hervorragenden Leistungen unserer Herren Dozenten; unser Publikum stellt sich aber zugleich selbst dadurch ein ehrendes Zeugnis aus. Die innere wissenschaftliche Tätigkeit hat in den Sitzungen und Arbeiten der Fachabteilungen ihren stetigen Fortgang genommen.

Das Frankfurter Goethemuseum erfreut sich des regsten allseitigen Interesses, das in dem unsere Erwartungen wiederum weit übersteigenden Besuche, in den Zuwendungen für die Sammlungen, wie in deren zunehmender Benutzung, besonders von auswärts, seinen Ausdruck findet.

Die Verwaltung war auch in diesem Jahre bemüht, die längst zu einer Lebensfrage gewordene Erweiterung der Museumsräume durch Eingaben an den Magistrat, durch Verhandlungen mit den städtischen Vertretern und durch Anfertigung neuer Pläne zu fördern. Wenn sie auch jetzt noch nicht von einem abschließenden Resultat berichten kann, so muß sie sich mit der Hoffnung, daß dies im nächsten Jahre der Fall sein werde, und mit dem Bewußtsein trösten, daß ihrerseits nichts zu dessen Erzielung versäumt worden ist.

Die Hauptversammlung des Jahres 1909 fand am 27. November abends 8 1/4 Uhr im Saale des Dr. Hochschen Konservatoriums statt und war von 68 Mitgliedern besucht. Den Vorsitz führte der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses, Herr Landgerichtsdirektor von Forckenbeck.

Die Versammlung nahm von dem im Jahrbuch 1909 Seite 417 ff. gedruckt vorliegenden Berichte des Akademischen Gesamtausschusses über die Tätigkeit der Akademischen Abteilung während des Jahres 1908/1909 Kenntnis. Sodann gelangte der — ebenfalls gedruckt vorliegende — vom Akademischen Gesamtausschuß entworfene und vom Verwaltungsausschuß genehmigte Lehrplan für 1909/1910 zur Erledigung. Für seine Durchführung war bereits von der vorjährigen Hauptversammlung der Betrag von 9000 M. bewilligt. Für die Lehrgänge des Winters 1910/1911 wurde der Betrag von 9000 M. vorgesehen.

Hierauf wurde der Rechenschaftsbericht des Pflegamts über die Rechnungsführung des abgelaufenen Geschäftsjahres nebst der Vermögensnachweisung vorgelegt, ebenso der Bericht der mit der Prüfung der Jahresrechnung von der Hauptversammlung betrauten Revisoren. Auf Grund beider Berichte wurde der Rechnungsführung die Entlastung erteilt.

Danach wurde zur Beratung des vom Verwaltungsausschusse vorgelegten Voranschlages der Einnahmen und

Ausgaben für das neue Geschäftsjahr geschritten. Derselbe wurde genehmigt.

Die satzungsgemäß vorzunehmenden Wahlen hatten folgendes Ergebnis:

1. Verwaltungsausschuß:
   a) Ordentliche Mitglieder:
      Dr. Emil Benkard, Justizrat;
      Dr. Adalbert Hengsberger, Stadtrat;
      Victor Moessinger, Stadtrat;
      Karl von Portatius, Major a. D.;
      Georg Seitz, Finanzrat;
      Dr. Julius Simon, Geh. Justizrat.
   b) Ersatzmitglieder:
      Dr. Alexander Berg, Rechtsanwalt;
      Dr. Paul Bode, Oberrealschuldirektor;
      Dr. Rudolf Jung, Professor, Archivdirektor;
      Emil Padjera, Rentner;
      Dr. Moritz Passavant, Justizrat;
      Karl Rumpf, Bildhauer.

2. Pflegamt:
   a) Ordentliche Mitglieder:
      Moritz Abendroth, Buchhändler;
      Bernhard Auffenberg, Privatier.
   b) Ersatzmitglieder:
      Gilbert Leisewitz, Kaufmann;
      Franz Moldenhauer, Ingenieur;
      Gustav Leopold Sautter, Kaufmann.

   Zu Revisoren wurden ernannt:
      Max Keller, Kaufmann;
      Anton Kirchner, Kaufmann.

   Zum Stellvertreter:
      Moritz Cahn, Kaufmann.

Der Verwaltungsausschuß bestand sonach für das Jahr 1909/10 aus folgenden Herren:

a) Ordentliche Mitglieder:

Jean Andreae, Geh. Kommerzienrat.
Dr. Emil Benkard, Justizrat.
Wilhelm Bonn, Bankier.
Franz von Forckenbeck, Landgerichtsdirektor.
Dr. Adalbert Hengsberger, Stadtrat.
Max Kayser, Landgerichtsrat.
Karl Kotzenberg, Konsul.
Hermann Mentzel, Rechnungsrat.
Moritz von Metzler, Bankier.
Victor Moessinger, Stadtrat.
Karl von Portatius, Major a. D.
Hermann Quincke, Landgerichtsdirektor.
Gottfried von Reden, Geh. Justizrat.
Georg Seitz, Finanzrat.
Dr. Julius Simon, Geh. Justizrat.
Julius Wertheimber, Bankier.
Dr. Julius Ziehen, Stadtrat.

b) Ersatzmitglieder:

Dr. Alexander Berg, Rechtsanwalt.
Dr. Paul Bode, Oberrealschuldirektor.
Dr. Rudolf Jung, Professor, Archivdirektor.
Emil Padjera, Rentner.
Dr. Moritz Passavant, Justizrat.
Karl Rumpf, Bildhauer.

Das Pflegamt aus folgenden Herren:

a) Ordentliche Mitglieder:

Moritz Abendroth, Buchhändler.
Bernhard Auffenberg, Privatier.
Dr. Dietrich Cunze.
Andreas Neander, Kaufmann.
Friedrich Römmich, Kaufmann.

b) Ersatzmitglieder:

Gilbert Leisewitz, Kaufmann.
Franz Moldenhauer, Ingenieur.
Gustav Leopold Sautter, Kaufmann.

Als Mitglieder wurden in dem Zeitraum vom Dezember 1909 bis September 1910 aufgenommen:

(Beitrag, wenn nicht besonders vermerkt, M. 8.—, bei Auswärtigen M. 6.—. Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Karl Adam Abt, Dr. phil., Lehramtsassess., Offenbach a. M.
2. Franz Adler, Dr., Nationalökonom.
3. Adolf Ankele, Kaufmann.
4. Franz Auffarth, Buchhändler.
5. Otto Bansa, Stadtvikar.
6. Fräulein Anna M. Boege, Korrespondentin, Offenbach a. M.
7. Fräulein Paula Brüning, Hanau.
8. Hans Burkhardt, Dr. phil., Oberlehrer.
9. Carl Dickhaut, Kandidat des höheren Schulamts.
10. Willy Dreyfus, Bankier.
11. Ludwig Eichelmann, Dr. phil., Oberlehrer.
12. Michael Elias, Institutsvorsteher, Darmstadt.
13. Fräulein Luise Finger.
14. Rudolf Fülling, stud. jur., Leipzig.
15. Ludwig Wilhelm Gans, Kaufmann. (M. 20.—.)
16. Saly Geis, Redakteur.
17. Fritz Georg, Kandidat des höheren Schulamts.
18. Ernst Hugo Gerlach, Kolorist, Fechenheim.
19. Joseph Girgensohn, Dr. phil., K. R. Staatsrat.
20. Walter Gottheil, Versicherungs-Inspektor.
21. Paul Graubner, stud. litt., Unterliederbach bei Höchst a. M.
22. Fräulein Emilie Hahn.
23. Fräulein Sophie Hahn.
24. Fräulein Johanna Hillitzer.
25. Theodor Hoenes, Dr. phil., Oberlehrer.
26. Wilhelm Hofmeyer, Pfarrer, Offenbach a. M.
27. Wilhelm Holz, Kaufmann. (M. 10.—.)
28. Adolph Freiherr von Holzhausen, Rittmeister a. D.
29. Fritz Kahle, Dr., Kandidat des höheren Schulamts.
30. Paul Kanter, Kaufmann, Homburg v. d. H.
31. Fräulein Anna König, Lehrerin.
32. Joseph Kraus, Dr., Oberlehrer.

33. Fräulein Margarete Kux, Oberlehrerin.
34. Frau Henni Löwenstein, Offenbach a. M.
35. August Lorey, Oberlehrer.
36. B. Müller, Professor, Dr., Direktor des Städt. histor. Museums.
37. G. Müller-Beck, Kaiserl. Deutscher General-Konsul.
38. Franz Ludwig Otto, Dr. phil., wissensch. Lehrer.
39. Adolf Perdisch, Geh. Postrat, Postbaurat a. D.
40. Alex. Prigge, Amtsrichter.
41. H. Quincke, Geh. Medizinalrat, Prof., Dr. (M. 10.—.)
42. Erhard Reineck, Dr., Superintendent a. D.
43. Friedrich Ringling, Kaufmann.
44. Frau Helene Rothschild, Offenbach a. M.
45. Otto Ruppersberg, Dr. phil., Archivar am Stadtarchiv.
46. Ludwig Saeng (Sohn), Buchhändler, Darmstadt.
47. Fritz Sandmann, Dr. phil., Oberlehrer.
48. Franz Scheelhaase, Wasserwerksdirektor.
49. Emil Schindler, Chemiker, Fechenheim.
50. Fräulein Fanny Schloß, Offenbach a. M.
51. Hans Schlosser, Oberlehrer. (M. 10.—.)
52. Emil Maria Steininger, Galerie-Direktor a. D., Schriftsteller, Wien.
53. Wilhelm Tecklenburg, Magistratssyndikus.
54. Wilhelm Uhl, stud. germ. et phil.
55. Hans Vatke, Dr. oec. publ.
56. Carl H. H. Viol, Kaufmann, Amsterdam.
57. Wilhelm Wiederhold, Privatier.
58. August Freiherr von Wolf, Dr. jur. (M. 10.—.)
59. Hans Zoll, Kaufmann.

60 Mitglieder sind ausgetreten.

20 Mitglieder wurden uns durch den Tod entrissen.

Der Verwaltungsausschuß wählte zu seinem Vorsitzenden Herrn Landgerichtsdirektor F. von Forckenbeck und zum stellvertretenden Vorsitzenden Herrn Geh. Justizrat G. von Reden.

Zu Vorsitzenden des Pflegamts wurden von diesem die Herren B. Auffenberg und Dr. Cunze gewählt.

Über die Entfaltung der öffentlichen Lehrtätigkeit in dem abgelaufenen Jahre und über das wissenschaftliche Leben

innerhalb der Fachabteilungen bietet der Bericht des Akademischen Gesamtausschusses das Nähere, ebenso der Bericht der Museumsdirektion über die Entwicklung dieses Zweiges der Hochstiftstätigkeit.

Der **Akademische Gesamtausschuß** erstattet über die Tätigkeit der Akademischen Abteilung im verflossenen Jahre folgenden Bericht:

Die Fachabteilungen, die in ihrer Gesamtheit die Akademische Abteilung des Hochstifts bilden, wählten zu Vorsitzenden und damit zu Mitgliedern des Akademischen Gesamtausschusses die folgenden Herren:

Alte Sprachen: Gymnasialdirektor Prof. Dr. R. Busse und Oberlehrer Dr. F. Adami.

Neuere Sprachen: Prof. Dr. M. Banner und Oberlehrer Dr. M. Werner.

Geschichte: Prof. Dr. G. Küntzel und Direktor Dr. O. Liermann.

Bildkunst und Kunstwissenschaft: Direktor Dr. v. Trenkwald und Direktor Prof. Dr. B. Müller.

Mathematik und Naturwissenschaften: Prof. Dr. Rausenberger und Prof. Dr. Brendel.

Deutsche Sprache und Literatur: Prof. Dr. F. Panzer und Dr. R. Hering.

Jurisprudenz: Justizrat Dr. P. Neumann und Oberlandesgerichtsrat O. Creizenach.

Volkswirtschaft: Stadtrat Dr. K. Flesch und Kaufmann J. H. Epstein.

Zum Vorsitzenden des Akademischen Gesamtausschusses wurde von diesem Herr Justizrat Dr. P. Neumann und zum stellvertretenden Vorsitzenden Herr Direktor Dr. O. Liermann gewählt.

Als Mitglieder der Akademischen Abteilung und zwar in die folgenden Fachabteilungen wurden im Laufe des Verwaltungsjahres aufgenommen:

Dr. Hans Burkhardt, Oberlehrer: Alte Sprachen.

Dr. Fritz Kahle, Kandidat des höheren Schulamts: Alte Sprachen, Geschichte.

Alex. Prigge, Amtsrichter: Volkswirtschaft, Jurisprudenz.
Dr. Arthur Rosenmeyer, Rechtsanwalt: Jurisprudenz.
Dr. Fritz Sandmann, Oberlehrer: Geschichte, Neuere Sprachen.
Dr. Paul Schott, Probekandidat: Alte Sprachen.
Dr. Hugo Sinzheimer, Rechtsanwalt: Jurisprudenz, Volkswirtschaft.
Emil Maria Steininger in Wien, Galeriedirektor a. D., Schriftsteller: Deutsche Sprache und Literatur, Bildkunst und Kunstwissenschaft.
Dr. Theodor Hoenes, Oberlehrer: Deutsche Sprache und Literatur, Bildkunst und Kunstwissenschaft.

Aus den einzelnen Fachabteilungen ist zu berichten:

Alte Sprachen.

In der Abteilung fanden 9 Sitzungen statt, in denen folgende Vorträge gehalten wurden. Es sprachen:

Am 21. Oktober 1909: Herr Direktor Prof. Dr. Busse über: „Die Entwicklung der griechischen Plastik bis Lysipp" (nach Loeschckes Vorträgen beim Bonner Ferienkursus).

Am 4. November: Herr Prof. Dr. Bölte: „Beiträge zur Topographie von Lakonien."

Am 25. November: Frau Dr. Gräfin v. Wartensleben: „Zur Psychologie des Übersetzens."

Am 16. Dezember: Herr Prof. Dr. L. Ziehen über: „Neuere religionsgeschichtliche Theorien."

Am 20. Januar 1910: Herr Dr. Schott über: „Zeus bei Amaltheia."

Am 10. Februar: Herr Oberlehrer Dr. Heimen über: „Das Weiterleben der Dioskuren in christlicher Zeit."

Am 24. Februar: Herr Dr. Heinemann über: „Philos Lehre vom Eid, quellenkritisch untersucht."

Am 16. Juni: Herr Direktor Dr. Bruhn über: „Nausikaa und die moderne Homerkritik."

Am 18. August: Herr Prof. Dr. Bölte über: „Die Schlacht bei Leuktra."

Neuere Sprachen.

Es wurden folgende Vorträge gehalten:

Am 24. November 1909: Herr Oberlehrer Dr. M. Werner über:

„Musset und Goethe“ (zugleich aus Anlaß der Jubiläumsfeier des Freien Deutschen Hochstifts).

Am 26. Januar 1910: Herr Oberlehrer C. Petry über:

„Le Parnassiculet Contemporain.“

Am 27. April: Herr Prof. Dr. Banner über:

„Unsere neusprachlichen Seminarkandidaten.“

In der Sitzung vom 26. Januar 1910, der letzten, der Herr Prof. Dr. Morf beiwohnte, gab der gegenwärtige Vorsitzende dem herzlichen Bedauern der Sektion über den schweren Verlust Ausdruck, den sie durch die Hinwegberufung des früheren langjährigen Vorsitzenden, Herrn Professors Dr. Morf, erlitt. Gleichzeitig sprach die Sektion dem Scheidenden ihre innigsten Glückwünsche zu seiner neuen Stellung als ordentlicher Professor der romanischen Sprachen an der Universität Berlin aus.

Bildkunst und Kunstwissenschaft.

Am 20. Januar 1910, Vortrag des Herrn Stadtrat Dr. J. Ziehen:

„Zur Geschichte der antiken Städtebaukunst.“

Am 10. Februar 1910, Vortrag des Herrn Prof. Dr. A. Riese:

„Deutungsversuche zu Giorgione.“

Am 10. März 1910, Vortrag des Herrn Dr. C. A. Baer:

„Das Werk des Hausbuchmeisters.“

Deutsche Sprache und Literatur.

Es sprachen:

Am 14. Oktober 1909: Herr Prof. Dr. J. G. Sprengel über:

„Die Literatur des 19. Jahrhunderts und der deutsche Unterricht.“

Am 9. Dezember 1909: Herr Dr. Th. Gerold über:
„Das Rigilied. Entstehung und Entwickelung eines Schweizerliedes.“

Am 25. Februar 1910: Herr Prof. Dr. Petsch aus Heidelberg:
„Zur Entstehungsgeschichte der Faustsage.“

Geschichte.

Die Sitzungen der Abteilung für Geschichte fanden während des vergangenen Jahres wie im Vorjahre in Gemeinschaft mit der akademisch-historischen Gesellschaft an der Akademie regelmäßig alle 14 Tage Dienstags abends von 8—10 Uhr im historischen Seminar statt. Es haben vorgetragen:

Im Wintersemester 1909/10:

Am 2. November 1909: Herr Prof. Dr. Schwemer:
„Frankfurt a. M. und der mitteldeutsche Handelsverein.“

Am 9. November: die Herren Bibliothekar Dr. Schiff und Dr. Küntzel:
„Neue Bismarck-Literatur.“

Am 30. November: Herr Prof. Dr. Küntzel:
„Der junge Bismarck.“

Herr Oberlehrer Schönfelder:
„Luther und Carlstadt.“

Am 14. Dezember: Herr Oberlehrer Schönfelder:
„Luther und Carlstadt.“ (Schluß.)

Am 11. Januar 1910: Herr Prof. Dr. Bothe:
„Gustav Adolfs wirtschaftliche Pläne während seines Verweilens im Maingebiet.“

Am 25. Januar: Herr Oberlehrer Dr. Maurer:
„Die preußisch-französischen Beziehungen in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts unter dem Ministerium Manteuffel.“

Am 8. Februar: Herr Dr. Bräuer:
„Die Anfänge der Post und die Herren von Thurn und Taxis.“

Herr Dr. Bröcking:
„Der Freiherr vom Stein und Nassau."

Am 22. Februar: Herr Oberlehrer Dr. Heidrich:
„Beiträge zur Geschichte der Reichstage von 1541 bis 1546."

Im Sommersemester 1910:

Am 3. Mai 1910: Herr Prof. Dr. Küntzel:
„Der österreichische Kaisertitel und seine politische Bedeutung."

Am 24. Mai: Herr Oberlehrer Dr. Maurer:
„Die Partei Bethmann-Hollweg."

Am 7. Juni: Herr Privatdozent Oberlehrer Dr. Franz:
„Die Normannen und ihre koloniale Ausbreitung."

Am 21. Juni: Herr Dr. Lennhoff:
„H. v. Kleist und die Berlinisch-Märkische Romantik."

Herr Prof. Dr. Küntzel:
„Der Ursprung des österreichischen Nationalsprachen-Problems."

Jurisprudenz.

Es wurden folgende Sitzungen gehalten:

Am 22. November 1909, Herr Justizrat Dr. Neumann über:
„Recht, Moral und Kunst — eine Fragestellung."

Am 31. Januar 1910: Herr Dr. Alfred Geiger über:
„Der Stand der Zivilprozeßreform."

Am 18. April 1910: Herr Dr. Phil. Rothbarth über:
„Die Reformbewegung auf dem Gebiete der Rechtsanwendung."

Mathematik und Naturwissenschaften.

Es sprachen:

Am 19. November 1909: Herr Prof. Dr. Wachsmuth:
„Über Righis magnetische Strahlen."

Am 3. Mai 1910: Herr Prof. Dr. Eckhard-Homburg über:
„Kugeldreieck und ebenes Kreisviereck."

Volkswirtschaft.

Sitzungen fanden statt am 6. Oktober, 24. November 1909, 19. Januar und 16. März 1910. Es wurde ein Vortrag gehalten:

Am 6. Oktober 1909 von Herrn Syndikus Dr. Hiller über: „Das Gesetz über den Schutz der Bauforderungen."

Die **Lehrgänge** des Winters umfaßten die nachfolgend aufgeführten Vortragsreihen:

1. Herr Professor Dr. Hermann Oldenberg aus Göttingen: „Der Buddhismus."
2. Herr Professor Dr. Hans Dragendorff aus Frankfurt a. M.: „Germanien zur Römerzeit."
3. Herr K. K. Hofrat Professor Dr. Josef Strzygowski aus Graz: „Nachklassische Kunst auf dem Balkan."
4. Herr Professor Dr. Felix Bölte aus Frankfurt a. M.: „Grundlinien altgriechischer Landeskunde."
5. Herr Professor Dr. Paul Hensel aus Erlangen: „Englische Philosophie im 19. Jahrhundert."
6. Herr Professor Dr. phil. et jur. Alfred Manes aus Berlin: „Neuseeland und Australien als sozialpolitisches Versuchsland."
7. Herr Geh. Regierungsrat Professor Dr. Gustav Roethe aus Berlin: „Die Romantiker des deutschen Nordostens."

Der Lehrgang des Herrn Professors Dr. Goetz aus Tübingen über „Die Anfänge des modernen Geisteslebens im Italien des 13. Jahrhunderts" mußte wegen Erkrankung des Vortragenden ausfallen. Dagegen wurde ein Einzelvortrag des Herrn Prof. Dr. Harry Maync aus Bern „Über den neu aufgefundenen Wilhelm Meister" eingeschoben.

An dem zur Feier von Schillers 150. Geburtstage abgehaltenen Festakte sprach Herr Professor Dr. Kühnemann aus Breslau über „Schiller an seinem 150. Geburtstage".

Die Feier von Goethes Geburtstag wurde in diesem Jahr zugleich zu einer Erinnerungsfeier an den kais. Rat Johann Caspar Goethe, der vor 200 Jahren geboren ward.

Den Festvortrag hielt Prof. Dr. O. Heuer über „Goethes Vater". Der Sängerchor des Lehrervereins verschönte die Feier durch stimmungsvolle Gesangsvorträge.

Das **Goethemuseum** hat jetzt in dreizehn Jahren, die seit seiner Eröffnung verstrichen sind, die Proben seiner Existenzberechtigung abgelegt. Der Besuch hat sich in dieser Zeit verdreifacht. Wir zählen jetzt jährlich rund 50,000 Besucher bei einer Einnahme von 32,000 Mark an Eintrittsgeldern. Das Museum steht sonach unter den Museen unserer Stadt hinsichtlich des Besuches von auswärts, wie des Ertrages, längst an erster Stelle. Seine Einnahmen, die etwa das fünffache aller übrigen hiesigen Museen zusammengenommen betragen, setzen es in den Stand, seine Verwaltungskosten wie einen Teil der laufenden Vermehrung aus eigenen Mitteln zu bestreiten, während der andere Teil dieser letzteren durch einen Zuschuß des Hochstifts aus den Zinsen des Stiftungsvermögens und durch Zuwendungen seiner Gönner und Freunde gedeckt wird.

Bis zur Ermüdung ist an dieser Stelle seit Jahren die Klage über die unzureichenden Räumlichkeiten wiederholt. Wenn wir auch jetzt wieder darauf zurückkommen müssen und die dringende Bitte um Abhilfe an die Stadt Frankfurt, die allein hier helfen kann, richten, so wollen wir von der Unmöglichkeit die wachsenden Sammlungen noch geordnet und benutzungsfähig unterzubringen gar nicht reden, sondern nur hervorheben, daß die Enge des Ausstellungssaales die Betrachtung seines Inhalts den Besuchern vielfach unmöglich macht.

Etwa dreißig Personen können gleichzeitig an den Schaukästen wirklich etwas sehen, wenn aber, wie im Sommer fast alltäglich, sechzig und mehr Besucher den Raum füllen, so sieht niemand etwas und die Klagen über diesen unhaltbaren Zustand sind ebenso berechtigt wie zahlreich. Wenn wir wirklich in die Lage versetzt werden sollten im kommenden Jahre mit dem Neubau zu beginnen, so würde bis zu dessen Fertigstellung, bei der stets wachsenden Besucherzahl, die Abhilfe gerade noch in einem Zeitpunkt eintreten, wo die Not aufs höchste gestiegen ist.

Die Bibliothek des Museums hat sich in der Zeit seines Bestandes verdoppelt und zählt jetzt an 40000 Bände, bei einem jährlichen Zuwachs von 1500—2000 Bänden.

Das Archiv hat eine noch umfassendere Vermehrung. Es umfaßt zurzeit rund 5000 Handschriften und Briefe, während die graphische Sammlung diese Zahl bereits bedeutend überschritten hat.

Unter dem Zuwachs, den das verflossene Jahr brachte, haben wir zuerst dankbar hochbedeutende Zuwendungen durch Vermächtnis und Geschenk hervorzuheben. Herr Dr. Max Rieger zu Darmstadt, der Großneffe Klingers, hat seiner früheren Schenkung einer großen Anzahl von Briefen des Dichters durch letztwillige Verfügung alle die Andenken an ihn, die im Besitz der Familie sich befanden, beigesellt.

In erster Linie ist das von Goethe in Kreide ausgeführte Bildnis Klingers vom Januar 1775 zu nennen, während eine herrliche Zeichnung Bossis von 1806 den russischen Generalmajor darstellt. Eine Anzahl Porträtstiche, der Degen Klingers, sein Petschaft usw. reihen sich an. Das Museum vereint jetzt, dank der Güte seines verstorbenen Freundes, des feinsinnigen Poeten und Gelehrten Max Rieger, bis auf eine Anzahl von Briefen alles, was noch an den Jugendgenossen Goethes, den Dichter von „Sturm und Drang" erinnert.

Die noch fehlenden Briefe suchen wir nach und nach zu erwerben; auch das vergangene Jahr hat in dieser Hinsicht einige Lücken ausgefüllt. Wir werden dem Dahingeschiedenen, dessen Name in seiner Stiftung bei uns fortlebt, allzeit ein dankbares Andenken bewahren.

Eine weitere höchst wertvolle Stiftung verdanken wir einem anderen alten Freunde unserer Bestrebungen, dem Großneffen Gotthold Ephraim Lessings, dem Geh. Justizrate Carl Robert Lessing in Berlin. In dem erweiterten Museum sollen neben Goethes Standbild auch die Marmorbüsten Lessings, Wielands, Herders und Schillers ihren Platz finden. Herr Geheimrat Lessing stiftete zu diesem Zwecke die überlebensgroße Büste des Dichters, ein Werk des Bildhauers Professor Otto Lessing, des Schöpfers des Berliner Lessingdenkmals, aus edelstem karrarischem Marmor und fügte eine getreue Kopie des berühmten Anton Graff'schen Lessingporträts, von

der Hand Heinrich Lessings, hinzu. Auch an dieser Stelle sei ihm unser herzlichster Dank ausgesprochen.

Seit längeren Jahren besitzt das Museum den überaus seltenen Klavierauszug der Andréschen Komposition von Goethes „Erwin und Elmire" von 1775. Durch die freundliche Unterstützung des Herrn Julius Wertheimber wurde uns nun die Erwerbung der dazu gehörigen Orchesterstimmen ermöglicht, so daß wir jetzt in der Lage sind, gegebenenfalls das niedliche Singspiel genau in derselben Weise wieder aufzuführen, wie es im Mai 1775 zum erstenmal in Frankfurt das Publikum entzückte.

Unter den Entwürfen für das Frankfurter Goethedenkmal, deren das Museum eine ganze Reihe aufzuweisen hat, fehlte bisher der erste stehende Entwurf Chr. D. Rauchs. Den Abguß des vom Künstler nochmals, etwas verändert modellierten, Kopfes hatten wir vor zwei Jahren angekauft, aber für einen im Privatbesitz befindlichen Abguß der ganzen Figur wurde eine unerschwingliche Summe gefordert. Durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Direktors des Weimarer Goethe-Nationalmuseums, des Herrn Geh. Reg.-Rats Prof. Dr. von Oettingen, wurde es nun möglich, den dort befindlichen von Rauch Goethe zur Begutachtung übersandten ersten Gipsabguß in Bronze abformen zu lassen. Die 52 cm hohe Statuette, die den Dichter in antiker Gewandung, mit dem Lorbeerkranze in der Hand darstellt, gehört zu den interessantesten Porträtfiguren Goethes.

Von Herrn Robert Flauaus hier wurde dem Museum einer der nur in wenigen Exemplaren angefertigten ersten Abgüsse des Schwanthalerschen Goethedenkmals, in der Höhe von 70 cm, als Geschenk überwiesen.

Einen überraschenden Beleg für den Eifer, mit dem Goethe in Rom unter Hackerts strenger Leitung systematische Zeichenübungen trieb, bildet ein großes Blatt seiner Hand, das einen mächtigen Baum mit Laubwerk in korrektester Federzeichnung zeigt. Der Baumschlag ist einer der Vorlagen in Hackerts Principi di disegno völlig entsprechend. Ottilie, die das Blatt in Wien dem Grafen Fries, Goethes Studiengenossen bei Hackert, zum Andenken verehrte, hat es mit folgenden Worten beglaubigt: „Handzeichnung meines Schwiegervaters unter der Leitung von Hackert".

Zwei eigenartige Gegenstücke bilden die in Kupfer getriebenen lebensgroßen Porträtreliefs Goethes und Eckermanns. Goethe ist nach der bekannten Profilzeichnung Jagemanns dargestellt, Eckermanns Bildnis trägt die Signatur: Max Eger, Weimar.

Von den Fräulein Bansa und Rößler erhielten wir mehrere interessante Andenken an Marianne von Willemer, von Herrn L. Schmöle einen Teelöffel Schopenhauers mit seinem Wappen.

Herr Stadtrat Mössinger schenkte als wertvolles Einzelblatt eine Lithographie von Delacroix, Goethe darstellend, die als Titelbild zu der großen, von dem Künstler illustrierten Faustausgabe vom Jahre 1828 verwendet worden ist. Von doppeltem Interesse, als Goethebild wie als kulturhistorisches Kuriosum, ist eine 10 Dollarnote, die Herr W. Specht in New-York uns übersandte. Das Interesse am deutschen Geistesleben bekundeten die Amerikaner, indem sie diese Note mit den Bildern deutscher Künstler und Gelehrten, darunter auch Goethe nach Schwerdtgeburth, schmückten. In Goethes Jugendzeit führt uns eine Originalzeichnung des jüngst verstorbenen Malers Woldemar Friedrich: aus der Reihe seiner Bilder zu Goethes Leben wurde die Szene mit dem Puppentheater käuflich von seiner Witwe erworben.

Schon lange ist unser Bestreben darauf gerichtet, die Stätten, die Goethe besucht hat, in Bildern aus der Zeit zusammenzutragen, um sie dann, sobald die räumlichen Verhältnisse es erlauben, in periodischen Ausstellungen dem Auge des Besuchers darzubieten. In diesem Jahre konnte die Schweizerreise und die Reise am Rhein, Main und Neckar durch interessante Landschaftsbilder, darunter einige wertvolle Originalzeichnungen, ausgebaut werden.

Den Blick von der Gerbermühle auf Frankfurt hatte Anton Radl im Bilde festgehalten. Rosette Städel, die Tochter Willemers, hatte Radierungen davon angefertigt und Goethe mehrere Abzüge zum Geschenk gemacht, der sie dann mit Widmungen versehen verschiedenen Freunden verehrte. Der Kunstverlag von Gurlitt in Berlin hat ein solches Blatt durch Professor Struck reproduzieren lassen und ein Exemplar dem Museum zum Geschenk gemacht; von Öser, Goethes Leipziger

Lehrer, wurden einige Handzeichnungen angekauft, auch gelang es, einige Radierungen von Seekatz zu erwerben. Ein Kupferstich der Luise Seidler: „Die heilige Elisabeth Almosen austeilend" kam gleichfalls in unseren Besitz, sowie eine launige Handzeichnung Bettina von Arnims „Vögel im Neste". Eine fein ausgeführte Bleistiftzeichnung eines unbekannten Künstlers stellt Herder in mittleren Lebensjahren dar.

Vor mehreren Jahren erwarben wir ein Bild Schopenhauers in einer Federzeichnung von Luntenschütz. Es gelang jetzt eine weitere Studie des Meisters zu diesem Bilde anzukaufen.

Schließlich sei noch einiger Bilder aus dem Hause Friedrich Heinrich Jacobis gedacht, die Frau Dr. Kuhlmey in Homburg uns geschenkt, sowie derjenigen aus dem Kreise der Frau von La Roche, durch die uns Herr J. Frank in Offenbach wiederum erfreute.

Auch für das Archiv brachte das vergangene Jahr reichen Zuwachs. So konnte die durch M. Schubarts hochherzige Stiftung begründete Thoranc-Sammlung durch Ankauf einer großen Anzahl an den Königsleutnant gerichteter Briefe vermehrt werden. Herr Sanitätsrat Dr. Pfeiffer in Wiesbaden schenkte das Fremdenbuch des Badhauses zum Bären in Wiesbaden, in dem Goethe verschiedene Male abgestiegen war. Zur Feststellung seines Verkehrs sind die von seiten des Wirtes gemachten Eintragungen nicht ohne Wert. —

Der Vorspruch zur Reise am Rhein, Main und Neckar — „Zu des Rheins gestreckten Hügeln" — von Goethe eigenhändig geschrieben, wurde in einer Londoner Versteigerung ausgeboten und zu einem hohen Preise für Deutschland durch uns zurückgewonnen. Unsere Sammlung von Briefen Goethes an K. E. Schubarth konnte um einen Brief vermehrt werden. Auch zu den Briefen Karl Augusts kamen einige Stücke hinzu. Von neueren Dichtern seien nur Handschriften Freiligraths, Rückerts unter anderen genannt. —

Der Zuwachs der Bibliothek ist auch in dem vergangenen Jahre ein normaler gewesen. Wenn die Bändezahl der Vermehrung auch um ein Geringes hinter der des Vorjahres zurückgeblieben ist, so wird das dadurch ausge-

glichen, daß in diesem Jahre zwar weniger lange Reihen, dagegen aber eine ganze Anzahl längst gesuchter Seltenheiten erworben werden konnten. Zum Teil wurden diese auf Auktionen ersteigert, ein anderer Teil wurde von einem englischen Antiquariat gekauft, vor allem frühe Übersetzungen aus unserer Literaturperiode und vieles zur Werther- und Faustliteratur Gehörige. Von einem besonders reichhaltigen Katalog dieser Firma erhielten wir indessen trotz sofortiger Bestellung kein einziges der unter „Goethe" registrierten Werke; sie dürften wohl nach Amerika gewandert sein. Die Bücherpreise blieben immer noch sehr hoch, aber es ist wenigstens keine weitere Steigerung mehr eingetreten.

Unsere wichtigste Abteilung, Goethe, wächst immer noch sehr stark, vor allem natürlich durch die Literatur über ihn. Die Weimarer Ausgabe liegt nunmehr bis auf Registerbände vollständig vor, die drei neuerscheinenden Ausgaben der Werke (Propyläen-, Tempel- und revidierte Hempelsche Ausgabe) sowie die verschiedenen Briefsammlungen schreiten rüstig vorwärts. Die wichtigste Erwerbung in dieser Abteilung war wohl ein Exemplar der von Merck und Goethe veranstalteten Ossian-Übersetzung; es unterscheidet sich von den übrigen bisher bekannten Exemplaren dadurch, daß nur der erste Band die ursprüngliche von Goethe radierte Vignette zeigt, die drei andern die künstlerisch weit geringere spätere Nachahmung. Wahrscheinlich war nur noch eine kleine Anzahl der ursprünglichen Titelblätter vorhanden, als das Unternehmen von der Fleischerschen Buchhandlung übernommen und weitergeführt wurde, sodaß einige Exemplare zwei, andere nur eins von ihnen erhalten konnten. Viele frühe englische Übersetzungen wären hier zu nennen: Iphigenie 1793, „Gortz von Berlingen(!)" 1799, Stella, Tasso, Hermann und Dorothea, sogar »The young riflemans comrade« fehlt nicht, der diese Ehre wohl dem Umstande verdankt, daß Goethe das deutsche Original herausgegeben hat. Auch eine catalanische Übersetzung des Tasso sei erwähnt. Über eine sehr reiche Zunahme bei Werther, neben frühen Übersetzungen zahlreiche meist englische Werthergedichte, soll künftig im Zusammenhang berichtet werden. Das 1797/98 erschienene englische Wochenblatt »The Anti-Jacobin«, das ebenso wie die 1800

in Buchform erschienene Neuauflage erworben wurde, enthält das höchst ergötzliche Drama: »The rovers; or, the double arrangement«, eine Parodie von Schillers Räubern und Goethes Stella zugleich, durchaus nicht ohne Geist geschrieben und aus der Tendenz des Blattes zu erklären, die ausländischen Schriftsteller für das Eindringen revolutionärer Ideen in England verantwortlich zu machen. Der Engländer Granville gibt in seinem Buche »St. Petersburgh« eine eingehende Schilderung seines Besuchs bei Goethe und des späteren Weimarer Kreises, der sich um Ottilie von Goethe gruppierte, und der englische Major Bell schildert in seinen »Letters from Wetzlar« die Wertherstadt und die dort noch lebenden Glieder der Familie Buff um 1817.

Von den Jugendfreunden Goethes fand Lenz die größte Bereicherung. Neben den beiden Neuausgaben seiner Werke erwarben wir: Flüchtige Aufsätze herausgegeben von Kayser, Die Freunde machen den Philosophen, Petrarch, Die Soldaten, Pandæmonium germanicum, Der Engländer, fast durchweg in Erstausgaben. Neben H. L. Wagner und Hüsgen sei dann Merck genannt: Die Reisebeschreibungen von Shaw 1765 und Pallas 1776/78 sind von ihm übersetzt, das Prachtwerk „Theorie der Gartenkunst" von Hirschfeld 1779/85 enthält einen Beitrag von ihm über die Darmstädter Gärten.

Von Schiller erscheint eine neue Ausgabe, die Horen-Ausgabe, neben der von Güntter und Witkowski herausgegebenen. Zahlreiche zum Teil sehr frühe englische Übersetzungen Schillerscher Werke und das Prachtwerk „Die Schiller-Geschlechter Deutschlands" seien noch erwähnt.

Von den übrigen Zeitgenossen können wir hier nur einen summarischen Überblick des Zuwachses geben: Lessing, Wieland, Tieck, J. N. Götz, Schröder, Kleist, Arnim, Lavater, Klopstock, Fouqué, Jean Paul, Einsiedel, Kotzebue, Forster, die Brüder Grimm, Grillparzer, Günther, Hegel, Loën, Katharina II. von Rußland, Bahrdt, Heine, Denis seien herausgegriffen. Von E. T. A. Hoffmann erwarben wir eine Anzahl seltener Erstausgaben, von Rückert die der deutschen Gedichte, von Platen die der Ghaselen, von Schwan die bisher nur ungenau beschriebene der anecdotes russes, von Tieck die Volksmärchen von 1797, von Elise Bürger zwei patriotische

Gedichtsammlungen von 1813, von den Gebrüdern Stolberg ein Exemplar der Gedichte, das handschriftlich ein ungedrucktes Gedicht und einige Strophen eines andern von Friedrich Leopold enthält.

Von allen Genannten und vielen andern kommen dann noch englische und französische Übersetzungen hinzu, sogar eine französische von Vater Jahns „Deutsches Volkstum". Einige Robinsonaden mögen den Schluß bilden, darunter der berühmte vom Jahre 1812 ab von J. D. Wyß für seine Kinder geschriebene „Schweizerische Robinson". Aus der ausländischen Literatur seien hier zunächst drei Sammelwerke in prächtigen alten Kalblederbänden hervorgehoben: die Bibliothèque brittannique 1723/44, die Bibliothèque française 1723/46, die Bibliothèque des ouvrages des savans de l'Europe 1728/50, denen sich das Théâtre anglois 1746/56 anschließen möge. Ferner fanden Ergänzung: Pope mit einer frühen Prachtausgabe seiner Werke und Briefe, Caylus durch seine Histoire de Joseph mit den Stichen, die er fälschlich nach Rembrandt nennt, Marmontel, Dante, Diderot, Dryden, Madame de Genlis, Rousseau, Byron, Addison, Barthélemy, Dumouriez, Scott. Von den Übersetzungen sind nennenswert: eine solche des Ossian von Schillers Jugendfreund Petersen und mehrere von seinem Vetter und Taufpaten Johann Friedrich Schiller.

In der Abteilung „Theatergeschichte" kamen außer vielem die Geschichte der einzelnen Theater betreffenden manche Seltenheiten hinzu: Die „Abschilderung der Ackermannischen Schauspieler" 1755, „Über die Döbbelinische Schauspielergesellschaft" 1769 mit der Gegenschrift aus demselben Jahr, der Madame Wetzelin „Unterthänigste Abschiedsrede", Contius „Beiträge zum Parterre" 1771, das „Dramaturgische Wochenblatt für Berlin und Deutschland" 1791, fast alles Stücke, die jetzt mehr Mark als einst Pfennige kosten.

In der Abteilung „Almanache" wurden hauptsächlich Lücken ergänzt: Taschenbuch für Reisende, Rheinisches Odeon, Penelope, Akazienblüten aus der Schweiz, Musikalischer Almanach, Siona, Komus und Andre erhielten teils Ergänzungen, teils wurden sie neu eingereiht.

Das eben Gesagte gilt auch von den „Zeitschriften":

„Literarisches Conversationsblatt“, „Belustigungen des Verstandes und des Witzes“, „Erinnerungsblätter für gebildete Leser“ 1813—26, ferner die „Epigonen“, von Arnold Ruge herausgegeben, die „Zürcherischen Beiträge“ von Hottinger u. A., „Neue Fackeln“ und mehrere Jahrgänge der so seltenen „Olla Potrida“ seien namhaft gemacht, von fremdsprachlichen »The Tatler« von Steele und Addison.

In der Abteilung „Literaturgeschichte“ ist der Zugang naturgemäß sehr groß, es erübrigt sich indessen hier einzelnes aufzuführen, da nach Möglichkeit alles Neuerscheinende angeschafft wird, was auf die klassische Literaturperiode im weitesten Sinne Bezug hat; vielleicht wäre hier zu erwähnen: Witkowski, Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig; Hauser, Weltgeschichte der Literatur; die Neuausgabe von Sanders, Handwörterbuch der deutschen Sprache; von älteren: Forkel, Allgemeine Geschichte der Musik.

Zu den „Hilfsmitteln“ kam hinzu der fünfte Band von Holzmann und Bohattas Anonymenlexikon, das Jahrbuch der Bücherpreise, „Von wem ist das doch?“ (ein Werk zur Auffindung von Verfassernamen), manche Werke über Baustile, Mobiliar und Moden des 18. Jahrhunderts, über Miniaturmalerei und Bou-Magie, d. h. die Kunst des Silhouettierens. Bei den „Musikalien“ wäre nichts besonders Wichtiges zu nennen, vielleicht ein „Trio pour le clavecin“ des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Im nächsten Jahr steht hier ein größerer Zuwachs zu erwarten. Bei den „Bildwerken“ beschränken wir uns auf die Erwähnung von: Schiller, le Feste di Eleusi, Zeichnungen von G. M. Wagner, gestochen von Ruscheweih 1817; J. H. Meyer, Landschaften nach Schweizermalern radiert 1788; Moritz Retzsch, Fantasien 1834.

Sehr erfreulich war der Zugang in der „Faustbibliothek“ sowohl der Zahl wie dem Werte nach: Eine ganze Reihe von zum Teil sehr frühen englischen Übersetzungen, davon manche in Zeitschriften und Anthologien versteckt, englische und französische Possen, Nachahmungen, Übersetzungen des Gounodschen Textbuches in alle nur denkbaren Sprachen stehen neben den so seltenen Quellenschriften zum historischen Faust: Langius, Lerchheimer von Steinfelden, J. B. Schuppius. Die Abteilung zählt jetzt über 1800 Bände.

So ist es in diesem Jahre noch möglich gewesen, den bisherigen systematischen Ausbau der Bibliothek fortzusetzen; bald wird das leider an der Platzfrage scheitern, schon stehen die Bücherreihen doppelt, was den Gebrauch sehr erschwert und die Ordnung fast unmöglich macht, die großen Formate können nicht mehr da eingestellt werden, wo sie hingehören, sondern sie liegen auf Haufen, vieles, das eigentlich in die Bibliothek gehört, z. B. Zeitschriften, hat in die Dachräume des Goethehauses wandern müssen, eine Reinigung der Bücher ist ausgeschlossen, die Benutzbarkeit der Bibliothek wird immer mehr in Frage gestellt.

Die Benutzung der Bibliothek erfolgt in erster Linie durch die Mitglieder des Hochstiftes, sowohl im Lesezimmer als durch Entleihen. Selbstverständlich aber muß eine wissenschaftliche Spezialbibliothek über die lokalen Schranken hinaus der allgemeinen wissenschaftlichen Forschung sich dienstbar machen, wenn anders sie eine Existenzberechtigung haben soll. Demgemäß wird nun seit Jahren diese Forschung seitens der Bibliotheksverwaltung in weitgehendstem Maße unterstützt. Den Gelehrten, die hier arbeiten wollen — zu unserer Freude hat sich ihre Zahl auch in diesem Jahre wieder bedeutend vermehrt — stehen die Bücher, zum größten Teil durch Standortssignatur sofort auffindbar, zur Verfügung. Nach auswärts kommen wir durch Versendung an Private und bei wertvollen Werken an die Bibliotheken allen berechtigten Wünschen gern entgegen. Auf zahlreiche literarische Anfragen wird bereitwilligst sachgemäße Auskunft gegeben.

Anderseits wird uns aber auch fortdauernd die freundliche Unterstützung und Förderung der gelehrten Welt zuteil.

Den Direktionen der Universitätsbibliotheken, der höheren Lehranstalten, den Redaktionen literarischer Zeitschriften &c., sowie den auf unserem Gebiete schriftstellerisch arbeitenden Fachgenossen sind wir im weitesten Umfange zu Dank verpflichtet. Da eine Bibliothek wie die unsere auf die durch den Buchhandel nicht zugänglichen, zum Teil höchst wertvollen Einzeluntersuchungen nicht verzichten kann, so werden diese Erscheinungen durch sorgfältige Durchsicht der in Frage kommenden Zeitschriften und anderer Hilfsmittel festgestellt

und von den Autoren oder Herausgebern ꝛc. direkt erbeten. Wir können auch in diesem Jahre unserer Genugtuung darüber Ausdruck geben, daß wir nur in seltenen Fällen eine Fehlbitte getan haben. Häufig haben wir den freundlichen Einsendern recht viel Mühe gemacht, und für ihre Langmut und Geduld gebührt ihnen noch unser Dank.

Es verpflichteten uns folgende Spender durch freundliche Einsendung zu wärmstem Danke:

Die Direktionen der Universitäts-Bibliotheken zu Berlin, Bonn, Breslau, Erlangen, Freiburg i. Br., Gießen, Göttingen, Greifswald, Halle, Heidelberg, Kiel, Leipzig, Marburg, München, Münster i. W., Rostock, Straßburg, Tübingen, Upsala, Direktion des Goethe-Nationalmuseums in Weimar, Schwäbischer Schillerverein in Marbach, The Trustees and Guardians of Shakespeares Birthplace, Stratford upon Avon, Direktion der Kgl. Akademie für graph. Künste und Buchgewerbe in Leipzig, Rat der Haupt- und Residenzstadt Dresden, Leitung der wissenschaftlichen Anstalten in Hamburg, Deutsche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Bromberg, Vorstand des Altertumsvereins in Plauen i. V., Direktion der Stadtbibliothek, Volksbibliothek, Freie Literarische Gesellschaft, die Direktionen der Gymnasien: Berlin (Königsstädtisches Gymnasium), Hamburg (Wilhelm-Gymnasium), Kolberg (Dom-Gymnasium), Kremsier, Mähren (Staatsgymnasium), Laibach (Staatsgymnasium), Leipzig (Thomasschule), Myslowitz O.-S. (Königl. Gymnasium), Oels, Osnabrück (Ratsgymnasium), Pola (Staatsgymnasium), Prag-Altstadt (Staatsgymnasium), Quedlinburg (Kgl. Gymnasium), Schwedt a. O. (Hohenzollerngymnasium), Torgau, Wien (Karl-Ludwig-Gymnasium); der Realgymnasien: Berlin-Lichtenberg, Schönlanke, Tilsit, der Kgl. Luitpold-Kreis-Oberrealschule in München und der Oberrealschule in Suhl, der Realschule an der Bismarckstraße in Hamburg, der städt. Realschule in Magdeburg und der Franz-Joseph-Realschule in Wien, sowie der städt. höheren Mädchenschule in Solingen.

Die Redaktionen der folgenden Zeitschriften: Der alte Glaube in Leipzig, Archiv für die neueren Sprachen und Literaturen, Berner Rundschau in Bern, Blätter für höheres Schulwesen in Berlin, Bund in Bern, Christliche Freiheit in Bonn,

Conservative Monatsschrift in Berlin, Daheim in Leipzig, Deutsche Arbeit in Prag, Deutsches Christentum in Bremen, Deutscher Herold, Deutsche Theaterzeitschrift in Berlin, Erwinia in Straßburg, Freistatt in Wien, Gegenwart in Berlin, Grenzboten in Leipzig, Herrigs Archiv, Hessenland in Cassel, Hilfe in Berlin, Illustrierte Zeitung in Leipzig, Karpathen in Kronstadt (Ungarn), Korrespondenzblatt für das höhere Schulwesen Württembergs, Literarisches Echo, Masken in Düsseldorf, Nachrichten der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, Neue Jahrbücher für das klass. Altertum in Leipzig, Neue Rundschau in Berlin, Neues deutsches Dichterheim in Koburg, Protestantenblatt, Über den Wassern in München, Über Land und Meer in Leipzig, Westermanns Monatshefte in Braunschweig, sowie folgende Verlagsanstalten: Cotta in Stuttgart, Eugen Diederichs in Jena, Diesterweg, J. M. Hirschmann in Offenbach, Insel-Verlag in Leipzig, Meisenbach, Riffarth & Co., Herm. Minjon, Neuer Frankfurter Verlag, Petermanns geograph. Mitteilungen, University Press in Berkeley (Californien), K. Th. Völcker, Wolf Wertheim in Berlin.

Ferner die Herren bezw. Damen: Moritz Abendroth, Dr. K. Alt in Darmstadt, Prof. Dr. Baldensperger in Lyon, Bankdirektor Robert Bansa, Prof. Dr. Bartels in Weimar, G. Barzelotti in Rom, Frl. Heloise v. Beaulieu in Hannover, Prof. Belouin in Caen, Prof. Dr. Karl Berger in Darmstadt, Gymnasialdirektor Dr. A. Biese in Neuwied, A. Bing, Prof. Dr. N. Bischoff in Lüttich, Dr. J. H. Bondi, Prof. Dr. Bonin in Worms, Prof. Dr. Borinski in München, Dr. P. Bornstein in Gräfelfing-München, H. Bräuning-Octavio in Darmstadt, Dr. F. Braun in Wien, Felix Braun in Braunschweig, Frau Hanny Brentano in Wien, Pastor prim. J. Burggraf in Bremen, Dr. G. Caro in Zürich, Prof. Dr. Castle in Wien, Prof. Dr. A. Chuquet in Paris, W. A. Cooper, Stanford University, Californien, Dr. Victor Frhr. v. Coudenhoven in Schloß Woykau in Böhmen, Dr. R. v. Damm in Hannover, Frau Dr. Maria Debo in Breslau, Prof. Dr. W. Deetjen in Hannover, Dr. O. Denecke in Göttingen, Oberjustizrat E. Eggert in Schwäbisch-Hall, Privatdozent Dr. C. Enders in Bonn, Prof. Dr. E. Engel in Berlin, P. T. Falk in Riga, Prof.

Dr. A. Farinelli in Turin, C. Fasola in Florenz, Dr. W. Feldmann in Brüssel, Dr. L. Feuchtwanger in München, Dr. A. Figdor in Wien (durch Vermittlung des Herrn Landgerichtsrats Becker), Edgar Flinsch, Dr. B. v. Frankl-Hochwart in Wien, Dr. Egon Friedell in Wien, J. Gottlieb, Dr. L. Grünstein in Wien, Dr. G. Grumann in Bern, Geheimrat R. Güntter in Stuttgart, Reg.-Rat Dr. E. Guglia in Wien, G. v. Hartmann, Prof. Dr. A. Hauffen in Prag, Dr. R. Hennig in Berlin-Friedenau, Dr. F. Hering in Berlin, E. Hertel in München, Wilh. Herzog in München, Prof. Dr. Heuer, Generalmajor K. Hill in Tegernsee, Dr. H. Holland in München, Dr. A. Horneffer in Neuteich (Westpr.), R. Ideler in Torgau, Karl Jensch in Neiße, Archivdirektor Dr. Jung, K. Kiefer, W. Kienzl in Berlin, Dr. O. Klein in Bitterfeld, V. Klemperer in Oranienburg, Louis Koch, Dr. A. Köllmann in Remscheid, S. Kra in Paris, Dr. L. Krähe in Berlin, Archivar Dr. Kraus in Stuttgart, K. Kühner in Waldkirch i. B., Privatdozent Dr. A. Kutscher in München, Frl. Dr. Martha Langkavel in Zürich, Prof. Dr. O. v. Lippmann in Halle a. S., L. L. Mackall in New York, Stadtpfarrer Dr. G. Maier in Pfullingen, Frau Luise Marelle, Dr. F. A. Mayer in Wien, Prof. Dr. H. Maync in Bern, Prof. Dr. H. Meisner in Berlin, Frau E. Mentzel, Prof. Dr. R. M. Meyer in Berlin, Dr. Minde-Pouet in Bromberg, Professor Dr. L. Morsbach in Göttingen, Friedrich Müller in Hamburg, Hans von Müller in Berlin, Frau Dr. Neubürger, Fritz Oberndorfer in Graz, R. Oppenheim in Berlin, Prof. Dr. Petsch in Heidelberg, Dr. B. Pfeiffer in Stuttgart, Major v. Portatius, Prof. Dr. Rade in Marburg, Geheimrat Dr. H. Rehn, Dr. E. Reichel in Berlin, Geh. Reg.-Rat Th. Renaud in Straßburg, Richard Savage in Stratford upon Avon, Prof. Dr. A. Sauer in Prag, Prof. Dr. B. Sauer in Kiel, Paul Schaumburg in Halle a. S., Frau Hedwig Scherbius, Geh. Rat Dr. Erich Schmidt in Berlin, P. Expeditus Schmidt in München, Gymnasial-Rektor Prof. Dr. O. E. Schmidt in Wurzen, Frl. Schmidt, G. Schneege in Breslau, Amtmann Schnock in Wernigerode, Prof. Dr. E. Schröder in Göttingen, Prof. Dr. Schüddekopf in Weimar, Frl. Dr. M. Schuette in Weimar, K. Fr. Schulz-Euler, Geh. Rat Dr. Schwenke in Berlin, F. Seuffer (in Fa.

Seligbergs Antiquariat) in Bayreuth, Geo W. Spier in Washington, Frau Else Sprengel in Berlin, Prof. Dr. R. Steig in Berlin-Friedenau, Dr. Stumme in Leipzig, Strauß-Collin, Dr. Traumann in Heidelberg, Frau Th. Trier, Dr. V. Tornius in Leipzig, Geh. Rat Dr. Ulmann in Greifswald, Privatdozent Dr. R. Unger in München, Prof. Dr. Weißenfels in Göttingen, Kurt Wolff in Leipzig, Prof. Dr. Th. Ziegler in Straßburg, Geh. Hofrat Dr. K. Th. Zingerler in Sigmaringen.



Register.

Literarischer Anzeiger.

Beilage zum Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts.

1910.

Kunstverlag Hermann Knoedel, Frankfurt a. M.

Aus dem Frankfurter Goethemuseum.

I.

Bildwerke.

Ausgewählt und herausgegeben von

O. Heuer.

14 Kunstblätter in Imperial-Folio in Mappe.

1. **Goethe,** Kreidezeichnung von J. H. Lips.
2. **Goethe,** Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen 1808.
3. **Schiller,** Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen 1808.
4. **Goethe,** Ölgemälde von H. Kolbe 1822.
5. **Goethe,** Ölgemälde von Schmeller 1826/27.
6. **Goethe, Johann Caspar,** Pastellgemälde.
7. **Goethe, Katharina Elisabeth,** Pastellgemälde.
8. **Zwei Federzeichnungen Goethes.**
9. François de Théas, comte de Thoranc, Ölgemälde.
10. **Goethe und seine Schwester,** Ölgemälde von J. K. Seekatz 1761/62.
11. **Drei Monatsbilder,** Ölgemälde von J. K. Seekatz 1761/62.
12. **Drei Monatsbilder,** Ölgemälde von J. K. Seekatz 1761/62.
13. **Joseph in Ägypten,** Ölgemälde von J. G. Trautmann 1761/62.
14. **Wieland,** Ölgemälde.

Ladenpreis **M. 150,** für Mitglieder des Freien Deutschen Hochstifts **M. 100.**
Einzelblätter **M. 15,** für Mitglieder des Freien Deutschen Hochstifts **M. 8.**

